Ernst Fleischhack

Aus Deutschlands dunkelster Zeit

T. 3: Untergang und Bewahrung

L
6036
-3

14L 6036-3

Ernst Fleischhack

AUS DEUTSCHLANDS DUNKELSTER ZEIT

Persönliche Erlebnisse und Erfahrungen

1943 - 1945

Teil 3: Untergang und Bewahrung

Detmold 1997

01172202

14 L 6036-3



G99 - 1016

Ernst Fleischhack

Untergang und Bewahrung

Meine Erlebnisse als Soldat und Kriegsgefangener

26. April 1944 - 26. August 1945

Nach einem im Herbst 1945 niedergeschriebenen Bericht

(= Aus Deutschlands dunkelster Zeit, Teil 3)

Detmold 1997

Meiner lieben

sechsundneunzigjährigen Mutter,

zugleich im Gedenken

an meinen lieben Vater (1894-1983)

Inhalt

Vorwort	IV
1. Wartestand	1
2. Garnison	9
3. Truppenübungsplatz	20
4. Fronteinsatz	38
5. Marsch der Gefangenen	55
6. Sammellager	68
7. Zwischenlager	79
8. Abtransport in die Sowjetunion	85
9. Stammlager	91
10. Im Lazarett II	100
11. Im Lazarett IV	114
12. Rücktransport nach Deutschland	127
13. Heimkehr	144
Anhang	
1. Waldenburger Geschehnisse	153
2. Neubesinnung, Neubeginn	159
Abbildungen	167

Vorwort

Nachstehende autobiografische Darstellung aus dem verhängnisvollsten Zeitabschnitt der deutschen Geschichte dieses Jahrhunderts basiert auf einem 61 Schreibmaschinenseiten umfassenden Bericht, den ich, dem Wunsche meines Vaters folgend, bald nach Rückkehr aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft begonnen und Weihnachten 1945 abgeschlossen hatte. Ohne diese chronologische Ereignis-Dokumentation als Unterlage hätte sich heute, über 50 Jahre später, eine tatsachengerechte Schilderung nicht mehr zustande bringen lassen. Gleichwohl wird hier keine in stilistischer Hinsicht mehr oder minder veränderte Zweitauflage des Textes von 1945 dargeboten, sondern eine völlig neu formulierte und gestaltete Ausarbeitung. Der zeitliche und räumliche Gesamtrahmen ist um ein Anfangs- und zwei Anhangskapitel erweitert worden. Einige bei Abfassung des Berichts von 1945 als entbehrlich empfundene, bis heute aber noch im Gedächtnis behaltene Randbegebenheiten und -beobachtungen sowie Stimmungseindrücke habe ich jetzt bewusst mit eingefügt, könnten sie nach meiner Einschätzung dem heutigen Leser bei aller subjektiven Bedingtheit und Lückenhaftigkeit vielleicht doch manchen zusätzlichen Einblick in damaliges Denken, Fühlen und Handeln vermitteln.

Die Wahl des Titels bedurfte längeren Nachsinnens. Schließlich verwarf ich alle klangvolleren Formulierungen und gab der schlichten Fassung "Untergang und Bewahrung" den Vorzug. In ihr ist ohne jede Überzeichnung das bewegende Geschehen jener Zeit in seiner ganzen Spannweite markiert. Tatsächlich vollzog sich ein rasanter Prozess des Unterganges. Militärisch wurde Deutschland immer mehr in den Sog des Abgrundes gerissen und mit ihm das ganze Volk. Schuldhaft Verstrickte und Unschuldige traf es zu gleichen Teilen. Alle hochfahrenden Pläne und Erwartungen Hitlers und seiner nationalsozialistischen Gefolgsleute sanken in Schutt und Asche dahin. Doch neben der großen Untergangsszenerie gab es auch dies: Rettung, Bewahrung und gnädige Durchhilfe. Der Verfasser hat in Rückbetrachtung des eigenen Lebensweges allen Grund, diese Komponente hervorzuheben. Auch über unser deutsches Vaterland wurde trotz herbester Einbußen nicht das völlige "Aus" verhängt. Ihm bot sich, wenn auch unter größten Schwierigkeiten, Entbehrungen und Verlusten, die Chance eines neuen Anfangs. Erste Zeichen für solch eine Entwicklung regten sich schon, als ringsum noch alles im Chaos stand. Nach meiner innersten Überzeugung ist dies jedoch nicht menschlichem Verdienst, sondern allein Gottes gütiger Nachsicht zu verdanken. Mit vollem Bedacht lautet das zweite Säulenwort des Titels darum auch: Bewahrung, nicht: Bewährung.

Die Niederschrift dieser Autobiografie erfolgte in der Zeit vom November 1995 bis Dezember 1996 mit geringfügigen Überarbeitungen in den ersten Monaten des Jahres 1997. Sie bildet den dritten und letzten Teil meiner unter dem Titel "Aus Deutschlands dunkelster Zeit" zusammengefassten Kriegszeit-Aufzeichnungen.

Detmold, im Frühjahr 1997

Ernst Fleischhack

1. Wartestand

(Waldenburg/Sachs., 26. April - 23. Mai 1944)

Als ich am 26. April 1944 nach dem sich über vier Monate erstreckenden militärischen Hilfseinsatz bei der Flak (Flugabwehr) und der unmittelbar darauf folgenden 10-wöchigen Dienstzeit beim RAD (Reichsarbeitsdienst) in mein Waldenburger Elternhaus zurückgekehrt war, sah ich mich in einen eigenartigen Zwischenzustand versetzt. Einerseits konnte ich mich wieder in meine vertrauten Zivilklamotten werfen und mich wie ein Zivilist aufführen, andererseits aber galt ich offiziell nicht als solcher, sondern als "Rekrut im Wartestand". Noch lag der Einberufungsbefehl zur Wehrmacht nicht vor, doch musste ich täglich sein Eintreffen gewärtigen. Wohl ereignete es sich hin und wieder einmal, dass auf Grund eines Registrierfehlers im Wehrbezirkskommando ein zum Wehrdienst Vorgemerkter über Wochen, ja Monate hinweg unbehelligt blieb, doch entging auf Dauer keiner den Fängen der allmächtigen Staatsgewalt, schon gar nicht im nunmehr proklamierten "totalen Krieg".

So wenig ich mich also hinsichtlich meiner nächsten Bestimmung irgendwelchen Illusionen hingeben konnte, so wenig war doch erst einmal die Erleichterung darüber zu übersehen, Schule und die beiden erwähnten Dienstverpflichtungen mit all ihren Belastungen hinter mir zu wissen und mich, wenn auch nur auf Abruf, wieder frei bewegen zu dürfen. Beseligt streifte ich durch Grünfelder Park und Muldenaue und ließ mich von den wärmenden Strahlen der Frühlingssonne durchfluten. Überall brachte sie Blüten- und Blattknospen zum Springen. Ohnehin war im Sachsenland die Natur schon viel weiter gediehen als im kontinentaler gelegenen Westpreußen, wo sich mein RAD-Lager befunden hatte. Alsbald begleitete mich aber auf Schritt und Tritt wie ein bleierner Schatten die Vorstellung, das dem derzeitigen Ruhestadium einen unerbittlichen Schlusspunkt gebietende amtliche Schreiben könnte bereits ausgefertigt und unterwegs sein oder gar schon daheim auf dem Tisch liegen.

Allzu viel Zeit, sich meiner zu widmen, stand meinen Eltern nicht zur Verfügung. Vater hatte neben seinem eigenen Pfarramtsbezirk denjenigen des zur Wehrmacht abgestellten Amtsbruders in der Oberstadt mit wahrzunehmen und war beruflich somit mehr als ausgelastet. Und Mutter musste tagsüber ihrer Dienstverpflichtung in der Verwaltung des örtlichen Reservelazaretts nachkommen. Seit ihrer völligen Ausbombung in Leipzig im Dezember 1943 weilten meine Großeltern mit in unserem Haus. Da verbrachte ich schon mal das eine oder andere Stündchen plaudernd bei ihnen in der für sie eingerichteten Kammer im Obergeschoss. Das niederschmetternde Erlebnis des Verlustes der gesamten Habe haftete den beiden Betagten schwer an. Ich aber sah mich außerstande, ihnen in geeigneter Weise Trost und neue Zuversicht zuzusprechen. Die meiste Zeit des Tages blieb ich mir selbst überlassen, was mich aber mitnichten anfocht, ja was ich nach den Wochen auferlegter Gemeinschaftsfron geradezu als Wohltat empfand. Wenn ich mich nicht auf Spazierwegen oder kleinen Wanderungen erging, saß ich klimpernd am Klavier oder über einem Buch.

An einem der ersten Tage suchte ich nochmals meine vormalige Schule auf, um dort den sog. Reifevermerk als Ersatz für das nicht mehr abzuleistende Abitur entgegenzunehmen. Ich sprach nicht als einziger vor. Kurt Pfau war, wenn mich mein Erinnerungsvermögen nicht täuscht, mit zugegen. Wir empfingen allerlei freundliche Worte und einen warmen, ermutigenden Händedruck von jedem unserer erreichbaren einstigen Pauker, wie grimmig sie uns vordem dann und wann auch angeraunzt und verdonnert haben mochten. Noch deutlich entsinne ich mich der Begegnung mit meinem ersten Klassenlehrer. Sein Rufname Georg hatte ihm einst den eher liebevoll als anzüglich gemeinten Spitznamen "Schor-

chel" eingetragen. Er war den ihm anvertrauten Schülern stets mit viel Herz und Verständnis entgegengekommen und seiner freundlichen Wesensart wegen allseits geschätzt. An jenem Tag überschatteten Sorgenfalten sein gewohntes Lächeln. Diese und die auffallenden Pausen zwischen den Sätzen sagten mehr als seine vorsichtig gewählten Worte darüber aus, wie verhängnisvoll er die eingetretene Entwicklung für unser Land einschätzte. Unter der Anschuldigung, einem seiner Schüler abgeraten zu haben, angesichts der verschlimmerten Lage noch den Offiziersberuf anzustreben, sollte Schorchel nur wenig später denunziert und von Parteigrößen des Ortes vor die Alternative gestellt werden, entweder der Gestapo angezeigt und dann mit Sicherheit einem Konzentrationslager überantwortet zu werden oder sich freiwillig zur Waffen-SS zu melden. Notgedrungen entschied er sich für den zweiten Weg, gelangte an einem äußerst gefährdeten Frontabschnitt zum Einsatz und kam dabei ums Leben. Ein zutiefst tragischer Fall, doch gab es damals nicht wenige solcher Art.

Kurt hatte sich bereits zu einer beruflichen Laufbahn entschieden. Er wollte Bahnbeamter des gehobenen Dienstes werden und durfte als Anwärter auch sogleich seinen Ausbildungsgang im Bahnhof Wechselburg beginnen. Damit verfügte er nicht über das gleiche Ausmaß an Freizeit wie ich gegenwärtig, doch hatte er sich im Hinblick auf die Existenzsicherung nach dem Kriege mit diesem Schritt einen nicht zu unterschätzenden Vorsprung geschaffen. Tatsächlich sollte ihm nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft trotz des staatlichen Zusammenbruchs an gleicher Stätte ein Wiedereintritt sofort möglich werden.

Mit anderen ehemaligen Schul- und Klassenkameraden von der Oberschule traf ich damals kaum zusammen. Wohl aber erinnere ich mich an eine unerwartete Begegnung mit dem schwerverwundeten Fritz Wetzig aus meiner Volksschulklasse. Von einem verwegenen Kampfeinsatz hatte er erhebliche Blessuren davongetragen. Dicke Bandagen um Hals und Schultern engten seinen Bewegungsspielraum stark ein. "Wir werden es schon noch schaffen", sagte er beim Abschied, mir anstelle der umgipsten rechten Hand die linke reichend. Sein Glaube, einer gerechten Sache zu dienen, der auch der Endsieg gewiss sein werde, schien noch ungebrochen zu sein. Fritz gehörte dem Geburtsjahrgang 1925 an, war aber faktisch nur zwei oder drei Monate älter als ich. Sein Verwundetenschicksal ging mir darum besonders nahe. Gegen Kriegsende sollte er erneut ins Kampfgeschehen geworfen werden und nicht wieder nach Hause zurückkehren.

Werner Kral, Sohn unserer Hinterhausbewohner und langjähriger Spielgefährte von mir, war als 1927 Geborener vom Ruf zu den Fahnen noch nicht unmittelbar bedroht und stand zur Zeit noch in der Sattlerlehre. Als er mich kurz nach meiner Rückkehr vom RAD erblickte, forderte er mich sogleich auf:
"Mensch, prima, dass du mal wieder hier bist. Da musst du morgen nachmittag um viere unbedingt auf die Wäschebleiche kommen. Dort mache ich nämlich artistisch so allerlei vor. Du wirst staunen, was ich jetzt alles für Nummern draufhabe."
Solcherart Selbstentfaltung gehörte die ganze Leidenschaft des in der Schule nicht gerade glänzenden und vor Ehrgeiz strotzenden, ansonsten aber pfiffig-durchtriebenen Burschen, der sich zwar nie so fußballvernarrt und wettlauffreudig wie ich erwiesen, mir dafür im Erklimmen von Bäumen, in kraftathletischen und handwerklichen Fertigkeiten aber einiges voraus hatte. Es war ihm gelungen, zur angegebenen Stunde etliches Kindervolk aus der Nachbarschaft herbeizutrommeln, wobei die als zusätzlichen Anreiz gedachten, von ihm teils "hinten herum" besorgten, teils selbst zubereiteten Süßwarenerzeugnisse in einer Zeit, wo solche Produkte längst strenger Rationierung unterlagen, ganz offenkundig mehr Anziehungskraft ausübten als die eigentlichen Vorführungen. Diese setzten sich zusammen aus allerlei Firlefanz, aber auch gewagten Spagatschritten, Handständen und seltsamen Körperverrenkungen. Dazu bot er Steptanzeinlagen und führte etliche allerdings leicht durchschaubare Zaubertricks vor. Zwar spendete ich Werner Beifall für seine Leistungen, ärgerte mich

insgeheim aber über die, wie ich fand, dreist und ungeniert gespreizte Art, in der er sich hier als Nummer 1 auf dem Pfarrgutsgelände zur Schau stellte, während mir lediglich die Rolle des Applaudierenden zugewiesen blieb. Letztlich musste ich mir aber selbst sagen, dem Stand der Jugendlichen ja nun nicht mehr anzugehören und im Grunde froh darüber sein zu sollen, als Gast hier noch einmal einen kurzen Blick über die hinter mir bereits niedergegangene Schranke zurück ins Kinderland werfen zu können.

Aus heutiger Sicht mag es Erstaunen, ja Befremden hervorrufen, wenn ich gestehe, als damals immerhin schon Achtzehnjähriger noch keine Freundin gehabt, ja selbst harmlose Kontaktaufnahmen zu Vertreterinnen des anderen Geschlechts ganz umgangen zu haben. Der in mir aus einer Mischung von Trotz und Furcht errichtete Sperrriegel drohte mit der Zeit aber, sich hemmend meinem natürlichen Reifungsprozess entgegenzustellen. Es kann daher nicht verwundern, dass sich als Reaktion auf solches Verhalten nun Kräfte zu regen und mich anzuspornen begannen, die selbst angelegten Bande endlich zu lösen. Eine kleine, im Grunde völlig belanglose Wahrnehmung am Wegesrand an einem der frühen Maientage bewirkte zwar noch keine nach außen hin sichtbare Verwandlung, wohl aber einen ersten spürbaren Umsteuerungsvorgang im Inneren:

Gelassen und in Gedanken schweifend schlenderte ich durch den Gersdorfer Wald bei Remse. Leuchtend frisches Grün prangte ringsum, die Vögel jubilierten in den Zweigen. Als ich das Gleis der Bahnlinie überschritten hatte und meine Augen zur Linken das ehemalige, nunmehr als bescheidene Wohnstätte dienende Wärterhäuschen überflogen, fühlte ich mich plötzlich von einer schon sommerlich kurzberockten, wohlproportioniert sich darbietenden Mädchengestalt auf eine seltsam zwingende Weise angezogen, obwohl die Auslöserin dieser Empfindungen mich entweder gar nicht bemerkte oder aber einer Blickerwiderung nicht für wert erachtete. Etwa in meinem Alter stehend, vielleicht auch ein wenig jünger, bewegte sie sich, rechts wie links einen gefüllten Eimer in der Hand, vom hinteren Teil des zum Gebäude gehörenden Geländes kommend, zum Hauseingang. Sie trug Holzschuhe an den Füßen, die sie aber nicht daran hinderten, zügig und geschmeidig voranzuschreiten. Lediglich eine über die Augenbraue fürwitzig hinweggeglittene Locke des blonden Haarschopfes schien ein wenig Missvergnügen zu verursachen. Vergebliche Anstrengungen unternahm die Lastenträgerin, zunächst mit Aufwärtspusten, dann mit energischem Rucken des Kopfes, den Störfaktor zu bändigen. Vor der Eingangstür setzte sie die Eimer nieder, streifte die Pantinen ab und klopfte sie kräftig gegeneinander, um sie von anhaftenden Erdkrumen zu befreien. Aus dem angrenzenden Gärtchen ließ sich eine Jungenstimme vernehmen. Was der etwa Zwölfjährige, offensichtlich ihr jüngerer Bruder, sagte, vermochte ich akustisch nicht aufzunehmen. Sie aber quittierte seinen Zuruf mit einem herzhaften Lachen. Dann wies sie ihn, den Arm ausgestreckt haltend, an, die Gartenpforte hinter sich zu schließen, und verschwand mit ihren beiden gewichtigen Behältern im Inneren des Häuschens. Mehr war es nicht, was sich da dem Auge dargeboten hatte, nur eine ganz simple Szene aus ländlicher Abgeschiedenheit.

Ein anderer an meiner Statt hätte sich vielleicht ein Herz gefasst und versucht, mit einem Halloruf oder unter einem mehr oder minder plausibel anmutenden Vorwand näheren Zugang zu dem frisch-fröhlich zupackenden Menschengeschöpf zu erlangen. Zu solch einer Attacke gebrach es mir aber an Schneid und Gewitztheit. Immerhin hatte die Idylle neben dem Schienenstrang der Muldentalbahn mitten im Waldrevier an einer zum Fußweg degradierten einstigen Landstraße und der Anblick der sportlich-natürlich erscheinenden Schönen mein Inneres so stark in Erregung versetzt, dass mich wenige Tage später meine Schritte erneut an dieser Stätte vorbeilenkten. Doch diesmal gab es nichts zu erspähen, das meine Seele hätte erwärmen können. Auf dem Hinweg erschienen das Wärterhäuschen und sein Umfeld wie ausgestorben, auf dem Rückweg war lediglich ein altknochiges, reichlich mürrisch unter dem Mützenschild hervorlugendes Mannswesen zu entdecken, das sich am Schuppen zu schaffen machte.

Zu einem weiteren Annäherungsversuch kam es nicht. Auch später ließ sich die attraktive Unbekannte nie wieder ausfindig machen. Vielleicht hatte es sich ja auch nur um einen kurzfristigen Besuch oder eine vorübergehende Einquartierung gehandelt. In Gedanken freilich verfolgte mich ihre Gestalt und die mit ihr verknüpfte Vorstellung vom schlichten, aber kernigen Alltagsdasein fernab des bedrängenden Weltgeschehens sogar noch über Jahre hinweg, dabei einst empfangene reale Bildeindrücke mit nachfolgend entwickelten Traumphantasien bunt vermischend. In gewisser Weise Ergänzung und literarische Überhöhung fand solcher Gefühlszustrom, als ich mich in die Romanwerke Ernst Wiecherts und ihre beschwörenden Visionen vom einfachen Leben versenkte. Im Mai 1944 war mir jedoch noch keine Zeile des aus Ostpreußen stammenden Magiers der erzählenden Dichtkunst zu Gesicht gekommen. Zu jenem Zeitpunkt fühlte ich mich noch ganz zur Romantik alten Stils, insbesondere zu den Gedichten Joseph Freiherr von Eichendorffs, hingezogen. Mein Vater hatte mich verschiedene Male schon auf den von ihm seit Jugendtagen hoch geschätzten, in Oberschlesien geborenen und aufgewachsenen letzten deutschen Romantiker hingewiesen. Zwar gehörte Eichendorff in der NS-Zeit nicht zu den für unerwünscht erklärten Dichtern, er konnte sich merkwürdigerweise von offizieller Seite sogar einer gewissen Wertschätzung erfreuen, doch standen das Weltbild, das ihn erfüllte, seine schlichte, fromme, zuweilen versponnene Naturseligkeit und der warmherzige Ton seiner Bilder und Gedanken nach meinem Empfinden in einem diametralen Gegensatz zum brutal hämmernden machtgierigen Militarismus, dessen Knute Deutschland beherrschte und weite Teile Europas in Angst und Schrecken hielt.

Poetische Verse, in denen sich nach Romantikerart Sehnsucht, zugleich aber auch Verzicht niederschlugen, rührten an mein Herz. Zu zwei Eichendorff-Gedichten fielen mir am Klavier wie von selbst volksliedhaft geartete Melodien ein. Das eine trägt die Überschrift "Der Gärtner" und gibt das verzehrende Verlangen eines Gesellen der Blumenzunft nach seiner insgeheim angebeteten, für einen Mann seines Standes aber unerreichbaren Schlossherrin wieder. Wohl flicht er tausend Gedanken und Grüße in die von der Herrschaft bestellten Kränze ein, muss aber zugleich resignierend bekennen:

Ihr darf ich keinen reichen,
Sie ist zu hoch und schön.
Die müssen alle verbleichen,
Die Liebe nur ohnegleichen
Bleibt ewig im Herzen stehn.

So töricht der Vergleich auch sein mochte, fühlte ich mich bis zu einem gewissen Grade doch in eine ähnlich aussichtslose Lage und von Resignation bestimmte Gemütsverfassung wie der junge Gärtnergehilfe versetzt. Meine Melodie bekundet im übrigen weder schöpferischen Einfallsreichtum noch irgendwelche musikalischen Fertigkeiten. Im Grunde genommen hat der Dichter selbst sie dem Klangbild seiner Verse bereits unterlegt, und ich habe lediglich etwas davon herausgehört und in Notenwerte gekleidet.

Da sowohl das amtliche Schriftstück als auch mein seinerzeit geführtes Tagebuch verloren gegangen sind, kann ich heute nicht mehr angeben, an welchem Tag der Einberufungsbefehl im Hause Bahnhofstraße 3 in Waldenburg eingetroffen war. Ich schätze, dass sich dies etwa 14 Tage nach meiner Rückkehr vom RAD ereignet hatte. Damit fand der bis dahin bestehende, für Hoffnungen, wenn auch nur ganz vager Art, noch Raum gebende Schwebezustand sein Ende. Die gewährte Atempause stellte sich von nun an als klar abgegrenzt dar: Am Dienstag, 23. Mai 1944, hatte ich mich 12 Uhr mittags in der Kaserne des Grenadier-Ersatzbataillons 185 in Zwickau einzufinden. Der Charakter der zweiten Urlaubshälfte war somit gleich ein ganz anderer als derjenige der vorangegangenen. Jetzt zählte man jeden der verbleibenden Tage genau und versuchte, ganz zielgerichtet zu planen. Meine Eltern setzten trotz der ihnen auferlegten Verpflichtungen alles daran, um mit mir noch einige Stunden gemeinsamen Zusam-

menseins verbringen zu können. Die Vorgesetzten im Lazarett zeigten sich hinsichtlich der Freistellungs-Vergabe an meine Mutter sehr entgegenkommend. Und da mein Vater den ihm zustehenden Urlaub innerhalb der letzten Jahre nie voll ausgeschöpft hatte, konnte er wirklich guten Gewissens für seine Familie mal noch etwas von seiner ansonsten sehr bemessenen Zeit abzweigen.

Der erste dieser freigenommenen Tage fiel auf Mittwoch, den 10. Mai. Da entschlossen wir uns zu einer Bahnreise ins Thüringische mit dem Zielpunkt Greiz, der vormaligen Residenzstadt der Reußisch älteren Linie. Dort waren wir bei glühender Sommerhitze im August 1942 schon einmal gewesen nach vorangegangener langer Wanderung von Leubnitz aus quer durch den gesamten Werdau-Greizer Wald. Es hatte uns damals so gut in der nunmehrigen Kreisstadt mit ihren weitläufigen Parkanlagen gefallen, dass uns eine baldige Wiederholung wünschenswert erschienen war. Diesmal wählten wir eine etwas kürzere Anmarschstrecke. Von der Bahnstation Netzschkau-Mylau im Vogtland aus führte sie unter der gigantischen Göltzschtalbrücke hindurch. Was wir in Greiz selbst dann noch taten und uns ansahen, ist mir ganz und gar entfallen. Im Familienfotoalbum findet sich lediglich noch eine winzige verblichene Aufnahme, die uns vor einem auf einer Anhöhe gelegenen Pavillon gruppiert zeigt. In jedem Falle bedeutete solch ein relativ weitgesteckter Tagesausflug im 5. Kriegsjahr, wo der zivile Zugverkehr bereits stark eingeschränkt war und es auch tagsüber schon zu Luftalarmen kommen konnte, ein gewisses Wagnis. Ich weiß nur noch, dass wir auf der Rückfahrt von Greiz in Neumark umsteigen und dort längere Zeit auf den Anschlusszug warten mussten. Weitere Umsteigestationen waren Zwickau, meine künftige Garnisonsstadt, und Glauchau. Auf einem dieser Abschnitte irritierte uns in unserem Wagenabteil ein mit Bleistift an die hölzerne Rückenlehne gekritzelter, nur mühsam entzifferbarer Vermerk: "Am ... (unleserliches bzw. überstrichenes Datum) wird Bohlen bomb." Wer mochte solch eine düstere Prophezeiung oder Drohung wohl angebracht haben? Entsprach dieser Jemand der unheimlichen Schattengestalt mit dem Schlapphut, die überall abschreckend plakatiert war, um dem Betrachter den warnenden Spruch einzuimpfen: "Vorsicht, Feind hört mit!", ein feindlicher Agent also? Oder ein Hellseher? Oder hatte sich hier vielleicht nur die ungelenke Hand eines Halbwüchsigen versucht?

Mit Bohlen war unzweifelhaft die Ortschaft Böhlen vor Leipzig gemeint. Tatsächlich fielen nur wenige Tage später auf die dortigen großen Werkanlagen der Braunkohlenindustrie wie auf die von Leuna und Buna bei Merseburg erhebliche Mengen alliierter Bomben. Während der Mittagsstunde heulten auch in Waldenburg die Luftschutzsirenen auf. Es hielt mich aber nicht die gesamte Alarmzeit über in dem für diese Fälle vorgesehenen Schutzraum im Keller. Als das Himmelsgewölbe ein fernes, aber anhaltend dumpfes Brummen durchdrang, stürzte ich nach draußen, schaute hinauf und entdeckte in beträchtlicher Höhe einen riesigen Pulk viermotoriger Bomberriesen vom amerikanischen Typ Boing Fortress (Fliegende Festung), begleitet von anderen Kampfmaschinen. Teils von mittäglichen Haufenwolken verdeckt, teils in der Sonne glitzernd, bewegten sich die Ungetüme wie im Paradeflug. Während meiner gesamten Hilfsdienstzeit bei der Flakartillerie hatte sich mir solch ein Anblick nicht dargeboten. Da der Pulk nicht direkt über uns hinwegzog, sondern sich ein Stück seitwärts an uns vorbeibewegte, schnellte ich auf den oberen Dachboden und öffnete in der Hoffnung, von dort noch mehr als vom Hof aus erfassen zu können, die Dachluke, doch baten mich meine Eltern alsbald händeringend, solches provozierende Gebaren tunlichst zu beenden. Sie wollten sich begreiflicherweise keinen Rüffel vom Luftschutzbevollmächtigten einhandeln. Die nicht mehr auf nächtliche Bombenangriffe beschränkte, sondern nun auch am hellichten Tage beeindruckend dokumentierte Stärke der alliierten Luftstreitkräfte mitten über deutschem Hoheitsraum gab erneut viel Stoff zum Nachdenken über die Zukunft unseres Landes.

Über den zweiten Tagesausflug, den wir eine Woche später, am Mittwoch, 17. Mai, unternahmen, habe ich gleichfalls nicht allzu viel im Gedächtnis behalten. Von Rochsburg im Muldental aus suchten wir zunächst das wildromantische Brauseloch, später das felsenreiche Chemnitztal auf. In diesem konnten wir uns zu unserem Bedauern nicht die gesamte Strecke am Fluss entlang halten, sondern mussten, was sich als anstrengend erwies, mehrfach auf Umgehungswege in halber Höhe ausweichen. Dennoch glaube ich, dass wir uns, wie auf der Greizer Tour, auch an diesem Tag über das schöne Wetter und das nochmalige gemeinsame Zusammensein von Herzen gefreut haben, dass das Wissen um die herannahende Trennung aber doch auch manchen Anflug von Wehmut beigemischt haben mochte. Bei Antritt der Rückfahrt von einem Haltepunkt der Chemnitztalbahn aus, möglicherweise Mohsdorf, gab es ein kurzes, wohl unvorgeplantes Wiedersehen mit meinem Klassenkameraden Kurt. Er schaute gerade aus dem Fenster des vor unserem Zug eingetroffenen Gegenzuges, der ihn von seiner Wechselburger Dienststätte nach seinem Wohnort Köthensdorf zurückbeförderte. Kurt hatte als Reserveoffiziersbewerber noch keinen Einberufungsbefehl in der Hand. Fast bekam ich Neidgefühle. Es war übrigens unsere letzte Begegnung vor Kriegsende.

Ein weiteres, mehr in die kulturelle Richtung führendes Ereignis erwartete uns zwei Tage später. Da sollten wir einer Einladung nach Chemnitz Folge leisten. Frau Marianne Hirsch, eine bereits verwitwete Klassenschwester meiner Mutter, hatte uns für den Nachmittag zu sich gebeten und uns für den Abend Karten zu einem gemeinsamen Besuch des Schauspielhauses besorgt. Auf dem Programm standen die ersten beiden Teile von Friedrich Schillers großer Trilogie "Wallenstein". Ihr Sohn Hatto gehörte wie ich dem Geburtsjahrgang 1926 an und hatte gleich mir, auch in Westpreußen, gerade den Reichsarbeitsdienst hinter sich gebracht. Auch ihm stand der Wehrdienst bevor. Wegen dieser unserer so parallelgerichteten Ausgangslage war es ihr ein Anliegen gewesen, uns beide noch einmal zusammenzuführen, zugleich aber auch die alte Schulfreundschaft mit meiner Mutter wieder etwas aufzufrischen. Hatto kannte ich bereits seit 1937 anlässlich einer Ferienbegegnung im Fichtelgebirge. Inzwischen hatte der damals eher sportbegeisterte Junge sich zu einem ausgesprochenen Theaterfan entwickelt. Später sollte er dann auch tatsächlich die Schauspielerkarriere einschlagen. Ich selbst war bis dahin nur ganz selten mal ins Theater gekommen. Schillers Dramen aber standen bei mir - und das nicht zuletzt unter Vaters prägendem Einfluss - hoch im Kurs. Etliche von ihnen waren ja auch im Deutschunterricht behandelt worden. Im Gegensatz zur heutigen Zeit wurde das Andenken an Schiller damals noch rege gepflegt, weit mehr als das an Goethe. Und so mancher Vers des großen Klassikers ließ sich zu jener Zeit ohne längeres Nachklopfen dem Zitatenschatzkästchen, das die Leute in sich trugen, entlocken.

Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, waren Mutter und ich schon mittags von Waldenburg weggefahren, während Vater wegen einer amtlichen Verpflichtung erst am späten Nachmittag nachfolgen konnte. Nach einem kleinen Spaziergang am Rande des Küchwaldes entlang beugten wir uns dem werbenden Drängen eines bescheidenen Zirkusunternehmens und statteten dessen Tierschau einen kurzen Besuch ab. Obwohl neben Eseln, Ponnys und Ziegen nur ganz wenige Großtiere präsentiert wurden, fragten wir uns besorgt, ob angesichts der kriegsbedingten Nahrungsmittelknappheit die Betreuer überhaupt noch in der Lage seien, alle Mägen ihrer anbefohlenen Vierbeiner in auskömmlichem Maße zu sättigen. Pünktlich zur vorgegebenen Uhrzeit trafen wir dann bei Hirschs in der Würzburger Straße ein. Frau Hirsch war übrigens auch, wie meine Mutter, dienstverpflichtet bzw. regulär berufstätig. Sonst hätte sie uns gern etwas früher bei sich gesehen. Über unsere einzelnen Gesprächsgegenstände weiß ich heute nichts mehr mitzuteilen. Auch über die Qualität der Aufführung von "Wallensteins Lager" und "Die Piccolomini" vermag ich im nachhinein kaum noch sachgerecht zu urteilen. Bewegt, ja begeistert hatte sie mich aber ohne jeden Zweifel.

Lediglich die rein äußerlich etwas mickrig anmutende Gestalt des Generals Piccolomini entsprach in meinen Augen nicht gerade einer Idealbesetzung. Nun sollte man freilich berücksichtigen, dass im 5. Kriegsjahr den Bühnen kein weitgefächertes Reservoir an Künstlern und sonstigen Mitwirkenden mehr zur Verfügung stand. Unter solchen Voraussetzungen verdiente das Vorgeführte schon ungeteilten Beifall. Auch durften wir uns glücklich schätzen, dass die Vorstellung überhaupt hatte stattfinden können. Wie leicht wäre durch einen Fliegeralarm alles hinfällig gewesen!

Der Spätzug beförderte uns nur noch bis Glauchau. Von dort aus blieb nichts anderes übrig, als die 8-9 km lange Reststrecke über Reinholdhain, Remse und den zu nächtlicher Stunde völlig menschenleeren Grünfelder Park per pedes zu bewältigen. Weit nach Mitternacht erst kehrten wir übermüdet, innerlich aber dankbar und erfüllt wieder in unser häusliches Domizil zurück.

Nun bleibt nur noch eine an sich etwas ausgefallen erscheinende Begebenheit zu schildern, die Veranstaltung eines sog. Großen Bunten Abends am letzten Sonntag, 21. Mai, in unserem häuslichen Wohnzimmer. So etwas hatten wir auch schon in den Jahren zuvor verschiedene Male aufgezogen. Der Begriff war den damals gängigen und allgemein beliebten Rundfunksendungen gleichen Namens entlehnt. Zuvor stellten wir uns immer ein bestimmtes Programm zusammen und legten auf einem mit Schreibmaschine geschriebenen Handzettel seine Abfolge fest. Der Rahmen der Darbietungen war ziemlich weitgespannt. In ihrer Gesamtheit boten sie in der Tat eine kunterbunte Mixtur. Als gemeinsames Kennzeichen lässt sich allenfalls ihr mehr oder minder blühender Dilettantismus herausstellen. Grotesk mutete auch die Zusammensetzung der Zuhörer- bzw. Zuschauerschaft an. Im Grunde gab es eine solche gar nicht außer uns selbst. Da hatte der schon erwähnte Werner Kral mit seinen turnerisch-artistischen Vorführungen auf der Wiese ja noch eine ansehnlichere Kulisse vorzuweisen gehabt als wir. Immerhin waren wir am Abend des 21. Mai mit meinen ausgebombten Großeltern und unserer Haushaltsgehilfin Elsbeth sechs Personen. Möglicherweise hatte sich auch noch unsere treue Bekannte, Elfriede Jähne, mit eingefunden. Die Initiative zu dieser "Veranstaltung" war ohne Zweifel von mir ausgegangen. Den Einberufungstermin vor Augen, musste mich wohl das Bedürfnis übermannt haben, die liebgewonnene, wenn auch ein wenig absonderliche Gewohnheit von früher noch einmal aufleben zu lassen, gleichzeitig aber auch endgültig von ihr Abschied zu nehmen. Meine Eltern spielten, um mir diese Freude zu gewähren, das Spiel denn auch treu und ergeben mit.

Das am 21. Mai Dargebotene will ich hier im einzelnen nicht weiter beleuchten, nur kurz streifen: Da wurden einige anspruchslose Klavierstückchen zu vier Händen von Mutter und mir vorgetragen, Mutter gab eine heitere erzgebirgische Geschichte zum besten, während Vater einige Erlebnisse aus seiner Jugend- und Schulzeit zu Gehör brachte. Seine einstigen Pauker verstand er trotz des langen zeitlichen Abstandes noch immer höchst effektvoll zu imitieren. Ich selbst verbreitete mich über das "Tierleben in unseren Wäldern", dabei wohl einiges vom aufgenommenen Schulwissen wiederkäuend, doch hatte dieses Thema schon immer zu meinen echten Interessensgebieten gehört. Alle Zusammengekommenen übten sich sodann im gemeinsamen Liedgesang. "An der Saale hellem Strande..." und "Stimmt an mit hellem, hohem Klang..." gelangten zweistimmig zur Ausführung. An den Kanon "Es tönen die Lieder, der Frühling kehrt wieder..." wagten wir uns sogar mit dreifachem Einsatz. Die Wände des ehrwürdigen Altstadt-Waldenburger Pfarrhauses müssen sich förmlich gebogen haben. Als eine Art Höhepunkt durfte als letzte Nummer des Abends die Lesung des 5. Aktes aus Schillers "Die Piccolomini", des zwei Tage zuvor in Chemnitz gesehenen 2. Teils der Trilogie "Wallenstein", gelten. Vater hatte den Part des Octavio Piccolomini übernommen, ich den seines Sohnes Max. Einführende Worte, Regieanmerkungen und die Aussagen der Nebenpersonen sprach Mutter.

Angemerkt sei noch, dass ich im Rahmen des "Bunten Abends" auch drei "Kompositionen" von mir vorstellte, und zwar die beiden schon erwähnten Eichendorff-Lieder und die Vertonung eines Gedichtes meines Vaters mit dem Titel "Auf der Friedrich-August-Höhe (Lößnitz bei Dresden)". Die Melodien trug ich, ohne die Noten schriftlich fixiert zu haben, lediglich mit mir geeignet erscheinenden Begleitakkorden auf dem Klavier vor. Es war erstaunlich, wie Mutter es verstand, trotz fehlender Notenunterlage sie gesanglich einfühlsam wiederzugeben. Besonders zu gefallen schien den wenigen Anwesenden das zweite Eichendorff-Lied mit dem Titel "Im Abendrot", obwohl von denkbar einfachem Webmuster. Über ein Jahr später griff Richard Strauss, einer der bedeutendsten deutschen Tonschöpfer, den gleichen Text auf und gestaltete daraus ein wundervolles Orchesterlied für Sopranstimme. Es gehört zu seinen allerletzten Kompositionen. Obwohl sich jeglicher Vergleich verbietet, empfinde ich noch heute eine Art klammheimlicher Freude darüber, rein zeitlich gesehen, noch vor dem großen Meister auf gleicher Fährte fündig geworden zu sein.

Ein Rotwein-Umtrunk ließ den harmonischen Abend ausklingen. Der nächste Tag gestattete kein schwelgerisches Nachsinnen mehr. Ich musste die notwendigen Utensilien für das Einrücken in die Kaserne zusammenpacken, mich behördlich abmelden und in der Nachbarschaft verabschieden. Der Uhrzeiger rückte gnadenlos vorwärts. Über dreieinhalb Wochen hinweg hatte ich, obwohl die dräuenden Schatten des Krieges ständig spürbar blieben, in meiner Kinderheimat noch einmal ein freundlich abgeschirmtes Inseldasein fristen dürfen. Nun aber galt es, das soeben Durchlebte streng nach hinten zu rücken, die Zähne zusammenzubeißen und im Vertrauen auf Gottes Beistand der gänzlich ungewissen Zukunft entgegenzuschreiten.

2. Garnison

(Zwickau, 23. Mai - 8. Juni 1944)

Obwohl ich nicht zum ersten Mal von daheim in eine ungewisse Zukunft aufbrechen musste, fiel es mir nach dem schönen, eindrucksvollen, fast vier Wochen währenden Zwischenaufenthalt in Waldenburg am frühen Morgen des 23. Mai 1944 doch äußerst schwer, aus der so vertrauten Umgebung zu scheiden, um nun in den alles andere als ersehnten Soldatenstand einzurücken. Mit wohlmeinenden Aufmunterungszusprüchen der verschiedensten Art versuchten meine Eltern, mich in meiner inneren Beklommenheit etwas aufzulockern, doch kaum mit Erfolg. Meinen Konfirmationsspruch "So sei nun stark mein Sohn durch die Gnade in Christo Jesu" (2. Tim. 2,1) allerdings gelobte ich - und dies ganz aus eigenem Antrieb -, auf allen bevorstehenden Wegen fest im Blickwinkel zu behalten.

Die Waldenburger Altstadt mutete noch ausgesprochen grau und unbelebt an, als ich sie mit meinem Köfferchen in der Hand durchschritt, um den Frühzug nach Glauchau und dort den Anschlusszug nach Zwickau zu erreichen. Zwar brauchte das Kasernentor des Grenadier-Ersatz-Bataillons 185 daselbst nicht vor 12 Uhr passiert zu werden, doch wollte ich das Risiko des Zuspätkommens von vornherein ausschließen. Leider war der Zug prallvoll. Ich stand eingekeilt im dichten Gedränge der zur Frühschicht Fahrenden. Gern hätte ich noch mal meine Blicke schweifen lassen über Waldenburg und die Fluren des Grünfelder Parkes, doch erlaubte das weder mein ungünstiger Standort noch die Wetterlage. Nach den vorangegangenen heiteren Tagen herrschten Nebel und Nieselregen. Die Rauchschwaden der vor sich hinqualmenden Wageninsassen hatten die Fensterscheiben mit einer dichten Tröpfchenschicht überzogen und gaben kaum etwas von draußen zu erkennen. Ein Mitfahrender ließ mit donnerstarker Stimme einen zotigen Witz nach dem anderen vom Stapel. Bei jeder Pointe kreischten die mich umgebenden Fabrikmädchen in grellsten Tönen auf. Es widerte mich an.

Als ich in Zwickau eintraf, standen mir bis 12 Uhr noch gut zwei Stunden Zeit zur Verfügung. So gab ich auf dem Bahnhof meinen Koffer auf und entschloss mich zu einem Spaziergang durch den Park um den Schwanenteich. Ein bisschen naturnahes Terrain erschien mir in meiner Gemütslage wohltuender als das städtische Getriebe. Nur noch wenig Nässe versprühte der Himmel, bald lugte milchig-trüb die Sonne durch die Wolken. Kaum andere Spaziergänger begegneten mir an diesem Morgen. Auf einer malerisch am Ufer gelegenen, allerdings noch feuchten Bank setzte ich mich nieder und verzehrte meine mir fürsorglich von Mutter in der Frühe noch zugesteckten Wurstbrötchen. Dabei schaute ich den Entenfamilien und den auffallend vielen buntprangenden Pfauen zu, ihnen ab und an ein Bröckchen entgegenwerfend. Später suchte ich dann doch noch die Innenstadt auf, irrte aber ziemlich ziellos umher, auf die Kunst- und Gedenkstätten, die sie zu bieten hatte, wie den formvollendeten gotischen St.Marien-Dom, das Gewandhaus und das Geburtshaus Robert Schumanns, kaum achtgebend. Von der damals noch betriebenen Steinkohlenindustrie her waren die meisten Häuserfassaden in rusiges Schwarzgrau getaucht. Diesen tristen Farbeindruck nahm der Besucher denn auch für gewöhnlich am ehesten nach dem Durchschreiten der Stadt mit.

Der Kasernenkomplex befand sich, etwas erhöht und außerhalb des City-Bereiches, an der Werdauer Straße zwischen den Stadtteilen Marienthal und Weißenborn. Im Gegensatz zur neugebauten und relativ schmucken Flak-Kaserne in Leipzig-Paunsdorf muteten die Gebäude dieser Garnison altgedient, altersgrau und abgewohnt an. Sie mochten wohl noch aus kaiserlicher Zeit stammen. Schon bei der Anmeldung traf ich auf ein paar bekannte Gesichter aus der Luftwaffenhilfs- und Arbeitsdienstzeit, Oberschüler aus Glauchau und Meerane. Es durfte sogleich Mittagessen "gefasst" werden. Die hiesige Militärküche sei die beste

ganz Sachsens, versicherte man uns großsprecherisch. Gemessen an der damals schon recht schlechten allgemeinen Versorgungslage und dem "Schlangenfraß", den wir zuletzt in der Kleinpösnaer Flakbatterie-Stellung genossen hatten, ließ sich das Essen in der Tat annehmen. Es gab, übrigens auch an weiteren Tagen, sogar einen Süßspeisen-Nachtisch, der eine Beimischung an Kartoffel-Bestandteilen aber nicht ganz verleugnen konnte.

"Die Hälfte seines Lebens wartet der Soldat vergebens" - dieser altbekannte Spruch galt auch hier, zumal in den Nachmittagsstunden dieses Tages. Wir wurden in einen größeren Aufenthaltsraum verwiesen. Laufend trafen neue angehende Rekruten ein. Zwar bestand die Überzahl aus Angehörigen meines Jahrgangs, doch waren auch einige bereits etwas ältere, aus unterschiedlichen Gründen bis dahin zurückgestellte Kameraden darunter. Nicht alle hatten zuvor den RAD durchlaufen müssen. Auch einige bereits in den dreißiger oder vierziger Jahren stehende Personen gesellten sich zu uns. Sie muteten ziemlich abgehoben neben dem Gros der jüngeren an, bemühten sich aber alsbald um Anpassung und ließen sich das obligatorische "Du" auch ohne jedes Sträuben gefallen. Bereitwillig gaben sie über ihre Herkunft und vorherige Stellung Auskunft. Ein bebrillter, wohlsituiert aussehender Herr entpuppte sich als Inhaber einer florierenden Dachpappenfabrik im Chemnitzer Umkreis. Trotz aller kriegswichtigen Aufträge und bis dahin erfolgreicher Rückstellungsbewilligungen hatte ihn der Einberufungsbefehl nun doch noch ereilt. Ein hochgewachsener Kaufmann aus Bad Lausick mit Parteiabzeichen auf dem Revers erweckte körperlich zwar einen rüstigen Eindruck, doch war sein linker Arm von einer Lähmung gezeichnet und nur bedingt zu gebrauchen. Ein klein und gedrungen Aussehender aus der Reihe der Älteren hatte zuvor in der sog. Organisation Todt Dienst verrichtet, die für Ausbauten der Zufahrtstrecken und sonstige technische Hilfseinsätze hinter den Frontlinien zuständig war. Auf seine "OT" ließ er nichts kommen. Gab es irgendwelchen Schlamassel bei uns und meckerten die Ausbilder wie wild herum, lautete sein murrender Begleitkommentar immer nur: "Da ging es bei uns in der OT aber viel gerechter zu." Die interessanteste Erscheinung unter den Alten aber war ein dem Schaustellergewerbe entstammender Mann. Er mochte einst einen hünenhaften Eindruck hinterlassen und, wie er erzählend sich rühmte, auf Rummelplätzen früher tatsächlich mit Bären erfolgreiche Ringkämpfe ausgetragen haben. Jetzt aber wirkte er fast eingefallen, und seine faltigen Gesichtszüge waren in ein fahles Grau getaucht. Im Verlauf der Ausbildung sollten ihn immer häufiger gastrische Krämpfe überfallen, die sofortiges Flachlegen erforderlich machten. Allerdings schließe ich nicht ganz aus, dass seine schaustellerischen Anlagen dabei etwas nachhalfen, um trotz anderslautendem Musterungsentscheid nachträglich doch noch eine körperliche Untauglichkeitsbescheinigung ausgehändigt zu bekommen. Wer wollte ihm das verdenken?

So saßen wir den geschlagenen Nachmittag noch immer in Zivilklamotten, Koffer oder Pappkarton neben uns, im Raum umher, teils erzählender-, teils kartenspielenderweise. Mit den drei Meeranern drasch ich etliche Runden Skat, was mich ein bisschen abzulenken vermochte. Steckte mal ein Uniformträger vom Unteroffiziersrang aufwärts die Nase durch den Türspalt, ertönte sogleich der zackige Ruf "Achtung!", und wir spritzten von den Hockern. Ansonsten aber tat sich rein gar nichts. Wir mussten weiter in der Stube verharren. Abwechslung brachte erst die Verteilung der Abendverpflegung. Da ich noch Schnitten von zu Hause zu verzehren hatte, konnte ich ihr kaum zusprechen. Zur Nachtruhe wurden wir in einen arg beengten, mit Doppelstockbetten ausgestatteten Dachgeschossraum abkommandiert. Der Schlaf war entsprechend miserabel.

Am Morgen des nächsten Tages schrillte die Trillerpfeife des UvD schon um 5 Uhr. Auf dem Kasernenhof mussten wir antreten, wobei wir erstmals mit unserem Spieß, Hauptfeldwebel Tunger, Bekanntschaft machten, einem schon älteren, offensichtlich bereits ausgedienten, aus Gründen der verschärften

Kriegslage aber wieder remobilisierten "Zwölfender". Er sprach ein breites Sächsisch und wirkte schon dadurch längst nicht so schroffkantig wie ein echter Preuße. Es erfolgte die Einteilung unseres noch immer zivil gewandeten Haufens in Gruppen und Züge. Ich kam zur 6. Gruppe im 2. Zug der Stammkompanie und wurde der Stube 162 zugewiesen. In dieser saßen wir dann, wie am Vortag, lange Zeit untätig herum. Die ersten militärischen Gegenstände, die wir ausgehändigt bekamen, waren Gasmasken. In einem Kellerraum wurden sie uns "verpasst", doch achteten die Ausgebenden in jedem einzelnen Fall mit kritischem Blick auf den richtigen Sitz. Die Ausgabe aller sonstigen Sachen aus der Kammer erfolgte erst in den Nachmittagsstunden. Dabei wurden uns vom "Kammerbullen" und seinen Helfern Diensthosen, Jacken, Unterwäsche und alle möglichen Ausrüstungsstücke in solcher Eilgeschwindigkeit mit der stehenden Redewendung "passt" entgegengeschleudert, dass jeglicher Reklamationsversuch sich von vornherein als aussichtslos erwies. Selbstredend passte längst nicht alles. Später wurden dann auch Umtauschstunden bei der Kammer angesetzt, doch musste man mit dem Zugeworfenen zunächst erst mal vorliebnehmen, welch "unmöglichen" Eindruck man in den viel zu großen bzw. zu kleinen Sachenauch darbieten mochte. Manche Kameraden griffen aber auch zur Selbsthilfe und wechselten untereinander die Klamotten. Bei etlichen Gegenständen wusste ich noch nicht so recht, wozu sie eigentlich dienen sollten. Alles korrekt im blechernen Spind zu verstauen, bereitete mir nicht geringe Mühe.

Nach und nach wurde jedermann zur Personalienaufnahme in die Schreibstube gerufen. Zu meiner Überraschung, ja Bestürzung, erfuhr ich hierbei, dass ich als ROB (Reserveoffiziersbewerber) auf Grund eines Bescheids vom WBK (Wehrbezirkskommando) vorgemerkt sei. Ich entgegnete jedoch ganz sachlich und entschieden, mich nicht für diese Laufbahn entschieden und gemeldet zu haben.

Am Donnerstag, 25. Mai, dem dritten Tag unseres Hierseins, erhielten wir zunächst theoretischen Unterricht über Luftschutzbestimmungen. Danach wurden wir abkommandiert zu Umräumungsarbeiten in der Bekleidungskammer, wobei es viele schwere Ballen zu schleppen gab. Auf dem Kasernenhof waren erste Marschier- und Ordnungsübungen zu absolvieren. Diese kannte ich ja bereits aus der Jungvolk-, Luftwaffenhelfer- und Arbeitsdienstzeit her bis zum Erbrechen. Neu war lediglich die militärische Form des Grüßens mit angewinkeltem rechten Arm in scharfer Blickrichtung auf den zu grüßenden Vorgesetzten, wobei die gesamte Prozedur 6 Schritte vor dem Passieren zu beginnen und unmittelbar danach ruckartig zu enden hatte. Immer wieder mussten wir einzeln an unserem Ausbilder vorbeitraben, und mehr als einmal wurde ich dabei zurückgepfiffen, weil ich entweder die Spitze des Mittelfingers nicht exakt genug an die Nahtkante der Mütze geführt oder mich bei den Schritten verhaspelt hatte. Selbst in dieser schon fortgeschrittenen Kriegszeit galt beim deutschen Kommiss nach wie vor als eherne Grundvoraussetzung und erstes Lerngebot für jeden Soldaten, vor seinem jeweiligen Vorgesetzten ordentlich die Hacken zusammenzuschlagen und ihn korrekt und zackig zu grüßen.

Trotzdem hätte es mit den Vorgesetzten schlimmer kommen können. Der Kompanieführer, Oberleutnant Dollinger, wirkte eher ruhig und gesetzt als schneidig, unser Zugführer, Oberfeldwebel Braunschweig, ein gut aussehender, hochgewachsener Norddeutscher, flößte allein schon von seiner drahtigen Erscheinung her Respekt ein, erwies sich aber keinesfalls als grimmiger Schleifer. Unser Gruppenführer, Unteroffizier Rössler, hatte schon viel Kampferfahrung an der Ostfront hinter sich, und es war ihm sehr wohl bewusst, was Rekruten in diesem Stadium des Krieges alsbald erwartete. Bei allen barschen Kommandotönen, die er von sich gab, blieb eine Spur echter Besorgnis um unseren weiteren Werdegang im kriegerischen Einsatz nicht zu überhören. Und der Spieß, der schon kurz vorgestellte Hauptfeldwebel Tunger, erfüllte wirklich die Funktion einer "Kompanie-Mutter". Er donnerte nur dann einmal los, wenn es berechtigten Anlass dazu gab.

Schon an diesem dritten Tag vernahmen wir unter der Hand, dass uns wohl keine lange Zeit des Bleibens in Zwickau beschieden sein werde und dass man uns nach vierwöchiger Grundausbildung zu einem Truppenübungsplatz weiterleiten wolle. Die feierliche Vereidigung solle schon ziemlich bald stattfinden. Wenig später stand deren genauer Termin fest: Dienstag, 30. Mai. An jenem Tag werde man uns auch unseren ersten Ausgang gewähren, hieß es. Ich teilte diesen Termin meinen Eltern per Feldpost mit und hoffte, dass wir uns zu diesem Anlass in der Stadt auch tatsächlich treffen könnten.

Am Freitag vormittag standen wieder Ordnungsübungen obenan auf dem Programm. Diesmal jagten uns die Vorgesetzten mit Stahlhelm, Gasmaske und Gewehr über den Kasernenhof. Im Revier zwackte man uns hernach etwas Blut zur Blutgruppenuntersuchung ab. Ich weiß nicht, aus welchem Grund es geschah, dass mir nach dem Verlassen des Gebäudes plötzlich unwohl wurde, sich alles um mich zu drehen schien und ich zu Boden sank. Ich glaube, keiner der Kameraden hatte den Vorfall richtig mitbekommen. Die Umstehenden wunderten sich nur, dass ich mit einem Mal auf den nackten Pflastersteinen landete, und dachten wohl, ich sei auf Grund einer Unachtsamkeit ausgeglitten. Ich wiederum setzte alles daran, mir keine Schwäche anmerken zu lassen, und rappelte mich auf der Stelle wieder hoch, wiewohl es dem Körper ohne Zweifel dienlicher gewesen wäre, wenn er noch für ein paar Minuten in Flachlage hätte verweilen können.

Kurz darauf erwartete uns ein kräfteraubender Arbeitseinsatz. Gegen 11 Uhr verließ unser Zug das Kasernentor und marschierte in den rechts der Mulde gelegenen Außenbezirk. Auf einer Anhöhe standen einige wenige stattliche Wohnhäuser, zu denen wir einschwenkten. In einem dieser Häuser hatte die Kaserne einen Vorratskeller in Beschlag gelegt und mit Kartoffeln vollgeladen. Wir sollten diese nun herausholen und auf einen vorgefahrenen Lastwagen befördern. Dabei handelte es sich jedoch um keinen gewöhnlichen Keller, sondern um ein ganz tiefes Verlies noch unter den normalen Kellerräumen. Wir bildeten eine Kette und reichten uns die gefüllten Eimer gegenseitig zu. Da ich auf der unteren Treppe zu stehen kam, lastete die Enge und Tiefe des Gemäuers förmlich wie Blei auf mir, und ich atmete erleichtert auf, als ich nach etlichen Stunden oben wieder Frischluft um mich verspürte. Möglicherweise befanden sich hier ehemalige Stollengänge. Anders lässt sich solch eine mehrstöckige Untertunnelung kaum erklären. Erst gegen 16 Uhr kehrten wir mit mächtigem Kohldampf in die Kaserne zurück, empfingen trotz des späten Zeitpunktes aber noch unser Mittagessen: ein riesiges Schweinskotelett mit nachfolgendem Eis.

Glücklicherweise gab es für den Rest des Tages keinen Herauspfiff mehr. Wir konnten auf unserer Stube verweilen. Das bietet Gelegenheit, nun auch mal ein Wort den Kameraden zu widmen, die mich auf der Truppstube und im sonstigen Kompaniebereich umgaben. Vormalige Oberschüler stellten hier zwar nur eine Minderheit, immerhin erwies es sich, dass es neben mir noch etliche andere gab, die sich ebenfalls nicht für die Reserveoffizierslaufbahn entschieden hatten, sondern zum ganz gewöhnlichen Infanterie-Dienst einberufen worden waren. Von meiner Waldenburger Schule stand ich hier allerdings als einziger Vertreter in Reih' und Glied. Mein Bettnachbar, auch Oberschüler, stammte aus der Leipziger Gegend, erwies sich als wenig barras-begeistert, dafür um so schwärmerischer der Musik, insbesondere Mozart, zugetan. Einige seiner herausragenden Opernmelodien trällerte er immer wieder mit Inbrunst vor sich dahin. Die meisten Kameraden hatten hingegen nur die Volksschulausbildung hinter sich und standen mehr oder minder schon in praktischer Berufstätigkeit. Einer von ihnen, in der Chemie-Industrie beschäftigt, war bereits von einem schweren Betriebsunfall gezeichnet. Entweichende Lauge hatte ihm einen Augapfel völlig ausgebrannt. Etliche entstammten der Landwirtschaft, vor allem aus dem Altenburgischen.

In meiner Truppstube befand sich ein Kamerad mit der Berufsbezeichnung Hitlerjugendführer. Das erfüllte mich mit höchstem Misstrauen. Er gab sich jedoch ganz normal und überschwemmte uns nicht mit politischen Phrasen oder

herausfordernder Zackigkeit. Obwohl mir auf Schritt und Tritt ganz gewiss anzumerken war, alles andere als ein begeisterter Soldat zu sein, bemühte er sich auffallend um gute Kontaktaufnahme zu mir. Dabei versperrte ich mich nicht völlig, hütete mich aber, ihm tiefere Einblicke in mein Inneres zu gewähren. Zu einem anderen Kameraden fühlte ich mich weit mehr hingezogen. Er hieß Werner Kümmel, kam aus der Oschatzer Gegend und stand als Flugmotorenschlosser in beruflicher Ausbildung. Alle soldatischen Anordnungen und Pflichten erfüllte er - anders als ich - äußerst gelassen und gewissenhaft. Er wartete, wie sich im weiteren Verlauf noch zeigen sollte, mit vorzüglichen Schussleistungen auf, brüstete sich aber in keiner Weise damit. Vielmehr erwies er sich als die Bescheidenheit in Person. Das beeindruckte mich sehr. Gern suchte ich bei Stäbchenpausen oder entsprechenden Anlässen seine Nähe.

Am Pfingstsonnabend, 27. Mai, erstreckte sich die militärische Ausbildung nur über den Vormittag. Nach den obligatorischen Ordnungsübungen auf dem Kasernenhof sollte jetzt vor allem die waffenkundliche Unterweisung zu ihrem Recht kommen und insbesondere die korrekte Hantierung mit dem Standardgewehr 98 k uns in Fleisch und Blut übergehen. Die stereotype Frage: "In wie viele Teile zerfällt das Gewehr?" war nicht nur theoretisch immer wieder bis zum Geht-nicht-mehr zu beantworten, das Trennen der Teile vielmehr auch praktisch zu demonstrieren. Für den Nachmittag stand eine großangelegte Revierreinigung mit anschließendem Stubendurchgang auf dem Programm. Nach altgebräuchlichem Rezept wurden zunächst eimerweise Wassermassen über Fluren und Treppenaufgänge des Kasernengebäudes ausgekippt, dass es überall nur so troff und schwamm. Alle Mann versuchten sodann mit Schrubbern und Scheuerlappen, die Wassermassen wieder aufzutitschen und in die Eimer zurückzubefördern. Danach emsiges Putzen und Flimmern auf den Truppstuben. Ich erhielt einen Sonderauftrag und musste die Bude eines Feldwebels, wohl des Verwalters der Waffenkammer, der sich bereits ausgangsfertig gemacht hatte, auf Glanz bringen. Während ein Teil unserer Vorgesetzten gleichfalls Ausgang erhielt, durften wir noch unvereidigten Rekruten das Kasernengelände nicht verlassen. Im Gegenteil mussten wir in der Abendstunde sogar noch zu einer Übung mit Gasmaske im Gasraum anrücken. Nach dem Schließen der Türen entzündete der mit der Wartung beauftragte Unteroffizier eine Tränengaspatrone. Das Anlegen der Maske ging wohl noch einigermaßen vorschriftsmäßig vonstatten. Beim Zwischenwechsel musste ich aber eine Unachtsamkeit begangen haben. Jedenfalls drang ein solcher Schwall des zwar ungiftigen, für die Schleimhäute aber höchst unangenehmen Reizstoffes in den Innenbereich, dass es mir das Wasser förmlich aus den Augen trieb und ich mich gezwungen sah, den Raum fluchtartig zu verlassen.

Vom Geist des Hl. Pfingstfestes war am Sonntag, 28. Mai, herzlich wenig zu spüren. Der Kasernenhof blieb uns am Morgen nicht erspart. Allerdings sollte zur Feier des Tages reichlich und kräftig beim Herummarschieren gesungen werden. Viel mehr als das Westerwald-Lied ("O du schöner We-e-esterwald, über deine Höhen pfeift der Wind so kalt, jedoch der kleinste Sonnenschein dringt tief ins Herz hinein"), "Ein Heller und ein Batzen ..." und "Fern bei Sedan ..." kam aber nicht zustande. Danach blieben wir bis zum Mittagessen, das an diesem Tag besonders gut und üppig ausfiel, im großen Aufenthaltsraum uns selbst überlassen. Zur allgemeinen Unterhaltung trug vor allem der angegraute Kamerad aus dem Schausteller-Gewerbe bei. Er tischte uns einige haarsträubende Episoden aus seiner bewegten Vergangenheit auf, wobei sich Dichtung und Wahrheit wohl bunt gemischt haben dürften. Zuweilen schaute ich durch die Fensterscheiben nach draußen. Einen Teil der Zwickauer Innenstadt konnte man von dem erhöhten Standort gut überblicken. Aber auch die Häuser der Zufahrtsstraße und alles, was sich auf dieser bewegte, ließ sich von hier aus bestens einsehen. Mit Neid betrachtete ich jede zivil bekleidete Person, erschien mir doch selbst die armseligste zivile Existenz weitaus begehrenswerter als mein augenblickliches uniformiertes Dasein. Dass ich hierbei freilich eine reichlich vordergründige und subjektiv übersteigerte Sichtweise

bezog und an körperliches und seelisches Leid, an Krankheit, Siechtum und Gebrechen, von denen die Menschen auf der Straße und hinter den Mauern der Häuser ja keineswegs ausgenommen waren, überhaupt nicht dachte, ist mir erst in späterer Zeit deutlich und beschämend zum Bewusstsein gekommen.

Am Nachmittag empfingen einige Kameraden Besuch von ihren Angehörigen. Die nicht Besuchsbedachten, zu denen ich wegen Vaters sonntäglichen Verpflichtungen gehörte, sollten unter Führung eines Unteroffiziers in geschlossener Formation sich eine Kinovorführung in Zwickau ansehen dürfen, doch wurde daraus nichts. Plötzlich heulten die Luftschutzsirenen auf. Mit Stahlhelm und Gewehr als Beipack mussten wir den Kellerraum aufsuchen und längere Zeit, etwa zwei Stunden, darin verharren. Schwere Detonationen waren zu vernehmen. Ich plazierte mich auf dem eigenen Stahlhelm. Neben mir saßen in gleicher Haltung etliche Kameraden der Nachbareinheit, durchweg Elsässer. Wir hatten sie schon häufiger beobachten können und waren in der Schreibstube, im Revier, bei der Essensausgabe und sonstigen Gelegenheiten mehr als einmal mit ihnen in Berührung gekommen. Von dem, was sie sich aus ihren rauhen alemannischen Kehlen gegenseitig zuraunten, vermochten unsere Ohren längst nicht jedes Wort sogleich aufzunehmen. Unüberhörbar aber blieb, mit welch geringer Kriegsbegeisterung sie hierher nach Zwickau gekommen waren und mit welch großer Skepsis sie der Zukunft entgegensahen. So galten sie, die erst nach der Niederschlagung Frankreichs im Jahr 1940 dem Großdeutschen Reich angegliedert worden waren, zuvor mit Ausnahme der wilhelminischen Zeit trotz deutscher Sprachbasis aber immer zum westlichen Nachbarland gehört hatten, in unseren Augen denn auch nicht ganz als vollwertige und verlässliche Deutsche.

Als wir nach dem Entwarnungszeichen endlich wieder auftauchen durften, erreichte uns der Befehl, Arbeitskleidung anzulegen und zum Güterbahnhof zu marschieren. Dort drückte man uns Schottergabeln in die Hand, um die auf der Strecke von Zwickau nach Werdau entstandenen Bombentrichter eilends wieder zuzuschaufeln. Diese "schöne" Feiertagsbetätigung hielt uns bis in die zehnte Abendstunde auf Trab. Todmüde und ausgelaugt von der ungewohnten Arbeit bei selbst abends noch drückender Schwüle hauten wir uns nach der Rückkehr auf unsere Strohmatten.

Am Pfingstmontag fand ganz gewöhnlicher Alltagsdienst statt. Eine gewisse Abweichung bestand lediglich in der Zurüstung auf die für den kommenden Tag anberaumte Vereidigungsfeier. Nach dem Mittagessen gab es erneut Fliegeralarm.

Putzen, Wienern und Flimmern der Uniform und aller Ausrüstungsgegenstände hieß die Devise am Vormittag des Vereidigungstages. Dann gab es einen Vorbereitungsappell, bei dem das gesamte Ritual der Feier genau durchexerziert wurde. Es folgte eine medizinische Einstellungsuntersuchung im Revier, allerdings äußerst oberflächlich nach dem Muster: "Kv (kriegsverwendungsfähig) - der Nächste". Auch die eindeutig mit Schäden Behafteten wurden mit durchgeschleust. Zum Schluss erhielt jedermann noch zwei Impfspritzen verpasst - gegen was, ist mir entfallen. Kaum hatte die Kompanie um 11 Uhr im Karree auf dem großen Kasernenhof zur feierlichen Handlung Aufstellung genommen und der Bataillons-Kommandeur vom Podium, das mit der Reichskriegsflagge dekoriert und von einer Gewehrgarbe und einem Maschinengewehr flankiert war, die ersten drei Worte gesprochen, heulte die Sirene auf und nötigte alle Mann in die Luftschutzkeller. 1 1/2 Stunden dauerte der Alarm. Dann konnte der Akt von neuem beginnen. Ich weiß heute nicht mehr, ob die aufmarschierten Blechbläser das zu dieser Zeremonie gehörende altniederländische Dankgebet ("Wir treten zum Beten vor Gott, den Gerechten ...") intonierten oder ob nur ein Trommelwirbel ertönte und was der Kommandant im einzelnen von sich gab. Nach meiner Erinnerung wirkte die gesamte Prozedur im Gegensatz zur äußeren Aufmachung ziemlich farblos und nüchtern. Möglicherweise hatte man wegen der Zeitverschiebung auch um etliches abgekürzt. Trotzdem geschah es, dass einigen von uns, die

wir mit Stahlhelm auf dem Haupt hatten antreten müssen, die Mittagshitze so zusetzte, dass sie umkippten und an die Seite geschafft werden mussten. Das zeugte gewiss nicht gerade von großem Standvermögen dieses vorletzten Hitlerschen Kriegsaufgebotes. Nach dem diesbezüglichen Missgeschick, das mich wenige Tage zuvor ereilt hatte, geriet ich diesmal aber nicht ins Wanken.

Echte Pein bereitete mir nur das nachzusprechende Gelübde. Wie bei Eintritt in den Luftwaffenhilfsdienst war ich durchaus willens und bereit zu versichern, mich für mein deutsches Vaterland mit allen mir zu Gebote stehenden Kräften einzusetzen, doch die ganz und gar auf die Person Hitlers zugeschnittene Eidesformel:

"Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, dass ich dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, dem Oberbefehlshaber der Wehrmacht, unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen"

ging mir zutiefst wider den Strich. Dieser Wortlaut sollte so nicht über meine Lippen kommen. Unglücklicherweise stand ich bei der Handlung ausgerechnet neben dem Kameraden mit der Berufsbezeichnung Hitlerjugendführer. Der könnte mich doch glatt verpfeifen, wenn ich den Mund zukniff und schwieg. Ich umschiffte diese heikle Klippe in der Weise, dass ich den Eid auf folgende Worte reduzierte und nur diese wirklich sprach: "Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, dass ich dem Deutschen Reich und Volk unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen." Bei den Passagen "Führer ... Adolf Hitler, dem Oberbefehlshaber der Wehrmacht" bewegte ich zwar etwas die Lippen, gab aber nur unartikulierte Laute von mir. Zudem krampfte ich die Spitzen von Daumen, Ring- und kleinem Finger der linken Hand nach Innen, während Mittel- und Zeigefinger zur Erde wiesen. Ich hatte mir mal sagen lassen, diese Haltung leite einen gesprochenen Eid wieder ab, mache ihn nichtig. Im hintersten Glied stehend, dürfte diese Fingerstellung von vorn kaum wahrzunehmen, also nicht zwingend verdachterregend gewesen sein. Alles in allem zwar kein sonderlich heroisches Verhalten, das ich da an den Tag legte, andererseits aber doch Ausdruck einer großen Gewissensnot, die - heute so kaum mehr nacherleb- und vollziehbar - damals auf all jenen Menschen lastete, die sich zu ihrem Volk und ihrer Nation trotz allem bekennen wollten, das Ja zu deren verbrecherischer Führung damit aber nicht verbinden konnten.

Zur Feier des Tages gab es ein besonders gutes Mittagsessen: Wiegebraten mit Gemüse. Doch ehe sich für uns erstmals das Kasernentor zu freiem Ausgang öffnete, mussten noch etliche Formalitäten erfüllt werden. So harrten die Soldbücher in der Schreibstube noch der letzten Ausfertigung. Der Soldat hat ein solches außerhalb des Kasernenbereiches, so die Vorschrift, stets bei sich zu tragen. Zudem moserten die Vorgesetzten immer wieder an unseren Uniformen herum und unterzogen uns einer Anzugskontrolle nach der anderen. Gegen 17 Uhr war es endlich so weit. Zu meiner großen Bestürzung traf ich meine Eltern an dem für 14 Uhr vereinbarten Treffpunkt, der Bahnhofswirtschaft II. Klasse, nun nicht mehr an. Danach irrte ich tieftraurig in der Zwickauer Innenstadt umher. Später kehrte ich in der Zentralhalle ein und leistete mir dort ein markenfreies Muschelragout. Als ich mich auf dem Postamt mit Waldenburg telefonisch verbinden ließ, um zu erfahren, ob die Eltern überhaupt nach Zwickau gefahren seien, konnte mir meine Großmutter nichts anderes mitteilen, als dass dies geschehen und eine Rückkehr noch nicht erfolgt sei. Kaum aus dem Postamt herausgetreten, erblickte ich sie vor dem Bahnhof stehend, Nun war die Freude riesengroß, auch wenn nur noch eine halbe Stunde Zeit blieb, um sich über das Wichtigste gegenseitig auszutauschen. Manchmal erweist sich solch eine knapp bemessene Frist aber als ungleich ergiebiger als ein ganzer nur mit Belanglosigkeiten ausgefüllter Tageslauf. Ich begleitete die Eltern, die nicht mehr mit meiner Ausgangserlaubnis gerechnet und den vereinbarten Ort der Zusammenkunft folglich verlassen hatten, noch bis zu ihrem

Zug, nahm dankbar ihr mir zugedachtes Päckchen mit kleinen Leckereien entgegen und kehrte dann doch einigermaßen versöhnt und getröstet wieder hinter die Kasernenmauern und in meine Stube zurück.

Am nächsten Tag, dem 31. Mai, hatten wir erneut einen Aufräumungseinsatz abzuleisten, diesmal auf dem von Bombenabwürfen arg mitgenommenen Zwickauer Militärflugplatz. Dort sollten wir zunächst das rasenbewachsene Rollfeld von Erd- und Trümmerbrocken befreien. Später luden wir Wellblech-Platten auf einen Transporter und karrten die aus zerborstenen Ziegeln und Mauerresten bestehenden Schutthaufen vor der Reparaturwerft ab. Hin und wieder startete auch mal eines der in Bereitschaft stehenden Flugzeuge oder setzte zur Landung an. Besonders fesselte uns der Anblick einer FW 51, des damals schnellsten deutschen Jagdflugzeuges, das allerdings nicht so elegant und schnittig gebaut war wie die allgemein bewunderte und geschätzte Me 109, sondern an der Spitze einen globigen, aber sehr leistungsstarken Sternmotor trug. Zwischenzeitlich mussten wir wegen eines Voralarms das Flugfeld verlassen. Bei dieser Gelegenheit und in sonstigen Arbeitspausen hockten wir zigarettenrauchender- und erzählenderweise beisammen. Meist bestritt Unteroffizier Rössler die Unterhaltung und berichtete von seinen aufreibenden Kampferfahrungen an der Ostfront. Bei solchen Schilderungen konnte einem schon das große Grausen ankommen. Da die Sonne auch an diesem Tag wieder andauernd und kräftig geschienen hatte und beim Schuttverladen viel Staub aufgewirbelt worden war, kehrten wir gänzlich verschwitzt und verdreckt in die Kaserne zurück und mussten Körper und Kleidung dort einer gründlichen Reinigung unterziehen.

Am Donnerstag, 1. Juni, stand erstmalig Ausbildung im Gelände auf dem Dienstplan. In voller Ausrüstung marschierten wir nach vorangegangener, vom Zugführer erteilten theoretischen Instruktion über Weissenborn zum Dänkritzer Wald, einem landschaftlich abwechslungsreichen, von kleineren Erhebungen und Bachläufen durchzogenen Gebietsstreifen, der dem Grenadier-Ersatz-Bataillon für Übungszwecke zur Verfügung stand. Dort warteten schon hohe Eskaladierwände und andere Hindernisbauten auf unseren Ansturm. Das ständige Aufspringen und Hinlegen auf Kommandoruf, das kräftezehrende Anrobben und die schweißtreibenden Mühen beim Überwinden der vielen Wälle und Gräben überschritten nach meinem Empfinden fast die Grenze des Zumutbaren. Am Nachmittag übten wir das Schießen mit unseren Karabinern auf einem abgetrennten Brachgelände an der Bahnstrecke, aber nur mit Platzpatronen. Ein über 15 km führender Ausmarsch über Planitz, Brand und Lichtentanne am folgenden Tag bei etwas kühlerer Witterung ließ sich eher verkraften, war aber keinesfalls frei von Hinlege- und Sprung-auf-marsch-marsch-Befehlen. Längeres Tragen des Stahlhelms schmerzte den Schädel. Als recht unangenehm empfand ich ferner den Druck der stählernen Brille, die mir verabreicht worden war und bei allen Diensteinsätzen zwingend getragen werden musste. Am Nachmittag besorgte der Militärfotograf die noch fehlenden Konterfeis für unsere Soldbücher.

Am Sonnabend vormittag, 3. Juni, bekamen wir in einem städtischen Kino militärische Lehrfilme vorgeführt. Nach dem Mittagessen erfolgte die übliche große Revierreinigung mit anschließendem Stubendurchgang. Wegen irgendeiner läppischen Beanstandung durfte ich die Kaserne erst eine Stunde später als die anderen Kameraden zum Ausgang verlassen. Ganz allein schlenderte ich dann in Richtung Planitz und schaute auf der Tennisanlage beim Schwanenteich eine ganze Weile den dort Spielenden zu. Wie gern hätte ich mich doch an ihrer Statt befunden! Später genehmigte ich mir in der Bahnhofsgaststätte ein Muschelgericht, das einzig Markenfreie, das es zum damaligen Zeitpunkt noch zu erstehen gab. Ein junger Offiziersanwärter setzte sich zu mir und zog mich alsbald in ein Gespräch. Ihm hing, seinen recht freimütigen Auslassungen nach, der gesamte Kommissbetrieb regelrecht zum Halse heraus. So sehr mich solch ein Geständnis auch mit innerer Genugtuung erfüllte und ganz auf meiner eigenen Wellenlänge lag, so hielt ich mich meinerseits dennoch mit

entsprechenden
Beteuerungen ziemlich zurück, konnte man doch nie ganz sicher sein, nicht in eine mutwillig gestellte Falle zu tappen. Der kurze Abendbummel um den Schwanenteich enttäuschte mich der vielen dort prominierenden Leute wegen. Ich bevorzugte nicht zuletzt aus dem Grunde die Einsamkeit, um nicht andauernd Militärpersonen, von der Unteroffizierstresse aufwärts, mit Ehrenbezeigungen bedenken zu müssen. An diesem Tag aber kam ich nicht umhin, immer wieder den Finger an die Mützennaht zu legen.

Am Sonntag, 4. Juni, offizieller Besuchstag in der Kaserne, erfreute mich Mutter mit ihrem Kommen. Auch andere Kameraden empfingen im großen Aufenthaltsraum Eltern, Geschwister, sonstige Angehörige, Freunde und Freundinnen. Der so verlebt aussehende, aber augenfällig noch höchst lebensdurstige Schausteller hatte sich irgendein platinblondes Gift, offenbar recht zweifelhafter Herkunft, auf den Schoß geladen. Mutter und ich suchten uns alsbald ein ruhigeres Fleckchen innerhalb des Kasernenbereiches. Da ich an diesem Tag für den Brandwacheneinsatz eingeteilt worden war, durfte ich jenen nachmittags nicht wie die anderen verlassen. Es hatte sich allerdings herumgesprochen, dass der Spieß im Falle erhaltenen Besuches meist gesonnen war, Ausnahmegenehmigungen zu erteilen. Darum fasste ich mir an diesem Tage auch ein Herz und klopfte an seinem Dienstzimmer an. Nachdem er mich kritisch gemustert, meinen äußeren Aufzug aber für ordnungsgemäß befunden hatte, erfolgte tatsächlich ein zustimmendes Kopfnicken. Ich konnte es kaum glauben. Für gewöhnlich bersten Hauptfeldwebel nicht gerade vor menschlichem Entgegenkommen. Außerhalb der Kaserne war natürlich ein angenehmerer Aufenthalt möglich als im Inneren. Wiederum lenkte der Schwanenteich die Schritte auf sich. In einem von der ganzen Aufmachung der gehobeneren Klasse zuzurechnenden Café an seiner Randzone hielten wir Einkehr. Es gab hier sogar noch recht annehmbaren Kuchen, für den allerdings entsprechende Marken geopfert werden mussten. Möglicherweise spendete Mutter sie. Ich schließe allerdings nicht ganz aus, dass wir ein paar Kuchenmarken zuvor in der Kaserne ausgehändigt bekommen hatten. Auf einer abseits gelegenen Bank verweilten wir noch einige Zeit, bis Mutter zu ihrem Zug aufbrechen musste. Ich begleitete sie bis zum Bahnhof und schloss dann noch einen längeren Spaziergang an, der mich an der Bahnstrecke entlang zum Flugplatz und von dort in die Kaserne zurück brachte. Jetzt war die Zeit angebrochen, wo es bis in die 10. Abendstunde hinein noch hell blieb.

Am Montag, 5. Juni, ging es auf dem militärischen Übungsgelände im Dänkritzer Wald hinter Weißenborn wieder scharf zur Sache. Neben den üblichen Geländeübungen wurde uns auferlegt, in Windeseile Einmanngräben in den Boden zu schaufeln. Im Ernstfall sollten diese uns eine Schutzmöglichkeit bieten. Das strapazierte natürlich ganz gewaltig die Kräfte, zumal die Sonne wieder unbarmherzig vom Himmel drückte. Ein Wagen aus der Kaserne lieferte aber die Mittagsverpflegung an und sorgte für eine Auffrischung der körperlichen Reserven. In den Pausen gaben sich die Vorgesetzten, auch wenn ihre scharfen Kommandos uns zuvor fast bis zur Weißglut getrieben hatten, meist locker, ja fast kameradschaftlich. Die bei den Übungen angewandte Härte könnten sie uns, so ihre Argumentation, nicht ersparen. Der Iwan kenne da schließlich auch keine Rücksichtnahme.

Am Tag darauf mussten wir auf der Weißenborner Schießanlage das erste Scharfschießen mit dem Gewehr 98 k absolvieren. Auf 100 m Entfernung erzielte ich bei 5 abgegebenen Schüssen 43 Ringe, für den Anfang keine ganz schlechte Leistung. Es kann allerdings sein, dass der uns anleitende Schießwart gewisse Hilfestellung dabei geleistet hatte. Der Knall des Karabiners erschütterte das Trommelfell in beträchtlichem Maße, und auch seinen Rückstoß bekam man deutlich zu spüren. Mit dem Schießen waren Kompass- und Kartenübungen verbunden.

Der Nachmittag wartete mit zwei bewegenden Nachrichten auf, zunächst der politisch-militärischen, dass in der frühen Morgenstunde die ersten alliierten Einheiten an der Atlantikküste ihren Fuß auf französischen Boden gesetzt

hätten und man vom Beginn der lange angekündigten Invasion sprechen müsse, später die Bestätigung des schon in den letzten Tagen umlaufenden Gerüchtes, dass wir zur weiteren Ausbildung einem Truppenübungsplatz überstellt werden sollten. Am Donnerstag gehe es bereits weg, so hieß es. Tatsächlich mussten wir noch in der Abendstunde heraustreten und zur Kammer traben, um dort gänzlich neue Klamotten und Ausrüstungsgegenstände zu empfangen. Verständlicherweise herrschte lebhafte Aufregung in unseren Reihen.

Am nächsten Morgen setzte sich dieser Vorgang fort. Diesmal zeigten der Kammerbulle und seine Helfer entschieden mehr Entgegenkommen und trugen von sich aus Sorge, dass wir nicht völlig unpassendes Zeugs zugeworfen bekamen. Als Krönung erhielten wir am Nachmittag unsere neuen Karabiner ausgehändigt. Postalisch hatte ich meine Eltern über den unmittelbar bevorstehenden Abtransport in Kenntnis gesetzt. Aus diesem Grunde ließen sie es sich nicht nehmen, am Mittwoch abend aus dem 24 km entfernten Waldenburg herbeizueilen und zwischen 17 und 19 Uhr zur offiziellen Besuchszeit bei mir in der Kaserne zu erscheinen, um mir noch einmal die Hand zu drücken. Trotz regnerischer Witterung ließen wir uns auf einer abseits gelegenen, doch einigermaßen geschützten Bank nieder und sprachen alles durch, was sich auf die allgemeine, aber auch was sich auf unsere ganz persönliche Zukunft bezog. Die seitens der Amerikaner und Engländer mit gewaltigem Menschen- und Materialeinsatz betriebenen, wenn auch noch nicht überall von durchschlagendem Erfolg begleiteten Landungsoperationen im Westen und der fast zeitgleich erfolgte Fall Roms im Süden erfüllten uns mit großen Hoffnungen. So sehr wir uns nach dem Sturz der Hitler-Diktatur auch sehnten, wünschten wir uns diesen aber vornehmlich durch die Westmächte, nicht durch die Sowjets herbeigeführt, da diese uns zweifellos ihr eigenes, kaum gelinderes diktatorisches System aufzwingen würden. Nachdem wir im Kasernenhofgelände noch etwas auf- und abgegangen waren, nahmen wir kurz vor 19 Uhr am großen Tor definitiv Abschied von einander. Es sollte ein Abschied für fast 15 Monate werden.

Etwas überschattet hatte diese letzte Begegnung der Umstand, dass mir der Schlüssel zu meinem Spind abhanden gekommen war. Ich startete eine verzweifelte Suchaktion und fürchtete schon, mir großen Ärger und Strafexerzitien von vorgesetzter Seite einzuhandeln. Eine Viertelstunde nach der Trennung von den Eltern wurde ich aber glücklicherweise fündig: Der Schlüssel hatte sich zwischen die Seiten meines kleinen Feldgesangbuches verflüchtigt. Sichtlich erleichtert fand ich mich um 20 Uhr in der Kantine zum großen Kameradschafts- und Abschiedsabend der Stammkompanie ein. Dabei flossen erst Bier, später Rotwein, Sekt und Schnaps in Strömen. Zunächst rollte ein buntes Darbietungsprogramm über die Bühne. Sein Inhalt ist mit weitgehend entfallen. Ich weiß nur noch, wie ein Altenburger Abiturient, der immer recht schneidige patriotische Redewendungen von sich gegeben und einige Male sich abfällig über meine unsoldatische "Lahmarschigkeit" ausgelassen hatte, mit gespreiztem Pathos Theodor Körners Kampflied "Frisch-auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen ..." deklamierte. Doch ernteten solche Töne weit weniger den Beifall der Anwesenden als die von einigen Sangesbeflissenen vorgetragenen schmalzig-sentimentalen Songs jener Zeit von "Sing, Nachtigall, sing ..." bis hin zur unvermeidlichen "Lilli Marleen".

Ich gehörte nicht in die Reihe der Darbietenden, erhielt aber den "ehrenvollen" Auftrag, Ordonanzdienst für unseren Tisch, an dem auch einige Vorgesetzte saßen, zu versehen. Dabei hatte ich alles, was gewünscht wurde, beim Tresen zu bongen und dann herbeizubringen. Auf diese Weise brauchte ich selbst nicht ganz so viel Hochprozentiges zu mir zu nehmen, wie es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Dennoch brummte mir, als gegen Mitternacht die Veranstaltung endete, der Schädel gewaltig. Nicht wenig betroffen war ich darüber, in welch zügelloser Weise einige unserer Herren Vorgesetzten, so auch der sonst so gesetzt wirkende Oberleutnant Dollinger, sich hatten volllaufen lassen. Der Vorgang war für die damalige Zeitlage aber keineswegs untypisch,

vielmehr geradezu logisch, suchte bei Gelegenheiten solcher Art doch manch einer seine sonst nach außen hin krampfhaft abgeblockte innere Verzweiflung zu ertränken.

Die Vormittagsstunden des letzten Zwickauer Aufenthaltstages vergingen mit verschiedenen Erledigungen im Hinblick auf unsere Abstellung. Um die empfangenen Sachen alle mitzubekommen, mussten sie äußerst exakt gerollt, gefaltet und in den Tournister eingeschachtelt werden. In solchen Dingen erwies ich mich nicht gerade als der Geschickteste. Bei den zahlreichen Vorzeigeappellen erhielt ich immer wieder neue Rüffel wegen "Unordentlichkeit" verpasst. Auf irgendeine Weise wurde es schließlich aber doch noch geschafft. Eine wichtige Entscheidung fiel in der Frühe. Mit etwa 50 anderen Rekruten aus unserer Einheit wurde ich zur 56. Granatwerfer-Kompanie nach Mielec im Generalgouvernement Polen beordert. Alle übrigen Kameraden erhielten noch kein Bestimmungsziel genannt und mussten vorerst noch weiter in der Zwickauer Garnisonskaserne verweilen. Obwohl mir der östliche Bestimmungsort einiges Unbehagen bereitete, glaubte ich, mit der Zuweisung zu den Granatwerfern nicht das schlechteste Los gezogen zu haben. Solche Leute brauchten meiner Einschätzung nach ja nicht wie die gewöhnlichen Infanteristen in der vordersten Kampflinie zu agieren. Ein wenig Wissen über Geschützballistik brachte ich schon vom Flakhilfsdienst her mit. Vielleicht, so hoffte ich, machte dieses manches einfacher für mich. Solche Überlegungen sollten sich alsbald freilich als reichlich illusionär erweisen.

Am Nachmittag erhielten wir vom Furier unsere Marschverpflegung ausgehändigt: 1 1/2 Kommissbrote, 2 langgestreckte Hartwürste, 1 Stück Butter, Kunsthonig und Käse. Bis 18 Uhr wurde uns noch ein Kurzausgang gewährt. Ich verspürte keine Lust, mich einem Trupp beizugesellen. Abermals mied ich die Innenstadt und suchte am Ufer des Schwanenteiches noch ein wenig innere Einkehr zu erlangen. Es herrschte trübe Witterung. Auf einer Bank las ich still für mich ein paar Lieder aus dem Feldgesangbuch. Paul Flemmings vor Antritt einer großen Reise gedichtetes Lied "In allen meinen Taten lass ich den Höchsten raten ..." sagte mir besonders zu. Dann steckte ich noch einen letzten brieflichen Gruß aus Zwickau an die Eltern mit einigen Fotos von der Vereidigungsfeier und ein paar Geldscheinen - nur bis 9.99 RM durften an Barmitteln ins Generalgouvernement mitgeführt werden - in den Kasten.

Nach der Rückkehr entzündete sich auf unserer Truppstube eine erregte Debatte über die allgemeine Lage. Offenbar waren die meisten Kameraden, insbesondere die mit einfacher Schulbildung, der Auffassung, die Invasion der Alliierten sei zum Scheitern verurteilt und der deutsche Endsieg nicht in Gefahr. Ein Bauernsohn aus dem Altenburgischen ereiferte sich förmlich und schwor Stein und Bein, der Führer lasse die Amis und Tommies mit voller Absicht jetzt anlanden, um sie dann um so massiver von allen Seiten packen und vernichten zu können. Es war ganz gut, dass wir um 20 Uhr 30 mit Sack und Pack nach draußen beordert wurden. Noch eine letzte Durchkontrolle. Dann übernahm ein schnauziger Feldwebel das Kommando, erteilte mit barschen Worten ein paar Verhaltungsmaßregeln und befahl den Abmarsch zum Verladebahnhof. Dort standen zwei mit einfachen Holzbänken ausstaffierte Güterwagen bereit, uns aufzunehmen, 25 Mann pro Wagen. Stroh zum Lagern gab es nicht. Zur Nachtruhe blieben wir auf die Holzbänke angewiesen. Das Gepäck stellten wir, um nicht zu beengt schlafen zu müssen, zusammen und stapelten es in einer Ecke. Eine Lokomotive beförderte uns aus dem Bahngelände. Trotz kühler Nachtluft und harter Unterlage nickte ich alsbald ein. Gerade noch gewahrte ich, wie wir den Glauchauer Bahnhof passierten.

3. Truppenübungsplatz

(Transport nach Polen, 9.-14. Juni; Mielec, 14. Juni - 21. Juli 1944)

Kurz vor Dresden war es mit der Nachtruhe vorbei. Etliche Kameraden rieben sich ihre von der harten Unterlage her schmerzenden Körperpartien. Auf dem Bahnhof Friedrichsstadt labten wir uns an einer von Helferinnen rasch ausgeteilten warmen Wehrmachtssuppe. So nannte man das aus einer Reichseinheitspaste erzeugte, an allen Betreuungspunkten bereitgehaltene, nicht gerade würzig zu nennende, aber einigermaßen sättigende zähflüssige Stärkungsmittel. Im Bereich des Dresdener Hauptbahnhofes gab es dann ein längeres Herumrangieren. Wir stellten fest, dass unsere beiden Zwickauer Wagen inzwischen mit etlichen anderen zusammengekoppelt worden waren. Bis Schlauroth kurz vor Görlitz verlief die weitere Fahrt zügig. Im Anblick der Landeskrone, einer nur mäßig hohen, wenn auch markanten Kuppe, hatten wir einen längeren Aufenthalt. Hinter Görlitz zweigten wir in nordöstliche Richtung ab. In Kohlfurt, einem großen Bahnknotenpunkt, hielten wir eine Zeit lang, wobei wir etliche Züge, teils in Wehrmachtsdiensten, teils im regulären Verkehr, ein- und ausfahren sahen. Besonders fesselte uns der Anblick der von Berlin kommenden neuen Schnellzug-Dampflok mit stromlinienförmiger Verkleidung. Es sind übrigens nur ganz wenige Maschinen dieses schnittigen Typs 011102 kurzfristig zum Einsatz gelangt. Nach dem Krieg kehrte man wieder zur traditionellen Dampflokform zurück, ehe Diesel- und E-Loks die Nachfolge antraten und die Dampftraktion ganz zum Erliegen kam.

Der Nachmittag war längst hereingebrochen, doch ging es nunmehr ziemlich flott voran durch das waldreiche, mir noch unbekannte Niederschlesien mit den größeren Ortschaften Bunzlau und Liegnitz. Bei dieser Stadt, auf der sog. Wahlstatt, so dämmerte mir vom schulischen Geschichtsunterricht noch herauf, musste einst (1241) die berühmte Abwehrschlacht gegen den Mongolenansturm geschlagen worden sein. Und auch der Name Leuthen, auf einer Haltepunktstafel kurz vor Breslau angezeigt, kündete von einem großen historischen Ereignis, dem glanzvollen Sieg Friedrichs des Großen über das Heer der Österreicher 1757, nach dem tief bewegt der Choral "Nun danket alle Gott" aufgeklungen war. Breslau, Schlesiens Hauptstadt, erreichten wir erst bei Sonnenuntergang.

Als ich am Sonnabend, 10. Juni, noch vor 5 Uhr in der Frühe durch die aufgeschobene Rolltür nach draußen lugte, leuchtete die damals noch völlig unversehrte schlesische Metropole im Morgenglanz. In ihrer großzügigen Anlage mit den breiten Straßen, den vielen Türmen und anderen stattlichen Bauwerken bot sie einen prachtvollen Anblick. Wie tagszuvor in Dresden, erfolgte auch hier langwieriges Rangieren. Zur Mittagszeit waren wir über die Vorortstation Brockau noch nicht hinausgelangt. Am Nachmittag rollte es dann aber wieder, nunmehr südostwärts, über Ohlau, Brieg in den oberschlesischen Landesteil. Erst bei Oppeln überfuhren wir die Oder. Da gute Sichtverhältnisse herrschten, ließen sich am südlichen Horizont fast immer höhere Bergzüge erkennen, wohl Ausläufer, wenn nicht gar schon Hauptkämme der Sudeten. In Abständen von höchstens fünf Minuten passierte uns ein Gegenzug nach dem anderen. Die Strekke Breslau-Krakau galt damals als die belebteste Bahnlinie Deutschlands. Sie hatte in wesentlichem Maße die Versorgung der Ostfront zu garantieren. Einige Male wurden wir in kleineren Bahnstationen auf ein Nebengleis geleitet, um Züge mit dringlicheren Aufträgen vorbeizulassen. Aus östlicher Richtung begegneten uns Fronturlauber- und Lazarettzüge, aber auch auffallend viele mit Panzern, Geschützen und sonstigem militärischen Ausrüstungsgerät beladene Transportzüge, häufig mit Waffen-SS-Begleitmannschaften. Offenbar wurden diese Kampfeinheiten an der Invasionsfront im Westen jetzt nötiger gebraucht als im Osten. Spät am Abend erreichten wir den Bahnhof von Heydebreck. 15-

20 km zuvor waren wir an dem legendären Annaberg entlang gefahren, den im Jahr 1921 deutsche Schutztruppen gegen die trotz eindeutigem Wählervotum erfolgte gewaltsame Besetzung durch polnische Einheiten wieder freigekämpft hatten und der seitdem als Symbol deutschen Widerstandswillens galt. Über Nacht verharrte unser Zug in Heydebreck auf der Stelle.

Beizeiten und ohne Verzug setzte er sich am Sonntag morgen, 11. Juni, aber wieder in Bewegung. Halt legte er erst in Oderberg, einem schon im Mährischen gelegenen Bahnknotenpunkt, ein. Hier zweigte sich die von Schlesien kommende Bahnlinie in drei Strecken: eine zunächst nach Süden über das etwa 10 km entfernt liegende Mährisch-Ostrau, dann weiter nach Westen in das Sudetenland sich wendende, eine über Teschen südöstlich verlaufende und als wichtigste die direkt nach Osten in das Generalgouvernement Polen führende. Als Kaffeeholer wurde ich in Oderberg zur Betreuungsstelle des Roten Kreuzes beordert. Bei diesem Gang konnte ich recht gut das rege Leben und Treiben auf den Bahnsteigen beobachten. Bald ging es weiter in östliche Richtung, aber nur um etwa 15 km; denn in der kleinen Bahnstation Petrowitz blieb unser Zug zunächst wie angewurzelt stehen, um dann rückwärts in ein totes Gleis eingewiesen zu werden. Heute liefe nichts mehr, ließ wenig später unser Transportführer verlauten. Jeder Wagen hatte für die Nachmittagsstunden einen Wachtposten zu stellen, den übrigen Insassen gewährte er Ortsausgang. Doch was für eine kümmerliche, gottverlassene Ortschaft fanden wir hier vor! Ich schloss mich zunächst einem Kameradentrupp an und trank mit diesem in der vermutlich einzigen Kneipe ein Glas Bier. Sehr bald mussten wir verspüren, dass die einheimische Bevölkerung in überwiegender Zahl nicht gut auf uns zu sprechen war, bildeten Deutschstämmige hier doch offensichtlich nur eine Minderheit. Einst der habsburgischen Donaumonarchie unterstellt, hatten von 192o-38 die Tschechen hier das Sagen gehabt. Als die Tschechoslowakei 1938 im Münchener Abkommen das Sudetenland an Deutschland abtreten musste, überließ Hitler die Stadt Teschen nebst Umland, wozu Petrowitz gehörte, den Polen, die bereits 1918/19 ihre Anwartschaft auf diesen Landzipfel geltend gemacht hatten. Zu diesem Zeitpunkt wollte er offensichtlich noch den Anschein wahren, dass er nur überwiegend deutschbesiedeltes Land für sich beansprucht. Allerdings nur für ein knappes Jahr bis zur Niederwerfung Polens durch die Wehrmacht und der fortan nicht mehr verhüllten deutschen Großmachts- und Annexionsgelüste. Von da an galt Petrowitz mit dem gesamten Kreis Teschen als Bestandteil Oberschlesiens.

Ich hielt mich nicht den geschlagenen Nachmittag in der Dorfkneipe auf, sondern zog es vor, im Waggon ungestört einen Brief nach Hause zu schreiben und dann nicht per Feldpost, sondern mit Briefmarke frankiert in einen normalen Postkasten zu werfen. Am Abend stand es allen Nichtwachhabenden frei, im örtlichen Kino den deutschen Spielfilm "Ein glücklicher Mensch" sich anzusehen. Dieser bot keine tiefschürfenden Konfliktsituationen dar, sondern stellte einen angesehenen Universitätsprofessor, verkörpert durch Ewald Balser, in den Mittelpunkt. Mit seiner optimistischen Lebensphilosophie verstand er es, verknöcherte Kollegen, aber auch seine manchmal widerstrebend sich gebärdenden Familienangehörigen geschickt zu steuern. Nicht unbedingt zeitnah zu nennen, aber von angenehm ablenkender Wirkung. Für etwa 10 Minuten musste die Vorführung mitten während des Films unterbrochen werden, weil das hinterwäldlerische Kino nur über eine Spule verfügte, die in Gefahr stand, heiß zu laufen. Ein bis dahin noch nicht genossenes Erlebnis.

Am nächsten Tag hofften wir vergebens auf freie Weiterfahrt. Nachdem es in der Nacht einen heftigen Regenguss gegeben hatte, drückte jetzt die Sonne mächtig auf die Dächer unseres Wagenzuges und verursachte eine dunstige Schwüle. Da lag es nahe, wiederum die Dorfschenke aufzusuchen und sich ein Bier zu genehmigen. Am Nachmittag allerdings konnte ich nicht mit ausgehen, sondern musste mit gesichertem Karabiner vor unserem Waggon zwei Stunden Wache schieben. Mit Werner Kümmel unternahm ich zu später Stunde noch einen Gang aus dem Dorfbereich heraus in die Feldregion. Wir wechselten nur wenige Worte

Landesbibliothek Detmold

miteinander. Unter dem im Abendlicht leuchtenden Himmel umgaben uns Frieden und Einsamkeit. Für eine Weile konnten wir nahezu vergessen, dass ringsum Krieg tobte, wir Uniformen trugen und uns auf Transportfahrt am Rande Polens befanden.

Brennend heiß begann der Dienstag, 13. Juni. Die letzten Reste meiner ursprünglich so üppigen Marschverpflegung hatte ich am Vortag bereits verzehrt. Nun verspürte ich mächtigen Kohldampf und entschloss mich, im Bäckerladen für die noch aus Zwickau stammenden Kuchenmarken etwas zu erstehen. Man händigte mir zwei Brötchen aus, die, trocken verzehrt, die ärgsten Hungergefühle ein wenig zu lindern vermochten. Andere Kameraden, die gleichfalls nicht auf eine so langwierige Transportfahrt gefasst gewesen waren und nun über keine Vorräte mehr verfügten, hatten schon während des gestrigen Tages zur Selbsthilfe gegriffen und auf den einzelnen Bauerngütern um etwas Essbares gefochten. Bei der wenig freundlichen Einstellung uns Deutschen gegenüber erschien mir dieses Vorgehen jedoch nicht nachahmenswert. Die einheimischen Bauersleute rückten überdies, wenn überhaupt, nur gegen Zuschlag von Wucherpreisen etwas heraus, z.B. ein Stück Butter für 40.- RM. Gegen Mittag brachte eine Rote-Kreuz-Schwester aus Oderberg ein Eintopfgericht herbei, das etliches zur leiblichen Wiederaufrüstung beitrug. Endlich zeichnete sich nun auch die Weiterfahrt ab. Wir durften das Petrowitzer Bahngelände nicht mehr verlassen. Da der Aufenthalt in den stehenden Waggons bei sengendem Sonnenschein kaum zu ertragen war, lagerten wir uns in ihren schmalen Schatten und palaverten. Erneut bewegte die Gemüter ganz stark die Invasion im Westen. Offensichtlich hatten die alliierten Streitkräfte in Nordfrankreich ihre Landungsbasen inzwischen wesentlich verstärken können. Dennoch ließen die meisten von uns sich in ihrer Überzeugung nicht erschüttern, dass die deutschen Truppen sie wieder zurückschlagen werden und dass alsbald die schon lange angekündigte neue Vergeltungswaffe zum Einsatz gelangen müsse. Unser 2. Transportführer, im Rang eines Feldwebels stehend, ersichtlich aber wissenschaftlich gebildet, schaltete sich in die Aussprache lebhaft mit ein und versuchte dabei, den allgemeinen Blickwinkel etwas zu vertiefen, indem er geopolitische und ökonomische Gesichtspunkte mit einflocht. Seine Gedankengänge entstammten kaum so ganz dem weltanschaulichen Elementarbuch der Nationalsozialisten, doch vermied er andererseits höchst geschickt, sich in strikten Widerspruch zur herrschenden Doktrin zu setzen und den deutschen Endsieg mit direkten Worten in Zweifel zu ziehen.

Alle atmeten auf, als für unseren Zug nach über zwei Tagen unerklärlichen Aufenthaltes das Signal nach oben schnellte. Im Handumdrehen befanden wir uns auf dem Boden des Generalgouvernements Polen und überquerten die Weichsel als noch unscheinbares Flüsschen. Die Landschaft unterschied sich kaum von der oberschlesischen, zeigte sich hügelbelebt und mit fruchtbaren Böden ausgestattet. Die Dörfer, die wir an der Strecke liegen sahen, wiesen allerdings an kaum einer Stelle ähnlich stattliche Gehöfte auf, wie wir es von deutschen Gauen her gewohnt waren. Ins Auge fiel die bunt bekleidete Landbevölkerung. Am südlichen Horizont zeichneten sich im Dunst massive Erhebungen ab. Sie gehörten ohne Zweifel zu den Westbeskiden.

Bis zur Provinz- und zugleich Gouvernementshauptstadt Krakau berührten wir nur wenige größere Ansiedlungen. Eine davon muss, wie ich erst viel später feststellte, Auschwitz (Oświęcim) gewesen sein. Vermutlich haben wir bei Durchfahrt der Bahnstation auch das entsprechende Namensschild gelesen. Doch, obwohl die Verbrennungsöfen des nahen Konzentrationslagers zum damaligen Zeitpunkt gerade auf Hochtouren liefen, sagte der Name mir, wie gewiß auch den übrigen Kameraden, absolut nichts. Zu abgeschirmt und zu weit von jeglichem menschlichen Vorstellungsvermögen war die entsetzliche Judenvernichtungsaktion der SS damals noch. Dass da und dort gerüchteweise allerdings doch manches nach außen gedrungen war, werde ich an einer späteren Stelle dieses Kapitels noch belegen. Kurz vor Krakau passierten wir eine Bunkerkette. Einige von uns glaubten zu wissen, sie sei ein Teil des neuen Ostwalls.

Es war schon Abend, als wir im Krakauer Bahnhof eintrafen. Die Stadt selbst und ihre besonderen Sehenswürdigkeiten blieben uns weitgehend verborgen. Ohnehin empfanden wir es als viel wichtiger, hier endlich mal wieder reichhaltige und gute Marschverpflegung aufnehmen zu können. Noch in der Nacht fuhren wir weiter durch das südliche Polen. Jetzt befanden wir uns wieder auf dem Hauptstrang der Ostbahn, den wir in Oppeln verlassen hatten. Fast ausschließlich Militärzüge begegneten uns. In Debica wurden wir auf eine Nebenstrecke geleitet. Sie führte in nordöstliche Richtung nach Sandomir, sollte zuvor aber unser Bestimmungsziel Mielec erreichen. Hier war der Boden überall sandig. Kiefernwälder, untermischt mit anspruchslosen Birken, herrschten vor. Allgemeine Verblüffung löste ein riesiger, schier nicht enden wollender, doch sorgfältig mit hohem Maschendraht gesicherter Lagerkomplex der Waffen-SS aus. Die dazugehörige Bahnstation trug die urdeutsche Bezeichnung "Heidelager".

Als wir Mielec am Mittwoch, 14. Juni, erreicht hatten, wies der Uhrzeiger auf die 10. Vormittagsstunde. Hurtig räumten wir unsere Waggons, schulterten unser Gepäck über und setzten uns unter den Kommandorufen unserer Transportbegleitung in Marsch. Von der Ortschaft, die nach einer Zählung aus dem Jahr 1988 immerhin nahezu 57 000 Einwohner umfasste, war vom Bahnhofsbereich aus kaum etwas zu sehen. Ich weiß nur noch, dass uns ein von einem katholischen Pater im Ornat geleiteter Trupp etwa 11- bis 12jähriger, mit schneeweißen Hemden bekleideter Kinder, vermutlich Firmlinge, begegnete und dass mich dieser ungewohnte Anblick feierlicher Friedfertigkeit und Demut innerlich stark berührte. Er wollte sich so gar nicht in das uns von der nationalsozialistischen Propaganda vorgezeichnete und bis zu einem gewissen Grade auch von mir übernommene Bild von der unliebenswerten und tugendlosen polnischen Nation fügen.

Gut 5 km mussten wir im Schweiße unseres Angesichts auf sandiger, den Schritt hemmender Strecke bei intensiver Sonneneinstrahlung zurücklegen, ehe wir den Bereich des großen Truppenübungsplatzes erreichten und vor den Baracken der 2. Reserve-Granatwerfer-Kompanie 56 den erlösenden Ruf "Ganze Abteilung halt!" entgegennahmen. Ein Unterfeldwebel namens Theile trat vor unsere Marschkolonne und erkärte, mit unserer Einweisung beauftragt zu sein.

Der erste Eindruck von unserem künftigen Standort war zwiespältiger Art. Die Lage mitten in der Natur unter Kiefernbäumen mit entsprechend würzigharzigem Duft und fernab jeglicher menschlichen Besiedlung hatte viel Gewinnendes für sich. Um so ernüchternder, ja abstoßender wirkten auf uns die schmucklosen, simplen Holzbaracken, in denen wir Quartier beziehen sollten. Zunächst empfanden wir es aber als eine ungeheuere Wohltat, uns im Waschraum nach mehrtägiger Bahnreise und anschließend in voller Montur unter glühender Sonne zurückgelegten 5-km-Marsch endlich einmal wieder gründlich waschen und erfrischen zu können. Auch die im etwa 1 km entfernt liegenden Soldatenheim verabfolgte Mittagsmahlzeit (Makkaroni mit Goulasch und grünem Salat) bedeutete ein Labsal.

Nach Rückkehr vom Essen teilte uns der Unterfeldwebel den einzelnen Barackenstuben zu. In jeder Stube standen 9 zweistöckige Betten. 18 Mann gewährte sie also ein Unterkommen. Eine Baracke umfasste jeweils drei entsprechende Unterkunftsräume. Toiletten und Waschanlagen befanden sich in separaten Baracken, ebenso die diversen Diensträume. Dass die gesamte Inneneinrichtung der Stuben einschließlich der Betten aus Holz bestand, ließ zwar nicht ganz so stark den Eindruck spartanischer Kargheit aufkommen, als wenn alles von stählerner Substanz gewesen wäre, doch mussten wir das Fehlen verschließbarer Spinde schon als echtes Manko empfinden. Die den Insassen zugewiesenen offenen Holzfächer boten keinen vollwertigen Ersatz.

Abgesehen von Werner Kümmel hatte ich mit den übrigen Stubengenossen bislang kaum Berührung gehabt. Im Schnitt erweckten sie jedoch einen verträglichen Eindruck. Ein guter Teil von ihnen entstammte der Landwirtschaft. Außer mir

gab es nur zwei vormalige Oberschüler. Bei einem Gang vor die Baracke hatte ich wohl unterlassen, dem aufsichtsführenden UvD die gebührende Ehrenbezeigung zu zollen, und wurde demzufolge gleich dazu verdonnert, den Rasen vor der Baracke des Wachhabenden mit Gießkannen gründlich zu wässern. Abends vermochte ich mich vor Müdigkeit kaum noch auf den Beinen zu halten. Dem Körper tat es ausgesprochen gut, nach dem knochenharten Lager im Gütertransportwagen sich endlich mal wieder auf einer Strohmatratze strecken zu können.

Beim Appell am nächsten Morgen lernten wir unsere nunmehrigen dienstlichen Vorgesetzten kennen und erfuhren einiges über den bevorstehenden Ausbildungsgang. Die uns vom Spieß in Zwickau gegebene Zusicherung, nach 14-wöchigem Verweilen auf dem Truppenübungsplatz kämen wir in die Garnison zurück und erhielten vor unserer militärischen Weiterverwendung noch einen Einsatzurlaub, wurde hier jedoch sehr in Frage gestellt. Zwar sei die Lage an der z.Z. gut 200 km entfernt liegenden Frontlinie stabil und biete keinen Grund zur Beunruhigung, doch bereiteten die hinter der Front operierenden Partisanenverbände etliches Kopfzerbrechen und erforderten besondere Bekämpfungsaktionen. Zur Erledigung solch einer Aufgabe sei augenblicklich ein Teil unserer vorgesehenen Ausbilder, an der Spitze Oberleutnant Kröhnert, abkommandiert. Es könne nicht ausgeschlossen werden, dass auch wir unmittelbar nach dem Ende der Ausbildung einen entsprechenden Einsatzbefehl erhielten.

Das Ausbilderteam war also mit etlichen Ersatzkräften bestückt. Bis auf den schon erwähnten Unterfeldwebel fehlen in meinem Ende 1945 niedergelegten Bericht jegliche Namen und Personenbeschreibungen dieses Stabes. Und heute vermag ich sie aus dem Gedächtnis schon gar nicht mehr hervorzuholen. Ich kann nur noch ganz summarisch sagen, dass wir auch von den Aushilfe-Ausbildern sofort hart, wenn auch nicht unbarmherzig an die Kandarre genommen wurden, mochte es auch immer wieder heißen, bei Rückkehr der "richtigen" Leute hätten wir ganz bestimmt noch viel weniger zu lachen. Dem Oberleutnant Kröhnert vor allem eilte der Ruf voraus, ein fürchterlicher Schleifer zu sein. Der derzeit mit der Verantwortung betraute Offizier, wohl auch im Oberleutnantsrang stehend, aber noch an den Folgen einer Verwundung leidend, ließ sich bei unseren Übungen nur sporadisch sehen und fiel nicht weiter durch markige Sprüche auf. Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, erfüllte in der Anfangszeit Unterfeldwebel Theile bei uns, wenn auch nur vertretungsweise, die Funktion des Spießes. Jedenfalls führte er bei allen Appellen und Abmärschen das Kommando. In seiner ziemlich derben und rauschaligen Art erinnerte er an einen Polier im Baugewerbe. Häufig sprudelte ihm der Ausspruch über die Lippen: "Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps". Außerhalb der Dienstzeit schlug er in der Tat oft ausgesprochen kumpelhafte Töne an und trank mit dem gemeinen Volk auch gern mal einen über den Durst. Später legte man ihm solches Verhalten als Undiszipliniertheit zur Last, und es stand ihm nach eigenem Bekunden bevor, für eine Woche "in die Wanne steigen", d.h. in den Arrest gehen zu müssen. Ob es dann tatsächlich zum Vollzug gekommen ist, habe ich nicht mehr erfahren können. Sein militärischer Rang "Unterfeldwebel" legte den Schluss nahe, etwas müsse bei ihm, um zum regulären Feldwebel ernannt zu werden, gefehlt haben. Im Bereich unserer Einheit gab es auch noch einen anderen Längerdienenden. Er trug die Rangbezeichnung Stabsgefreiter. Offenbar hatte er die Kriterien eines Unteroffiziers nicht zu erfüllen vermocht. Er war aber von ausgesprochen angenehmer Wesensart und als Betreuer unserer Baracke dank seiner langjährigen Erfahrungen durchaus der richtige Mann.

Der Truppenübungsplatz Mielec im sandigen Weichsel-San-Dreieck südlich von Sandomir erstreckte sich über ein riesiges Terrain mit weit auseinander liegenden Schießbahnen und Barackenblocks. Er stand ganz unterschiedlichen Kampfeinheiten zur Verfügung. Die von uns zu absolvierenden Ordnungs- und Marschierübungen fanden in aller Regel auf dem nicht allzu weit von uns ent-

fernt liegenden sog. Flakplatz, einer ebenen Grasfläche, statt. Die Übungen am Werfergerät, die nicht lange auf sich warten ließen, erfolgten hingegen meist mitten im Heidegelände. Hinsichtlich des waffentechnischen Lerneifers stand ich den meisten meiner Kameraden merklich nach. Trotzdem gab ich mir Mühe, nicht ganz und gar zurückzubleiben und missliebig aufzufallen. Unsere Kompanie war mit 8 cm-Werfern ausgestattet. Granatwerfer sind Steilfeuergeschütze, die im Unterschied zum Karabiner und den gängigen Artillerie- und Panzergeschützen den Zielpunkt nicht in direkter, sondern in bogenförmiger Linie anpeilen und mit ihren Geschossen zu treffen suchen. Ihr Vorteil ist, dass zwischen Werfer und Ziel befindliche Erdschwellen, Bauten oder Zonen höheren Bewuchses kein Hindernis darstellen und dass durch den Steilflug des Geschosses von oben her selbst Schutzgräben erreicht und unschädlich gemacht werden können. Auch erleichtert diese Eigenschaft die Tarnung des Werfergerätes. Allerdings muss dieses, um wirksame Treffer zu landen, viel näher an das Ziel herangerückt werden als ein Flachgeschütz. Auch sind wesentlich kompliziertere ballistische Berechnungen erforderlich, um wirklich erfolgreich zu fungieren.

Mit solchen Tatbeständen wurden wir nun eingehend befasst, insbesondere mit den drei aufschulterbaren Hauptbestandteilen des insgesamt 56,7 kg schweren Werfergerätes. Noch am besten tragen ließ sich die massive eiserne, auf der Unterseite kantig gerippte Bodenplatte. In deren Oberseite war eine kreisförmige Vertiefung zum Aufsetzen des Granatrohres eingelassen. Dieses hatte eine Länge von 1,14 m und einen inneren Durchmesser von 8,01 cm. Der dritte Hauptteil wurde als Zweibein bezeichnet. Dieses wirkte wie ein Stativ und stützte das Rohr nach vorn ab. Eine Kurbelvorrichtung besorgte die Feineinstellung des Höhen- und Seitenrichtbereiches. Neben den drei Trägern der erwähnten Hauptbestandteile waren noch mehrere Träger, in der Regel vier, für den Transport der Munitionskästen erforderlich. Jeder Kasten bot drei Granaten Platz. Ein Träger war rechts wie links mit solch einem metallenen Behälter behängt. Da eine Granate 3,5 kg auf die Waage brachte, hatte er bei voller Bestückung eine noch schwerere Last zu schleppen als die Träger der Werferteile.

Zumeist oblag die Führung eines Werfertrupps einem Unteroffizier, mitunter aber auch einem bewährten Obergefreiten. Während unserer Ausbildung waren wir in Neunertrupps eingeteilt. Ein Unteroffizier schulte uns ein, assistiert von einem Gefreiten. Der unserem Trupp beigegebene trug den klangvollen, wenn auch nicht adeligen Namen Lynnen van Bergh. Eigenem Bekunden zufolge entstammte er einer angesehenen rheinischen Industriellenfamilie und verkörperte insoweit schon etwas Hervorgehobenes innerhalb unseres Rahmens. Dabei blieb er aber stets sehr zurückhaltend und enthielt sich aller herablassenden Allüren. Möglicherweise hat er sich mir gerade deshalb besser eingeprägt als der eigentliche Ausbilder im Unteroffiziersrang.

Der Truppführer hatte im Gefechtsfalle die Aufgabe, den geeigneten Standort für das Werfergerät zu bestimmen, selbstverständlich nur im Rahmen der vom jeweiligen Kommandanten ergangenen Anordnungen. Die Höhen- und Seitenwinkeleinstellung sowie die Vorgabe der Zündstärke fielen gleichfalls in seinen Verantwortzungsbereich. Um zu verstehen, was mit letzteren gemeint ist, sei hier erläuternd eingeflochten, dass jede Granate zwar mit einem genormten Zündsatz ausgestattet war, durch Aufstecken von aus einer faserigen Substanz bestehenden Zündringen hinsichtlich ihrer Anfangsgeschwindigkeit und Reichweite aber verstärkt werden konnte. Einer der Munitionsträger hatte im Bedarfsfall das Aufstecken solcher Zündringe zu besorgen. Dem Ladeschützen blieb es dann vorbehalten, nach Schussfreigabe durch den Truppführer die Granate ins Rohr einzuführen. Er tat dies, indem er die Granate mit dem Hinterende auf die Rohrmündung setzte und dann ins Rohr hinabgleiten ließ. Unten angekommen, schlug sie auf dem eingelassenen Zündbolzen auf, zündete und schoss aus dem Rohr auf die gewünschte Bahn. Beim Schussvorgang mussten sich wegen der enormen Druckwelle alle Mann ducken. Keinesfalls durfte der Kopf in Rohr-

höhe oder darüberhinaus ragen. Und wehe, wenn der Ladeschütze die Granate mit der Spitze ins Rohr eingelassen hätte! Dann wäre alles auseinandergeborsten. Zu Rohrkrepierern konnte es freilich auch aus anderen Gründen einmal kommen.

Sicherheitshalber gab man uns während der ersten Tage und Wochen noch keine scharfe Munition in die Hand. Alle Hantierungen mit und an dem Werfergerät wurden aber so exakt manipuliert und exerziert, als stünden wir bereits im Einsatz. Neben dieser Art der Einschulung musste auch die generelle infanteristische Ausbildung straff weitergeführt werden. Besonderen Wert legten unsere Vorgesetzten in Mielec auf sorgfältige Gewehrreinigung. Dies auch zu Recht, geschah es beim Anschleichen und Hinlegen auf dem stark sandigen Boden doch gar rasch, dass sich Gewehrlauf und Schlossvorrichtungen mit stiebendem Staub anreicherten.

Am zweiten oder dritten Tag unseres Aufenthaltes auf dem Mielecer Truppenübungsplatz erfüllte während einer kurzen Stäbchenpause ein grollender Donnerton das Himmelsgewölbe. Doch kein gewitterkündendes Wölkchen war zu erkennen. Der Donner wollte gar nicht enden. Schließlich zeigte sich in beträchtlicher Höhe ein langgestreckter, rasch wachsender Kondenzstreifen mit einer pfeilförmigen Spitze. Einen so rasch dahinschießenden Flugkörper hatte noch keiner von uns Rekruten zuvor je gesehen. Das sei Deutschlands neue Geheimwaffe, klärte uns unser Unteroffizier mit wichtiger Miene auf. Die werde im SS-Standort Heidelager zur Zeit erprobt und käme ganz bestimmt bald zum Einsatz. Wenn es so weit sei, würde unsere Feinde im Osten wie im Westen das kalte Grausen packen. Dieses Erlebnis irritierte, ja bedrückte mich tief. Im Stillen hatte ich immer gehofft, hinter all dem Gerede von der deutschen Wunder- und Vergeltungswaffe stünde keinerlei Realität, nun schien Hitler doch noch über ein gewaltiges militärisches Faustpfand zu verfügen. Sollte er es tatsächlich noch schaffen, das Kriegsglück in letzter Minute zu wenden und am Ende als triumphierender Sieger dazustehen? Allein der Gedanke daran brachte mich an den Rand der Verzweiflung. "Es klingt, als führe der Teufel mit geballter Faust aus der Hölle gegen den Himmel", so umschrieb ich den empfangenen Eindruck in einem Brief nach Hause.

Am Sonnabend nachmittag, 17. Juni, nach dem Stubendurchgang schnarrte mich der UvD an:

"Sagen Sie, was sind Sie von Beruf?"

"Schüler, Herr Unteroffizier", antwortete ich hackenzusammenschlagend.

"Ausgezeichnet", erwiderte er. "Da melden Sie sich mal zusammen mit Grenadier Frommhold vom 2. Trupp heute punkt 18 Uhr im Soldatenheim als Ordonanz. Die brauchen dort dringend solche Leute."

Der erwähnte Kamerad, dessen Name möglicherweise anders gelautet hatte als hier wiedergegeben, war schon am Vorabend an gleicher Stätte tätig gewesen und schien ohnehin mit der Gastronomie auf vertrautem Fuß zu stehen. Er gab mir auf dem Hinweg noch einige nützliche Tips, wie man sich bei solch einer Dienstleistung zu verhalten habe. Ein paar diesbezügliche Vorkenntnisse brachte ich zudem vom Zwickauer Kameradschaftsabend mit. Es lief dann auch alles ganz gut, doch herrschte an diesem weithin wohl übungsfreien Sonnabend abend Hochbetrieb im Soldatenheim, dem meiner Erinnerung nach einzigen Gebäude innerhalb des mir bekannt gewordenen Teils des Truppenübungsplatzes, das mit steinernem Mauerwerk ausgestattet war. Drückende Schwüle erfüllte die Gasträume, und das ständige Hin- und Hereilen teils mit ausgeleerten, teils mit frischgefüllten Biergläsern, manchmal zwei bis drei in einer Hand, dann wieder mit angeforderten Essensportionen beladen, trieb den Schweiß aus allen Poren. Ab und zu war uns im Wechsel auch mal eine kurze Pause gestattet, während der wir uns selbst mal kostenfrei laben durften. Dabei verleibte ich mir im Laufe des Abends sage und schreibe drei ganze Essensportionen ein, aus heutiger Sicht mir völlig unvorstellbar. Unter den Soldatengästen, die ich zu bedienen hatte, befanden sich drei aus meiner Kulmer Arbeitsdienst-

einheit. Sie gehörten aber nicht meiner Granatwerferkompanie, sondern einem ganz anderen Verband an. Ein Feldwebel aus einem Musikkorps erwies sich als ehemaliger Altstadt-Waldenburger und vermochte sich meiner, als ich die dortige Volksschule besuchte, noch zu erinnern.

Zu bereits vorgerückter Stunde gab es urplötzlich einen gewaltigen Knall, dass alle Fensterscheiben erzitterten. Etliche eilten nach draußen und kehrten mit der Erkenntnis zurück, eine vom Heidelager abgefeuerte Rakete der neuen Vergeltungswaffe müsse kurz nach dem Abschuss in der Luft explodiert sein. Tatsächlich hatten sich Vorfälle dieser Art, wie das Buch "Die V-Waffen" von Heinz Dieter Hölsken (Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1984) belegt, im dortigen Versuchsbereich häufiger ereignet. Der große Knall an diesem Abend erregte die Gemüter aller Anwesenden jedoch ganz erheblich, zumal am gleichen Tag durch das Radio noch die Meldung über den ersten, angeblich erfolgreichen Einsatz einer entsprechenden Raketenwaffe (die sog. V 1) auf Ziele in England gekommen war. Bald steigerten sich die Zechenden in eine immer lärmender werdende Siegesstimmung hinein. Sowenig ich für meinen Teil auch mit einstimmen mochte, blieb mir doch keine Zeit zu weiteren Reflexionen; denn die Nachfrage nach Bier und Schnaps schnellte nochmals sprunghaft nach oben, und wir Bedienungskräfte mussten spurten, was das Zeug hielt. Die für das Soldatenheim Verantwortlichen gaben am Schluss zu erkennen, nichts dagegen zu haben, wenn ich auch künftig für diesen Hilfseinsatz zur Verfügung stünde, doch lehnte ich mit der wirklich auch zutreffenden Begründung ab, der Tagesdienst strenge mich so stark an, dass ich mich in den Abendstunden nicht noch zu weiteren Einsätzen in der Lage fühlte.

Bei der am 17. Juni 1944 erstmals zum Einsatz gekommenen, nachfolgend als V 1 (= Vergeltungswaffe Nr. 1) bezeichneten Waffe handelte es sich übrigens um die von der Luftwaffe entwickelte Flugbombe Fi 103. Die von uns in Polen beobachteten Experimente erfolgten mit der von Wernher von Braun zuerst in Peenemünde gefertigten Rakete A 4. Von Blizna (so der Name der an das Heidelager grenzenden polnischen Ortschaft) aus schoss die Versuchsbatterie 444 sie über eine Entfernung von 250 km bis nach Sparnaki. Als V 2 trat sie wenig später gleichfalls gegen Ziele in England und Frankreich in Aktion. Zweifellos haben diese V-Waffen, zu der noch zwei weitere, aber unzureichend entwickelte kamen, etlichen Schaden angerichtet, die Moral der Inselbevölkerung aber in keiner Weise brechen können. Zudem war ihre Herstellungskapazität sehr begrenzt. Als im Zuge der Verschlechterung der Kriegslage immer mehr Basen zerstört wurden bzw. geräumt werden mussten, sank ihre Produktion rapid. Die Luftüberlegenheit der Alliierten hatten sie zu keinem Zeitpunkt gefährden können. Gegen die weiträumige Sowjetunion wäre ohnehin nicht das geringste auszurichten gewesen. An der Ostfront sind V-Waffen auch nie verwendet worden. Der Siegesrausch im Soldatenheim wie auch meine zuvor gehegten Besorgnisse, Hitler könne es am Ende gar doch noch gelingen, sich militärisch zu behaupten, sollten sich alsbald als völlig unbegründet erweisen.

In der folgenden Woche (19.-25. Juni) lief unsere militärische Ausbildung auf vollen Touren. Ich ächzte und stöhnte bei den längeren Ausmärschen in voller Montur mit aufgeschultertem Werfergerät und den vielen Kommandoeinlagen "Nach rechts hinlegen!", "Robben!", "Sprung auf, marsch-marsch!", "Granate!", "G-a-a-as!" usw. Geradezu ingrimmige Wut kochte in mir gegen das gesamte militärische Gebaren hoch, doch durfte man außer dem Wort "Scheiße" nicht viel mehr über die Lippen bringen, sonst wäre man unweigerlich zu Arrest oder noch Schlimmerem verdonnert worden. Die anderen Kameraden fanden auch kaum Spaß an der Sache, doch brachten die meisten von ihnen, zumal die in der Landwirtschaft Tätigen, rein körperlich wesentlich bessere Voraussetzungen mit als ich, zumindest was das Tragen schwerer Lasten betraf.

Auf der anderen Seite fehlte es nicht ganz an kleineren bis größeren Erfolgserlebnissen. So erreichte ich am Mittwoch beim ersten Scharfschießen mit dem Karabiner 33 von 36 möglichen Ringen. Es war das beste Ergebnis der ganzen

Kompanie. Dabei hatte mich der Schießwart zuvor noch angeraunzt, ich nähme ja überhaupt nicht richtig den Zielpunkt ins Visier. Nachher war er selbst nicht eben wenig erstaunt und ließ ein anerkennendes "Mann, weiter so" vernehmen. Ich gestehe jedoch freimütig, dass mir in diesem Fall mehr Glück als Verstand zur Seite gestanden haben musste. Bei der zweiten Schießübung auf eine größere Distanz wurden die Realitäten wieder etwas zurechtgerückt. Da erzielte ich 40 von 60 möglichen Ringen, kein überwältigendes, aber auch kein ganz schlechtes Ergenis. Nur wenige Kameraden lagen höher. Unser Unterfeldwebel erteilte mir denn auch ein dickes Lob am Schluss und stellte bei weiteren guten Leistungen dienstfreie Stunden als Belohnung in Aussicht.

Nach dem Schießen ging ein wolkenbruchartiges Gewitter nieder und bescherte uns endlich einmal etwas Abkühlung. Das gesamte Truppenübungsgelände schien sich in einen Morast verwandelt und die Wege unpassierbar gemacht zu haben. Der sandige Untergrund ließ die Wassermassen jedoch rasch versickern. In der Nacht vom Donnerstag zum Freitag war ich für die Zeit von 0 bis 2 Uhr zum Wachdienst eingeteilt. Zusammen mit einem älteren, aus Oberschlesien stammenden Obergefreiten musste ich um unseren Block auf Streife ziehen. Zuvor erhielten wir vom Leiter des Wachdienstes noch eingehende Instruktionen über unsere besonderen Aufgaben und Pflichten. Hatte der vor dem Transportzug in Petrowitz absolvierte Postendienst mehr symbolische als praktische Bedeutung gehabt, stellte er hier inmitten des großen offenen Truppenübungsgeländes schon eine unumgängliche Notwendigkeit dar. Zwar spielten sich, wie es hieß, die derzeitigen Partisanenkämpfe, zu denen Oberleutnant Kröhnert und seine Mannen abkommandiert worden waren, in etwa 100 km Entfernung ab, doch gestand man gleichzeitig auch ein, es sei auch schon im Mielecer Raum zu Übergriffen gekommen. Immerhin bestanden noch einige polnische Siedlungen mitten im Bereich des Truppenübungsplatzes. Mit Ausnahme der Schießbahnen und etlicher Sperrzonen verfügte die Bevölkerung also über einige Bewegungsmöglichkeiten und konnte demzufolge auch ohne größere Schwierigkeiten bis an die Wohnbereiche der Soldaten vordringen. Äußerste Wachsamkeit war demzufolge unbedingtes Gebot. Ich hatte den Eindruck, dass der Wachdienstleitende von meinen Aufmerksamkeitsfähigkeiten wenig überzeugt zu sein schien, offensichtlich aber auch den angejahrten Obergefreiten nicht gerade zu den Allerverlässlichsten zählte. Jedenfalls suchte er uns zu dunkelster mitternächtlicher Stunde auf die Probe zu stellen, indem er aus getarntem Hintergrund plötzlich einige knackende Geräusche erzeugte. Zum Glück reagierte mein Gefährte sofort richtig, indem er mit angelegtem Gewehr nach der Parole forschte, woraufhin der Hinterhältige sich zu erkennen gab. Mit einem kräftigen oberschlesischen Fluchwort entlud sich der Obergefreite der soeben durchgestandenen Spannungssituation. Ich für meinen Teil fühlte mich ebenfalls mehr als erleichtert, als die beiden unheimlichen Nachtstunden vorüber waren und sich außer diesem Vorfall und einem aus größerer Entfernung zu vernehmendem einzelnen Gewehrschuss nicht noch weiteres Verdachterregende ereignet hatte.

Trotz anstrengendem Tagesdienst und entsprechender Müdigkeit in den Knochen wurden wir am Freitag gegen Mitternacht nach draußen beordert, um eine Nachtübung zu absolvieren. Hierbei galt es allerdings weniger, spontane Spritzigkeit zu bezeugen als exakt die einzelnen optisch oder akustisch wahrnehmbaren Vorgänge zu registrieren. Wir lernten, die verschiedenen Leuchtsignale zu unterscheiden und Geräusche zu orten.

In der Nacht vom Sonnabend, 24. Juni, zum Sonntag musste ich erneut als Nachtwache auf Streife ziehen, eine Strafmaßnahme, weil ich während der für die Mittagszeit vorgeschriebenen Bettruhe mal die Baracke verlassen und die Toilette aufgesucht hatte. Diesmal war ich zwischen 2 und 4 Uhr in der Frühe an der Reihe. Hinsichtlich der Tageslänge hatte das Jahr seinen Zenit erreicht. Schon in der 3. Morgenstunde begann es zu grauen, und die Natur zeigte sich voller Leben. Da und dort huschten noch tierische Nachtjäger über den Waldboden, so die schlanken Gestalten von Marder und Iltis. Ein vorwitziges Kaninchen machte sich unmittelbar an unseren Baracken zu schaffen. Der Kuckuck

rief, irgendwo hämmerte ein Specht. Fasziniert war ich vom Anblick eines stattlichen Wiedehopfes mit seinem unverwechselbaren Federschopf. In Deutschland zählt er heute weitgehend bereits zu den ausgestorbenen Tierarten. Eine wundervolle Morgenstimmung umgab mich. Sie lud eher zum Mitjubilieren anstatt zu argwöhnischer militärischer Wachsamkeit ein.

Groß war meine Freude, als ich am 20. Juni den ersten Brief von zu Hause in Händen hielt. Zwar hatte ich gleich nach Ankunft im Truppenübungsplatz den Eltern per Feldpost Nachricht gegeben, doch konnte bei der weiten Beförderungsstrecke die Antwort zu einem früheren Zeitpunkt kaum hier sein. Postwendend rührte ich mich wieder, und so kam es zu einem recht regen Briefwechsel. Die Stubenkameraden schüttelten schon etwas verwundert den Kopf, wenn sie mich mit solchem Eifer am Pinseln sahen. Darum verlegte ich, auch um mehr Ruhe und Sammlung zu haben, das Briefeschreiben künftig meist in die Zeit nach dem Mittagessen, wenn "Bettruhe" auf dem Dienstplan stand. Das war allerdings nicht alle Tage der Fall, erstreckte sich doch mancher Ausmarsch bis in den Nachmittag hinein.

Die mittägliche Bettruhezeit nützte ich aber nicht nur zum Briefeschreiben, sondern auch zum Lesen. Ein paar kleine leichtgewichtige Feldpostausgaben gehörten zu meinem Tournisterbeipack. Das vom schulischen Deutschunterricht her geweckte Interesse an gehobener Literatur hatte mich überdies angeregt oder, anders ausgedrückt, dazu verleitet, selbst ein paar Verse zu Papier zu bringen. Sie sollen dem Leser hier nicht zugemutet werden. Nur soviel sei zu ihrer Entschuldigung vorgebracht, dass sie bei aller sprachlichen Unbeholfenheit schon von aufrichtigen Gefühlsregungen durchdrungen waren und schmerzliche Sehnsucht nach dem verlassenen Zuhause mit seinen liebgewordenen Fluren und Wäldern bekundeten.

Entsprechende Empfindungen bestanden natürlich auch bei den anderen Kameraden. Und auch sie erhielten bald Post von zu Hause. Bei den Söhnen der wohlhabenden Bauern aus dem Altenburgischen bestanden die postalischen Zusendungen oft in Form üppiger Lebensmittelpakete. Da kamen dann Schmalzdosen, geräucherte Würste und ganze Napfkuchen zum Vorschein. Nun war unsere Verpflegung - anders als zuvor in Zwickau - hier nicht gerade sonderlich abwechslungsreich. Mittags gab es sehr häufig simplen Eintopf aus Dörrgemüse. Und auch der Furier bot neben Kommissbroten, etwas Butter und Kunsthonig nichts Überwältigendes. Jeder hier dienende Soldat hatte jedoch die Möglichkeit, während der dienstfreien Zeit das Soldatenheim aufzusuchen und sich dort ein einfaches Fleischgericht (meist Makkaroni mit Goulasch) zu bestellen. In wochenweisen Abständen offerierte uns der Marketenderwart zudem seine Waren. Hierbei handelte es sich aber überwiegend um alkoholische Getränke - Wein, Sekt und Liköre -,Tabak und Zigaretten, weniger um Süßwaren. Auch ich erwarb in der Regel diese Dinge, obwohl ich nicht wusste, wie ich z.B. die vielen kleinen polnischen Zigaretten mit dem langen Pappmundstück verwerten sollte. Kaum einer von uns qualmte so ausgiebig, dass er sich, wie es beim Luftwaffenhilfsdienst und beim RAD der Fall gewesen war, auf ein Tauschgeschäft mit mir einlassen wollte. Ausgaben für Marketenderwaren und Zechen im Soldatenheim waren in polnischen Zlotys zu begleichen. Auch unseren Sold bekamen wir in dieser Währung ausbezahlt.

Zu keiner Zeit war uns gestattet, den Bereich des Truppenübungsplatzes zu verlassen. Mit der über 5 km entfernt liegenden Stadt Mielec hatten wir somit nie Bekanntschaft schließen können. Erachteten etwa beim Arbeitsdienst es manche Kameraden als unbedingt zu stillendes Bedürfnis, während des Ausganges ein paar der herumflanierenden Mädchen, wie es im heutigen Jargon heißt, "anzumachen", so bestand hier ja nun nicht die geringste Chance, solchen Anwandlungen Rechnung zu tragen. Ich selbst hatte keine Schwierigkeiten, mit dieser Mangelsituation fertig zu werden, doch fanden sich nach meinem Eindruck auch die übrigen ganz wacker damit ab. Manch einer suchte allerdings seinen Kummer in flüssiger Marketenderware zu ertränken.

Die einzige Unterhaltungsmöglichkeit bot, vom Soldatenheim abgesehen, das neben diesem in einer großen dunklen Holzbaracke untergebrachte Soldatenkino. Vor der flimmernden Leinwand ließ man dann für ein bis zwei Stunden mal so ziemlich außer Betracht, wo man sich augenblicklich befand. Meist liefen aber nur billige Streifen, wie am 19. Juni der Film "Manege". Als etwas anspruchsvoller erwies sich am Sonntag, 25. Juni, der nach dem gleichnamigen Bühnenstück von Ludwig Anzengruber gedrehte Spielfilm "Der Meineidbauer". Hierbei störte mich nur die nach meinem Empfinden unverhohlene antikirchliche Tendenz.

Seit Mittwoch, 28. Juni, hieß unser militärischer Status nicht mehr Grenadier, sondern Soldat. Beim Scharfschießen mit dem Karabiner auf die Zwölferscheibe erzielte ich an diesem Tag 43 Ringe bei 5 abgegebenen Schüssen, eine annehmbare Leistung, wenn auch kein Spitzenresultat. Dennoch bewilligte mir diesmal der großherzig gesonnene Unterfeldwebel Theile als Anerkennung für den Nachmittag zwei Stunden Dienstbefreiung. Abends schwappte die beunruhigende Meldung in unsere Stube, ganz in unserer Nähe seien Partisanenkämpfe ausgebrochen und wir zum Einsatz mit vorgemerkt. Dazu kam es zum Glück aber nicht. In den folgenden Tagen exerzierten wir weiter ausgiebig am Werfergerät. Am Freitag musste ich bei einer Übung die Funktion des Werferführers übernehmen und schien meiner Aufgabe wohl auch einigermaßen gerecht geworden zu sein. Gegen 24 Uhr kam es erneut zu einer Nachtübung auf dem Flakplatz. Kunde erhielten wir nun auch über das leichte Maschinengewehr (MG 34), seine Teile und seine Handhabung.

Am 3. Juli kehrte der allseits gefürchtete Oberleutnant Kröhnert mit seinen Mannen vom Partisaneneinsatz zurück und übernahm nun das Kommando der Kompanie. Von der ersten Stunde an vermochte man ihm in der Tat keine sehr positiven Züge abzugewinnen. Zwar war er nicht von martialischem, sondern eher hagerem Wuchs, und seine Kommandorufe kamen nicht mit tosender Lautstärke einher, dafür aber schneidend hart, trocken und unnachsichtig. Nie überspielte ein Lächeln seine blassen Gesichtszüge. Nie verrieten sie eine menschliche Gemütsbewegung. Der Mann, gebürtiger Hannoveraner, schien aus Eis und Stahl zusammengesetzt zu sein. Im Feuergefecht hatte er ein Auge eingebüßt. Das eingesetzte Kunstauge verstärkte noch den Eindruck der ihm innewohnenden Starre und hatte ihm den Spitznamen "Holzauge" eingetragen. Besonders boshafte Zungen behaupteten allerdings, man könne das Kunstauge allein daran erkennen, dass es gütiger dreinblicke als das gesunde.

Mit Kröhnerts Antritt verschärfte sich trotz steigender Hitzegrade sogleich das gesamte Ausbildungsprogramm. Am 2. Tag jagte er uns schon um 4 Uhr in der Frühe ins Gelände und ließ uns 15 km weit marschieren. 12 km davon hatte ich die 18,5 kg schwere Bodenplatte auf dem Rücken nebst Karabiner und sonstigem Gerät. Über eine Strecke hinweg mussten wir zudem die Gasmasken anlegen und darunter auch noch singen. Am Freitag, 7. Juli, wurden wir auf Schießbahn 16 in ganz übler Weise geschunden. Diesmal war ich rechts und links mit einem schweren Munitionskasten behängt. Diese Bürde setzte mir fast noch mehr zu als die Bodenplatte. Ich glaubte mich dem Zusammenbruch nahe. Kröhnert begleitete unsere Marschkolonne beritten. Ich beneidete sein Pferd, das im Unterschied zu uns dann und wann wenigstens mal eine Verschnaufpause einlegen und einen saftigen Grashalm aufnehmen durfte. Die Tatsache, dass in der kommenden Woche von 50 Mann nur noch 35 dienstfähig waren, der Rest Krankschreibungen vorwies, zeigt an, wie sehr auch den anderen die abverlangten Strapazen zu schaffen gemacht haben mussten. Von den nach Zwickau einberufenen älteren Jahrgangsvertretern waren außer dem OT-Menschen und einem anderen vormaligen Bauarbeiter keine weiteren mit nach Mielec gekommen bzw. zu diesem Zeitpunkt hier noch dabei. Letztgenannter verfügte übrigens über eine kriminelle Vergangenheit und etliche Knasterfahrungen. In Stäbchenpausen gab er uns ganz ungeniert davon Kenntnis, mochte manche seiner Erzählungen auch nicht so ganz der Wahrheit entsprechen.

An einem Nachmittag in dieser Woche fand zur Abwechslung Sportdienst statt. Frei von drückenden körperlichen Lasten erzielte ich in der Leichtathletik ganz passable Resultate. Trotz Stiefeln an den Füßen sprang ich 4.60 m weit. Nur ein ganz Langer vom 1. Trupp war noch 5 cm weiter gekommen. Und im 100m-Lauf - barfuß in langen Hosen! - konnte ich den großmäuligen Altenburger Abiturienten, der beim Zwickauer Kameradschaftsabend Theodor Körners kriegerischen Aufbruch vordeklamiert hatte und der mich immer für einen ausgemachten Schlappschwanz hielt, mit allerletzter Anstrengung um eine halbe Körperbreite in 14,0 sec. schlagen. Er zeigte sich nicht wenig verblüfft über meine unerwartete Sprintfähigkeit.

Kröhnert hielt uns unentwegt auf Trab. Zu Zeiten, wo uns zuvor Freistunden vergönnt waren, setzte er theoretische Unterrichtsstunden an. Auch politischer Aufklärungsunterricht stand jetzt auf dem Plan. Ihn hielt jedoch nicht Kröhnert selbst ab, sondern ein anderer Offizier mit entsprechender Schulungsbevollmächtigung. Nicht allein die Rekruten, sondern die gesamte Stammmannschaft hatte daran teilzunehmen. Eine dieser Unterrichtsstunden ist mir in besonders lebhafter Erinnerung geblieben. Wie ein Volksschullehrer vor seine Achtklässler pflanzte sich der Schulungsoffizier vor uns auf und stellte die Frage:

"Wer kann etwas darüber sagen, welche Kraftanstrengungen Deutschland unternimmt, um siegreich aus diesem Krieg hervorzugehen? Denken Sie an das nahe Heidelager!"

Er wollte auf die dort erprobten V-Waffen anspielen und sich dann über die militärischen Vergeltungsaktionen ganz generell auslassen. Als sich daraufhin ein Hallenser Unteroffizier, ein schlaksiger, nicht gerade vor Intelligenz strotzender Hüne, meldete und in kaum gespielter, sondern ganz offenkundiger Naivität ausposaunte:

"Dort soll doch ein großer Ofen stehen, in dem die Juden verbrannt werden", herrschte für Augenblicke allgemeine Sprachlosigkeit. Man wird diesen Spinner wegen Staatsverleumdung hinter Gitter bringen, durchfuhr es mich. Der Offizier schien sich jedoch alsbald im Griff zu haben und beließ es bei einem erstaunlich gedämpften Rüffel:

"Sie haben wieder mal nicht richtig aufgemerkt, Unteroffizier Steiner (der richtige Name ist mir entfallen). Statt solche unhaltbaren Gerüchte nachzuquatschen, hätten Sie besser mal in den Himmel geschaut und in sich aufgenommen, dass da unsere neue Vergeltungswaffe fliegt und dem Krieg noch eine entscheidende Wendung geben wird."

Auch wenn Namen wie Auschwitz, Birkenau und Treblinka damals noch weithin unbekannt waren,musste doch manches über die im Gang befindliche Judenverfolgung bis hin zur gezielten Vernichtung durchgesickert sein und auch, dass die SS dabei als treibende Kraft fungierte. Ich weiß nicht, ob dem besagten Unteroffizier intern noch eine geharnischte Verwarnung erteilt worden ist, doch bin ich ziemlich sicher, die Vorgesetzten wussten insgeheim schon, dass er hinsichtlich des Ortes zwar nicht, hinsichtlich der Sache als solcher aber durchaus etwas Wahres ausgesprochen hatte und dass es am geratensten sei, das Ganze schnellstens unter den Teppich zu kehren.

Am Sonntag, 9. Juli, war ich mit noch ein paar anderen Unglücksraben zum Strafdienst auf dem Flakplatz verdonnert, weil ich, als man kontrollieren wollte, ob die Schuhsohlen noch vollzählig mit Zwecken bestückt sind, meinen linken Fuß nicht rechtzeitig genug vorgezeigt hatte. Darüberhinaus tadelten die gestrengen Herren Ausbilder mich ganz generell wegen fehlendem militärischen Diensteifer und mangelnder Spritzigkeit.

"Na, Fleischhack, wenn Sie so weitermachen, sterben Sie ganz schnell einmal den Dämlichkeitstod", kanzelte mich einer von ihnen einmal ab. "Da werden Ihre Eltern eines Tages einen traurigen Brief bekommen, nur weil Sie sich im Gelände so dämlich benommen haben. Ein russischer Scharfschütze knallt Sie doch sofort ab."

Rasender Zorn gegen die militärische Erziehung als solche, besonders aber gegen das hiesige Gebaren erfüllte mich. Obwohl man vor Schnüffleraugen nie sicher sein konnte, ließ ich mich am Nachmittag in einem langen Brief an meine Eltern reichlich offen über meine diesbezüglichen Empfindungen aus. Solch üble und sture Schikanierung könne, so meine Argumentation mit Hinweis auf den jungen, wider seinen Willen in die Kadettenanstalt gesteckten Friedrich Schiller, einen intelligenten Menschen doch unmöglich motivieren, sich freudig für die Sache des Vaterlandes in die Bresche zu werfen. Bei einfacheren Naturen aber, so glaubte ich zu wissen, bewirke der ständige Druck ein solches Maß an Abstumpfung, dass sie schließlich ohne Widerstreben alles mit sich machen lassen würden. In meinen Augen bestand im deutschen Volk ein viel zu großer Hang zum Kriegerischen. Die Jugend, so folgerte ich, müsse unbedingt in einem humaneren Geiste erzogen werden. Ich selbst sollte etwas in diese Richtung tun und später einmal den Beruf des Lehrers ergreifen. Weitere, etwas abgewogenere und ausgereiftere Gedanken in den Brief einzufügen, schaffte ich jedoch nicht mehr. Inzwischen hatte ich nämlich den flüssigen Marketenderwaren in so freizügiger Weise zugesprochen, dass mein Stift nur noch krause Linienzüge hinzukritzeln begann.

Voll Grauen blickte ich dem Dienstag, 11. Juli, entgegen. Ein Tagesmarsch über 32 km war vorgesehen. Es ging jedoch alles wesentlich leichter vonstatten als befürchtet. Die Sonne zeigte sich meist nur verhüllt und brütete nicht so unbarmherzig auf uns hernieder. Und das schwere Werfergerät durften kleine vor einen Panjewagen gespannte Pferdchen ziehen. Weite Bereiche des Mielecer Truppenübungsplatzes durchstreiften wir an diesem Tag.

Als mir am Nachmittag von vorgesetzter Seite nahegelegt wurde, mich fortan als Nachrichtenmelder weiterbilden zu lassen, willigte ich gern ein, glaubte ich doch, hierbei nicht ganz so starken körperlichen Anstrengungen ausgesetzt zu sein wie als Granatwerfer. Da die 8 Leute des ausersehenen Nachrichtentrupps auf einer Stube beisammen sein sollten, ordnete man am Abend meinen Umzug in die mittlere Stube an, was bei dessen Bewohnern allerdings erst mal auf Protest stieß. Ich weiß nicht mehr, in welcher Weise dieser Konflikt sich dann löste. Zumindest mit etlichen Kameraden dieser Stube, insbesondere denen des Nachrichtentrupps, hatte ich alsbald ein durchaus gutes Verhältnis. Als Stubenältesten und Stubenbetreuer erhielten wir einen Münchener Obergefreiten namens Wietek zugewiesen, einen Mann mittleren Alters von intellektuellem Habitus. Im Zivilleben trage er den Titel Professor, hieß es. Möglicherweise war er aber kein Universitäts-, sondern nur Gymnasial- oder sog. Schmalspurprofessor an einer Kunstakademie. Doch wie auch immer: Dieser Mann forderte Respekt heraus und wurde von uns sowohl als gebildeter Mensch als auch in seiner dienstlichen Funktion ohne Einschränkung geachtet. Selbst Unteroffiziere und andere Vorgesetzte hielten sich ihm gegenüber im Ton merklich zurück.

Bald zeigte sich freilich, dass auch die Nachrichtendienstausbildung ihre Tücken hatte. Zwar kannte man damals bereits Funkgeräte, doch bediente man sich ihrer nur zögerlich, weil diese Art der Nachrichtenübermittlung leicht vom Feind abgehört werden konnte. In der Praxis blieb es daher meist beim Telegrafieverkehr per Draht. Um Befehlsleitungen aufbauen zu können, bedurfte es allerlei Gerätschaften, die zu transportieren der jeweiligen Einheit vorbehalten blieb. Ich sehe mich noch, die schweren Feldkabel auf großen Holzrollen durch das Gelände vortreiben. Bei diesem Arbeitsgang, noch mehr beim Verlegen der leichten Feldkabel in den vorderen Abschnitten, musste immer stark darauf geachtet werden, dem Feind möglichst keine, zumindest keine direkte Einsicht zu bieten. Unsere Ausbilder waren recht ruppige, ungeduldige Gesellen, die viele technische Grundkenntnisse schlicht voraussetzten und die zu verrichtenden Handhabungen oft nur unzureichend erläuterten. Die meisten meiner Kameraden befanden sich mir gegenüber dadurch im Vorteil, dass sie entweder von ihrem praktischen Beruf oder von der sog. Nachrichten-HJ her, einer Spezialeinheit der Hitlerjugend, schon genügendes Vorwissen mitbrachten.

Von der Teilnahme an den Schießübungen blieben wir Nachrichtenleute nicht verschont. Am Freitag, 14. Juli, hatten wir auf Schießbahn 15 sog. Pappkameraden, d.h. ins Gelände gesteckte und mehr oder minder getarnte, aus Presspappe bestehende Figuren feindlicher Soldaten, unter Feuer zu nehmen. Bei der ersten Übung nur mit Platzpatronen, bei der zweiten aber mit scharfer Munition. Während ich hinsichtlich der Trefferzahl beim Scharfschießen kaum schlechter abgeschnitten hatte als die anderen, rügte man den viel zu geringen Anteil der von mir verschossenen Munition. Ich hatte aber einfach kein Vergnügen daran finden können, auf Ziele hemmungsfrei loszuballern, die dem Ernstfall täuschend echt nachgestellt waren.

Versuchte in diesen Tagen eine uns zum Lesen überlassene deutschsprachige Wochenzeitung des Generalgouvernements noch ein beruhigendes Bild von der militärischen Lage zu vermitteln, indem sie zeigte, wie galizische Bauern weit hinter der Frontlinie, vor feindlichen Operationen geschützt, ihre Kornernte einbringen, so ließen die neuerdings hereingekommenen Nachrichten uns doch ziemlich aufhorchen. Während an der Atlantikfront die alliierten Streitkräfte nur mühsam neue Geländegewinne zu erzielen vermochten, musste der Druck der Sowjets auf den mittleren deutschen Frontabschnitt sich doch ganz gewaltig verstärkt haben. Grodno und Ternopol seien jetzt ernstlich bedroht und damit auch Lemberg bereits in den Gefahrenbereich gerückt, so hieß es. Auch gab es bei uns im Lager schon einige Male Fliegeralarm, wobei offen blieb, ob amerikanische Flugzeuge vom Westen oder russische vom Osten her eingedrungen waren.

Vor der Kantine hatte ich den Anschlag gelesen, am Sonntag morgen, 16. Juli, solle in unserem Abschnitt des Truppenübungsplatzes ein Feldgottesdienst stattfinden. Während uns bei den regelmäßig abgehaltenen Appellen der Spieß stets auf alle möglichen Einrichtungen und Darbietungen, auch auf die im Kino laufenden Filme, hinzuweisen pflegte, hatte er diese Veranstaltung bei seinen Verlautbarungen mit keinem Wort erwähnt. Als ich mich an dem besagten Sonntag zur Schreibstube begab und um Erlaubnis zum Gottesdienstbesuch bat, holte ich mir eine barsche Abfuhr. Das komme überhaupt nicht in Betracht, wetterte der Spieß los, heute hätten alle Mann der Kompanie Splitterschutzgräben auszuheben. Wer, wie ich, solch eine Teilnahme wünsche, müsse dies am Tag zuvor schriftlich beantragt haben. Ende. Es lässt sich unschwer ausmalen, mit welcher inneren Begeisterung ich alsdann dem angeordneten Schaufeldienst nachkam.

Am Nachmittag stellte sich bei einem Gespräch in der Truppstube heraus, dass außer mir auch noch fünf andere Kameraden vom Spieß den gleichen negativen Bescheid erhalten hatten. Zwei waren zwar darunter, die sich ausdrücklich nicht für religiös erachteten, aus grundsätzlichem Interesse aber dennoch gern an der Veranstaltung teilgenommen hätten. Auch unser Professor, obwohl katholischer Konfession, fand, es sei so nicht hinzunehmen, dass eine Veranstaltung im Bataillonsrahmen von unteren Instanzen in dieser Weise geschnitten würde. Zwar könne weder der Bau des Splitterschutzgrabens noch der hierfür ausersehene Zeitpunkt beanstandet werden, doch hätte den Teilnahmewilligen für die Dauer des Gottesdienstes unbedingt freigegeben werden müssen. Unter der Bedingung einer schriftlichen Voranmeldung auch nur dann, wenn dies vorher ordnungsgemäß bekanntgegeben worden wäre. Er wolle bei den Vorgesetzten diesbezüglich intervenieren. Wir kamen im weiteren Verlauf noch über Gott und die Welt zu sprechen. Dabei imponierte mir der bayrische Obergefreite und akademische Titelträger mit seinem gediegenen geschichtlichen, kunsthistorischen und auch religionskundlichen Wissensschatz. Er wies auf den gemeinsamen Wurzelgrund hin, der Religion und Kunst seiner Ansicht nach miteinander verbinde.

Die folgende Woche begann mit einem ärgerlichen Missgeschick. Von meiner Zivilbrille, die ich außerhalb der Dienststunden immer benutzte, weil sie ungleich angenehmer zu tragen war als das stählerne Militärgestell, hatte

sich der linke Bügel gelöst und leider auf Nimmerwiedersehen verflüchtigt. Offenbar war er vom wenig achtsamen Stubendienst mit ausgefegt und in den Müllcontainer befördert worden. Besonderes Unbehagen bereitete mir im Augenblick aber ein Fuß. Ohne Schmerzen konnte ich mit ihm gar nicht mehr auftreten. Durch die langen Märsche unter Sonnenhitze mit Wollsocken in den Stiefeln hatte ich mir etliche Blasen zugezogen. Sie waren zwar lästig, aber noch einigermaßen zu ertragen. Eine an der Ferse des besagten Fußes herangebildete Schwellung freilich hatte ein solches Ausmaß erreicht und schmerzte so scheußlich, dass ich mir keinen anderen Rat wusste, als am Dienstag morgen das Revier aufzusuchen.

Dort herrschte enormer Andrang. Ehe ich mein Anliegen vorbringen konnte, kommandierte mich der Aufsichtsführende mit einigen anderen Wartenden zu Aufräumungsarbeiten in der zum Revierbereich gehörenden Entlausungsanstalt ab. Als ich schließlich beim Stabsarzt an die Reihe kam, fürchtete ich, wenn ich über von einer Blase herrührende Schmerzen klagen würde, von ihm als Simulant gebrandmarkt und im hohen Bogen nach draußen befördert zu werden. Deshalb murmelte ich etwas von "vermutlich Furunkel". Doch dadurch hatte ich mir erst recht das infernalische Hohngelächter des militärischen Brachialmediziners zugezogen.

"Hahaha, Mensch, Mann", donnerte er mich an, "das ist eine waschechte Blase. Na, der werden wir umgehend den Garaus machen".

Er schnitt sie auf, klatschte einen Batzen Salbe über die hautentblößte entzündete Stelle und verband das Ganze im Handumdrehen.

"Drei Tage revierkrank bei der Truppe", verkündete er abschließend und entliess mich bis zur Wiedervorstellung am Freitag. Mit anderen Worten hieß das, der Patient ist für die angegebene Zeitdauer von allen Außendiensten freizustellen. Er muss auf der Truppstube verweilen, kann zu kleinen Ordnungs- und Ausbesserungsarbeiten im Innenbereich, aber zu nichts anderem, herangezogen werden.

Besseres hätte mir kaum widerfahren können. Ganz so verkehrt war der grobschlächtige Weißkittel also gar nicht. Am Nachmittag dieses Tages haute ich mich auf meinen Strohsack und versenkte mich in ein mir auf Wunsch von den Eltern übersendetes kleines Bändchen mit Novellen und Gedichten Joseph von Eichendorffs. Mit mir verweilten noch zwei andere Revierkranke auf der Truppstube. Wir kamen bald in ein recht intensives Gespräch. Der eine gehörte bereits meiner ersten Truppstube an. Gern hätte ich schon zu jener Zeit mit ihm ein wenig Fühlung aufgenommen, erweckte er doch den Eindruck, ein ebenso wenig begeisterter Soldat wie ich zu sein. Es hatte sich jedoch keine geeignete Gelegenheit zur Kontaktaufnahme geboten. Günter Goepelt, so sein Name, war Sohn eines Kantors in der kleinen Stadt Nerschau an der Mulde zwischen Grimma und Wurzen, musikalisch sehr begabt und aktiv. Nach eigenem Bekunden spielte er Flöte, Orgel und Klavier und hatte das feste Ziel vor sich, Musik zu studieren. Wegen eines leichten Herzklappenfehlers waren weite Ausmärsche, verbunden mit kräftezehrender Geräteschlepperei, seiner Gesundheit naturgemäß nicht gerade dienlich gewesen.

Der Zufall wollte es, dass ich Günter Goepelt Anfang der fünfziger Jahre in Leipzig wiederbegegnete. Er hatte das Organistenamt in der für mich zuständigen Vorortkirchengemeinde Stötteritz übernommen. Eines Abends suchte er im dortigen Kitrchgemeindehaus interessierte Gemeindeglieder mit dem neuen Evangelischen Kirchengesangbuch vertraut zu machen. Ich hatte mich mit beigesellt und gab mich ihm nach der Veranstaltung als ehemaliger Mielecer Kamerad zu erkennen. Er war bass erstaunt, vermochte sich meiner aber nicht mehr zu entsinnen. Gleichwohl lud er mich in der folgenden Woche zu einem Plauderstündchen in seine Organistenwohnung ein und führte mir anschließend mit sichtlichem Engagement die Stötteritzer Kirchenorgel vor. Dabei konnte ich gut verfolgen, welche Register bei einem Werk von Johann Sebastian Bach, welche bei einer Vertonung von Max Reger zu ziehen sind. Mielecer Erinnerungen

wollten sich aber auch bei dieser zweiten Begegnung kaum noch einstellen. Auf seinem weiteren militärischen Schicksalsweg, der einen ganz anderen Verlauf als der meinige genommen hatte, war er noch mit vielen anderen Orten und Truppeneinheiten in Berührung gekommen. Nach Kriegsende und glücklicher Heimkehr musste er sich dann mit Feuereifer in sein zusammen mit dem nachmals berühmt gewordenen Bach-Interpreten Karl Richter aufgenommenes Musikstudium gestürzt und das ganze unliebsame vorausgegangene Geschehen aus dem Gedächtnis verdrängt haben, eine damals gar nicht so unübliche Verhaltensweise.

Außer Lesen, Briefe schreiben, Unterhaltung führen und sich schonen blieb sonst nur noch, für die Nahrungsaufnahme Sorge zu tragen. Der Weg zur mittäglichen Essensausgabestelle war ja nicht weit und ließ sich trotz wunden Fußes gut bewältigen. Im Gegensatz zu den aktiven Diensttagen hatte ich nun Zeit genug, mich noch für einen Nachschlag anzustellen. Auch konnte ich am zweiten Schontag der Versuchung nicht widerstehen, dem Beispiel anderer Kameraden zu folgen und mir von einer alten Polenfrau, die hinter dem Drahtzaun mit frisch gepflückten Heidelbeeren winkte, gegen Zahlung von 10 Zloty = 5 RM ein Kochgeschirr mit den köstlichen Wildfrüchten füllen zu lassen. Gern gesehen war solcher Handel mit der einheimischen Bevölkerung von der Militärverwaltung nicht gerade, und die polnischen Frauen wirkten bei solchem Anerbieten auch spürbar verunsichert, wiewohl andererseits die relativ gute Verdienstmöglichkeit bei den deutschen Landsern solch ein Wagnis für sie schon recht verlockend sein mochte. Einen Teil der Heidelbeeren mischte ich der von der Essensausgabestelle mitgebrachten Milchreisportion bei. Als Krönung fügte ich noch einen kräftigen Schuss aus der Rotweinflasche hinzu. Ein Göttermahl!

Donnerstag, den 20. Juli, meinen letzten Schontag, wollte ich noch einmal so richtig rund um die Uhr genießen. Es ließ sich auch alles ganz in diesem Sinne an. Nach Abmarsch der Aktivisten unternahm ich mit den beiden anderen Krankgeschriebenen einen kleinen Bummel durch unseren Kompaniebereich. Dabei stellte ich fest, schon wieder gut und ohne Schmerzen auftreten zu können. Da die Sonne der Jahreszeit entsprechend kräftig schien, suchten wir uns ein schattiges Fleckchen unter Bäumen und lagerten daselbst. Wir wechselten kaum viel Worte miteinander. Jeder hing so seinen eigenen Gedanken nach. Schaute man nicht gerade auf unsere Unterkunftsbaracken mit ihren militärischen Einrichtungsgegenständen um sie herum, sondern in die Heidenatur hinaus, konnte man vermeinen, sich mitten im tiefsten Frieden zu befinden. Mittags gelang es mir, sogar zweimal Nachschlag mit viel Fleisch zu fassen. Als nachmittags die Kameraden von ihrer Übung zurückkehrten, erfüllte wieder reger Lärm das Gelände. Zum ersten Mal hatte ein Granatwerfer-Schießen mit scharfer Munition stattgefunden. Das Gerät nun endlich in voller Aktion granatenschleudernd und kracherzeugend erlebt zu haben, empfanden fast alle als aufregendes und entsprechend diskussionswürdiges Ereignis.

Doch der Abend sollte noch viel aufregendere Formen annehmen. Plötzlich betrat einer unserer Vorgesetzten den Raum, gebot Stille und gab dann bekannt, dass auf den Führer des Großdeutschen Reiches, Adolf Hitler, im Führerhauptquartier ein schändlicher Anschlag verübt worden sei. Der Führer selbst habe nur eine geringfügige Verletzung erlitten. Doch unter den Männern, die bei der Lagebesprechung zugegen waren, seien einige Opfer zu beklagen. Das Attentat sei von einer kleinen verbrecherischen Clique von Offizieren der Etappe geplant und ausgeführt worden. Die Rädelsführer habe man bereits gestellt und hingerichtet, ihren Mithelfern werde noch der Prozess gemacht. Nach dieser Mitteilung herrschte für einige Augenblicke absolute Sprachlosigkeit. Dann löste sich der Schock und verwandelte sich in die unterschiedlichsten Reaktionen. Bei den einen brach bitterer Ingrimm über das in ihren Augen unglaublich verwerfliche Tun hervor. Andere bezeugten Dankbarkeit und Erleichterung darüber, dass nichts Schlimmeres passiert und der Führer am Leben geblieben sei. Verständlicherweise äußerte keiner Bedauern über das Misslingen des Attentats, obwohl der eine oder andere solches Empfinden gewiss gehabt haben

mochte. Ich zumindest zählte mich zu dieser Kategorie, wenn ich auch anderntags in den Brief an die Eltern zur Tarnung bewusst die von naiven Gefolgsleuten der "Bewegung" so gern gebrauchte Wendung "unser geliebter Führer" einfließen ließ. Die Eltern wussten genau, wie das zu verstehen war.

Fast zeitgleich erreichte uns noch eine andere beunruhigende Meldung, die nach der Attentats-Nachricht in ihrer Tragweite nur noch nicht sofort voll und ganz erfasst wurde: Innerhalb weniger Tage mussten die sowjetischen Truppen große Teile Ostgaliziens überrannt und Lemberg eingeschlossen haben. Damit war nun aber auch der westliche Teil Galiziens, zu dem wir gehörten, in die unmittelbare Gefahrenzone geraten.

Der nächste Alarmruf ließ nicht viel länger als eine Stunde auf sich warten: Hinter der Frontlinie, so besagte er, betrieben Partisanenverbände in verstärktem Maße Aktionen gegen deutsche Einrichtungen. Unsere Einheit müsse unverzüglich einen Kampfverband gegen die Aufständischen in Marschbereitschaft setzen. Es wurden sodann die Namen all derer verlesen, die für diesen Einsatz ausersehen waren, der meinige befand sich mit darunter. Nur wenige blieben aus nicht bezeichneten Gründen davon ausgenommen.

Fortan herrschte in unseren Baracken und um sie herum hochgradige Aufbruchstimmung. Völlig neue Karabiner bekamen wir von der Waffenkammer ausgehändigt. Die Bekleidungskammer blieb den gesamten Abend geöffnet, um uns Gelegenheit zu bieten, nicht ganz taugliche Sachen gegen absolut einwandfreie und kampfeinsatzfähige auszutauschen. Trotz aller Hektik versuchte ich, ruhig zu bleiben. Die angesammelten Zigaretten und ein paar andere zur Mitnahme auf den Marsch ungeeignete Gegenstände verstaute ich in einen Pappkarton, um sie postalisch nach Hause zu senden. Etliche Kameraden schwebten, befördert allerdings durch reichliche Zufuhr alkoholischer Getränke, in einer Art Hoch- und Vorsiegesgefühl. Endlich war es so weit, dem Feind einmal zeigen zu können, was für ein toller Kämpfer man doch ist. Überraschend erhielten gegen 23 Uhr die nicht zur Abstellung gehörenden Kameraden den Befehl, sich zu einem kürzeren Partisaneneinsatz innerhalb des Truppenübungsplatzgeländes fertigzumachen. Dies erhöhte nochmals den Eindruck aller, nunmehr unmittelbar gefordert zu sein.

Am Vormittag des 21. Juli jagte ein Sach- und Vollständigkeitsprüfappell den anderen. Trotzdem bestand noch die Möglichkeit, das Paket zur Poststelle zu schaffen. Auch sollte ich mich an sich ja nochmals im Revier melden. Dort herrschte jedoch ein solcher Andrang, dass ich mich wieder zur Umkehr entschloss. Ich befürchtete, wenn ich mich hier auf stundenlanges Warten einließe, bei der Truppe wichtige Dinge zu verpassen. Ohnehin bestand kein Zweifel an der Heilung der Wunde und dass ich wieder für voll verwendungsfähig erklärt werden würde. So fand ich dann sogar noch etwas Zeit, meine Eltern in wenigen Sätzen über die bestehende Marschbereitschaft zu unterrichten. Die bisherige Verlautbarung, dass "nur" ein Partisanenbekämpfungseinsatz bevorstehe, wich in zunehmendem Maße der Version, wir würden vielmehr unmittelbar an der Front benötigt werden. Diese Mutmaßung verstärkte sich noch, als wir vor dem Mittagessen zu einem aus drei Werfergruppen bestehenden Granatwerferzug formiert wurden und die entsprechenden Werfergerätschaften in Empfang nahmen. Die in letzter Zeit absolvierte nachrichtentechnische Ausbildung fand hierbei keinerlei Berücksichtigung. Alle daran Beteiligten sahen sich auf den reinen Granatwerferdienst zurückversetzt. Auf Grund meiner Ausfälle sowohl durch die Nachrichtenausbildung als auch durch die Krankschreibung, derentwegen ich das Schießen mit scharfer Granatwerfermunition am Vortag versäumt hatte, rutschte ich innerhalb meines Trupps auf die Position eines Munitionsträgers ab. Ich freute mich jedoch sehr, mit dem verlässlichen Werner Kümmel der gleichen Mannschaft anzugehören. Ihm selbst war eine Position unmittelbar am Gerät zugedacht.

Gefühlsregungen unterschiedlicher Art begleiteten mich bei diesem Aufbruch. Bange ums Herz war es mir schon in Gedanken an das Bevorstehende. Trotzdem

und trotz allen Hasses auf die nationalsozialistische Staatsführung und den preußischen Militarismus ließ ich mich aber auch von patriotischem Pflichtempfinden mitbestimmen, wie es der letzte aus Mielec geschriebene Brief bekundet:

"Ich bin Gottes Soldat, und er weiß schon, wohin er mich stellt. ... Im Einsatz weiß man wenigstens, zu was man da ist, und ein Fünkchen Idealismus für das Vaterland hat man doch noch, zumal es so in Gefahr steht."

Auch wenn man, wie schon angedeutet, in brieflichen Äußerungen aus Furcht vor versteckten Kontrolleuren damals manches kaschierte, so entsprach in vorliegendem Falle das niedergeschriebene Bekenntnis schon meiner tatsächlichen inneren Einstellung. Vor sowjetischem Einmarsch wollte ich Heimat und Vaterland trotz Hitler und Konsorten doch tunlichst bewahrt sehen und darum schon das Meinige dazu beitragen, solches zu verhindern. Die Frage allerdings, ob und inwieweit solches Verlangen noch realistisch genannt werden konnte, steht auf einem anderen Blatt. Sie wird sich im nächsten Kapitel in ziemlich einhelliger Weise beantworten.

Als kein Zweifel mehr darüber bestand, dass es an die Front und nicht zu einem mehr oder minder befristeten Partisaneneinsatz gehen würde, sprach mich Günter Hertsch, ein aus Glauchau stammender vormaliger Oberschüler, an und bat mich, ihm meine Heimatadresse mitzuteilen. Sein Vater würde es, so begründete er sein Verlangen, sehr begrüßen, wenn im Falle, dass uns etwas zustoßen sollte, er sich mit anderen Kameradeneltern darüber austauschen könnte. Ich hatte zu diesem an sich sehr schätzenswerten Kameraden zuvor kaum Kontakt unterhalten, gehörte er seiner Körperlänge wegen doch zum 1. Trupp und demzufolge auch zu einer anderen Stubengemeinschaft. So sehr mich dieses Ersuchen daher überraschte, so plausibel fand ich es aber schon. Zu diesem Zeitpunkt konnte ich freilich noch nicht ahnen, dass dank dieser unerwarteten Initiative tatsächlich eine enge Nachrichtenverbindung zwischen unseren beiden Elternhäusern entstehen würde.

Wir konnten unser Mittagessen gerade mal so herunterschlingen, als uns Kröhnert wieder antreten ließ, diesmal jedoch nur, um sich mit ein paar hölzernen militärischen Phrasen von uns zu verabschieden und um uns der neuen Kompanie zu übergeben. 14 Uhr marschierten wir mit Sack und Pack zu den MG-Ausbildungsbaracken, wo andere Abgestellte bereits auf uns warteten und wo wir nachfolgend Marschverpflegung zugeteilt bekamen. Wir gehörten nunmehr der 4. Kompanie innerhalb des 455. Bataillons der 154. Infanterie-Division an. Als Kompanieführer stellte sich uns ein Oberleutnant namens Schumann vor, ein aufgeblasen wirkender, dicker Patron mit schriller Befehlsstimme. Den Posten des Grantwerfer-Zugführers übernahm Feldwebel Wedden, ein breitschultriger Westfale. Der Führer meines Trupps hieß Müller. Er bekleidete den Rang eines Unteroffiziers. Es ist mir nicht mehr erinnerlich, ob die beiden Letztgenannten schon zum Kröhnertschen Ausbilderstab gehört hatten oder hier erst in Erscheinung traten. Am Nachmittag fuhren mehrere leichte LKWs vor. Das Werfergerät musste sorgfältigst eingelagert werden. Dicht gedrängt nahmen die Mannschaften auf der Plattform Aufstellung. Doch sollten noch Stunden vergehen, ehe das Kommando zur Abfahrt erteilt wurde. Mit lautem Knattern und Tosen und unter Ausstoß dichter Qualmwolken setzten sich unsere holzgasgetriebenen Transportfahrzeuge in Bewegung. Bald hatten wir den Bereich des Mielecer Truppenübungsplatzes hinter uns gelassen. Ohne Zweifel fuhren wir nun einer heißen Zone entgegen.

4. Fronteinsatz

(Jaroslau, 21. - 28. Juli 1944)

Zunächst wies die Fahrtrichtung nicht frontwärts, sondern nach Südsüdwesten. In leuchtendem sommerlichen Abendglanz lagen Wälder und Felder der hier nur karg besiedelten polnischen Landschaft. Sie schien ringsum von ländlicher Stille erfüllt zu sein. Als wir jedoch am Maschendrahtzaun des SS-Lagers Heidelager entlangfuhren und in dessen Eingangsbereich höchste Betriebsamkeit wahrnahmen, täuschten wir uns keinen Augenblick länger über die Tatsache hinweg, dass auch hier deutsche Truppeneinheiten in Alarmbereitschaft versetzt worden waren.

Bei der Ortschaft Debica bogen wir in die von deutschen Bautrupps mit Betonplatten ausgelegte und verbreiterte, seitdem als Rollbahn bezeichnete Hauptverkehrsstraße ein und fuhren von nun an strikt gen Osten. Anfangs ging es zügig voran. Nur unbedeutende kleinere Ansiedlungen säumten die Strecke. Kurz vor der größeren Stadt Reichshof (jetzt: Rzeszów) fing unser LKW arg zu stottern an. Kaum hatten wir die Stadt hinter uns gelassen, streikte er vollends. Die Dunkelheit war schon hereingebrochen. Da wies uns der Wagenführer an, in der Scheune eines größeren Bauerngehöfts zu nächtigen, währenddessen er sich um die Reparatur bemühen wolle. Die übrigen Wagen setzten ihre Fahrt mit der Zielbestimmung Jaroslau fort. An Nachtruhe war jedoch kaum zu denken. Das Motorengetöse von der Rollbahn schwoll kaum ab. Beunruhigt horchten wir auf, als aus gar nicht allzuweiter Distanz Geschützfeuer an unser Ohr drang. Das kommt von der Front, hieß es sogleich. Doch nur schwer vermochten wir diese Feststellung in uns zu realisieren. Im letzten uns zur Kenntnis gelangten Wehrmachtsbericht war von der Bedrohung Lembergs und Ostgalziens die Rede. Demzufolge sollte sich unser augenblicklicher Standort doch eigentlich noch ein beträchtliches Stück von der Kampflinie entfernt befinden, dachten wir.

Gegen 3 Uhr früh mussten wir uns bereits wieder vom Heulager erheben und unseren LKW besteigen. Der Holzvergaser war neu gefüttert und erfüllte alsbald wieder seine Funktion. Auf der Rollbahn herrschte ein geradezu beängstigend dichter Verkehr. Auffallend war, wieviele Panzerfahrzeuge, insbesondere solche der Waffen-SS-Divisionen, westwärts rollten. Hinter Landshut (jetzt: Lańcut) irritierten uns die vielen Panjewagen, die, voll mit Hausrat beladen, gleichfalls nach Westen drängten. Offenbar flüchteten sogar Teile der einheimischen Bevölkerung. Unser Fahrzeug gehörte zu den ganz wenigen, die sich noch nach Osten hin durchzubahnen bemühten.

8 Uhr trafen wir am Sonnabend, 22. Juli, in unserem Bestimmungsort Jaroslau (jetzt: Jaroslaw) ein. Diese nach einer Zählung aus dem Jahr 1987 41700 Einwohner umfassende, auf drei Hügeln hoch über dem San gelegene alte Messe- und Handelsstadt an der polnisch-ruthenischen Sprachengrenze kann auf eine lange geschichtliche Tradition zurückblicken und hat bedeutsame sakrale Bauwerke aufzuweisen. Den etwas abschüssigen Hauptplatz beherrscht ein mächtiges, mit barocken und historistischen Stilelementen ergänztes Renaissance-Rathaus. Für alle solche architektonischen Besonderheiten hatte ich bei unserer Ankunft jedoch kaum einen Blick. Zu stark stand ich im Banne des vor uns Liegenden. In den Straßen Jaroslaus herrschte ein aufgewühltes Durcheinander. Die Einwohnerschaft verriet hochgradige Beunruhigung. Das Verkehrsschild "Nach Lemberg 127 km" konnte niemanden mehr besänftigen. Das Frontgeschehen musste sich in ungleich geringerer Entfernung abspielen.

Im weiten Hof der Adolf-Hitler-Kaserne stiegen wir ab, wurden aber sogleich an die Hermann-Göring-Kaserne weiterverwiesen. Diese, ein mächtiger, aber ziemlich verdreckter und heruntergekommener, möglicherweise noch aus Zeiten

österreichischer KK-Herrschaft stammender Gebäudekomplex lag auf einem anderen Hügel der Stadt. Hier trafen wir wieder mit unseren vorausgefahrenen Kameraden zusammen. 10 Uhr wurde die gesamte Kompanie Schumann zum Appell beordert. Mit schriller Stimme verkündete der korpulente, aber keineswegs Gemütlichkeit ausstrahlende Kompanieführer:

"Die russischen Panzerspitzen sind heute früh bis 11 km an Jaroslau vorgedrungen. Waffen-SS hat sie wieder abgewiesen. Unsere Kompanie wird als Hilfssicherung in einem hinteren Abschnitt der San-Stellung mit eingesetzt werden. Jeden, der seinen Platz verlässt, werde ich ohne Zögern eigenhändig erschießen."

Diese Drohung hörte sich furchterregend an. Aber auch die nun nicht länger verschleierte Tatsache der unmittelbaren Bedrohung durch die offensichtlich stürmisch vordringenden sowjetischen Streitkräfte. Eine im 2. Stockwerk befindliche Truppstube bot unserem Granatwerferzug einstweilige Unterkunft. Für mich gab es dort aber kein langes Verweilen, erhielt ich doch den Auftrag, mit 4 Kameraden in der Adolf-Hitler-Kaserne eine Erledigung vorzunehmen, welcher Art, ist mir allerdings gänzlich entfallen. Danach wieder untätiges Herumsitzen im Aufenthaltsraum. Mittags händigte man uns stattliche Portionen an kalter Marschverpflegung aus, anschließend Marketenderwaren. Das hob die allgemeine Stimmungslage wieder. Es gelang mir, Zigaretten gegen Gebäck und Bonbons einzutauschen. Mir gegenüber am Tisch saßen zwei der drei Truppführer, der unwirsch wirkende untersetzte Unteroffizier Müller, der meinen Trupp befehligte, und der eher dem leptosomen Typ zuzurechnende, sich aufgeregt gebende Unteroffizier Pichel. Mit sichtlichem Appetit leerte jeder von ihnen eine große Dose Hering in Tomatensauce, die Reste sorgfältig mit Brotkrumen auftunkend. Als stiller Zuhörer verfolgte ich ihr intensives Gespräch. Die Lage an der Front schien sie nicht gerade mit strahlendem Optimismus zu erfüllen, doch glaubten sie schon, dass man dem derzeitigen Ansturm der Russen noch Herr werden könne. Hoffnung auf Heimaturlaub und baldiges Wiedersehen mit der Familie wollten sie sich jedenfalls nicht trüben lassen.

Gerade hatte ich mich unter kaltem Wasserstrahl nochmals so gründlich wie möglich gewaschen, als die Luftwarnsirene aufheulte und uns für längere Zeit in ein tiefes Kellerverlies verbannte. Dort saß ich dann nicht wie, sondern ganz konkret auf Kohlen und lutschte fast in ununterbrochener Folge die empfangenen Bonbons. Gegen Abend traf eine beachtliche Menge Granatwerfermunition ein. Wir erhielten den Befehl, sie in die Kaserne einzutragen und darin aufzustapeln. Das von der San-Ebene andrängende vielkalibrige Dröhnen der Geschütze hörte sich schon sehr beunruhigend an und ließ keine guten Gefühle in uns aufkommen.

Noch in der Abendstunde musste ich für den Furier Lebensmittelkisten vom Obergeschoss der Kaserne in den Keller transportieren. Am bisherigen Lagerplatz schienen sie offensichtlich nicht mehr sicher zu sein. Treppauf, treppab und flurentlang machte ich so Bekanntschaft mit dem düsteren und absolut schmucklosen Gebäude. Möglicherweise hing darin nicht einmal ein Bildnis des Namenspatrons Reichsmarschall Hermann Göring. Erinnern kann ich mich nur noch an das über einer Tür befestigte Warnschild mit dem Aufdruck:"Schwatzhaftigkeit ist der Stuhlgang der Seele. Reichspropagandaminister Dr. Joseph Goebbels."

Nach 21 Uhr sollten wir uns zur Ruhe begeben, allerdings in voller Marschbereitschaft. Kaum einer konnte widerstehen, zuvor der flüssigen Marketenderwaren nochmals kräftig zuzusprechen. Auch ich genehmigte mit einen Magenbitter und fand ihn von ganz ausgezeichneter Qualität. Wegen der Bettstelle geriet ich mit einem anderen Stubenbewohner danach noch in eine recht ärgerliche Auseiandersetzung. Schließlich erhielt aber doch ein jeder seinen Schlafplatz.

Um 4 Uhr morgens schrillte am Sonntag die Trillerpfeife des UvD, doch kein Kommando "Kaffeeholer 'raustreten!" und "Bettenbau" folgte, sondern der Befehl "Sofort alle Mann im Kasernenhof antreten zum Abmarsch in die Stellung!"

Wir wurden aufgefordert, unser Sturmgepäck mit den Ersatzwäschestücken und persönlichen Habseligkeiten in der Kaserne zurückzulassen. Der Tross sollte es uns nachbringen. Dafür galt es, die Werfergerätschaften und Munitionskästen aufzuschultern. Im Morgengrauen marschierten wir durch das zu dieser Stunde noch fast menschenleere Jaroslau. Nur ganz vereinzelt standen kleine Männertrupps mit zusammengesteckten Köpfen vor den Häusern und maßen unsere marschierende Kolonne mit teils besorgten, teils misstrauischen Blicken. Unüberhörbar, dass nicht mehr weit von uns entfernt sich Kampfhandlungen vollzogen. Schauten wir zum Himmel empor, erkannten wir deutsche Sturzkampfbomber vom Typ Ju87 in beträchtlicher Anzahl und sahen auch, wie sie ihre Bombenlast über feindlichen Stellungen abluden. Während der Ausbildungszeit hatten manche unter uns dem Bewährungseinsatz als Soldat regelrecht entgegengefiebert. Jetzt, wo es nun wirklich darum ging, sich zu beweisen, herrschte indessen weithin Beklommenheit. Auch mich packte - es wäre unredlich, dies zu leugnen -Angst vor dem Bevorstehenden. "Sieh bloß zu, hier nicht sinnlos verheizt zu werden, sondern heil aus allem wieder herauszukommen", rief ich mir zu. Diese Art der Überlebenskonzentration minderte allerdings die gewohnte objektive Aufmerksamkeit für Land, Leute und Geschehnisabläufe in nicht unerheblichem Maße. So gab ich während der Kampfhandlungen auf Namen von Ortschaften und Siedlungsplätzen so gut wie gar nicht Acht. Sie fehlen bereits im Bericht des Jahres 1945 und sind mangels geeigneten Kartenmaterials heute nur höchst vage und nicht mehr zur Gänze rekonstruierbar.

Nach Abstieg von der auf einem der drei Stadthügel gelegenen Hermann-Göring-Kaserne und dem Verlassen Jaroslaus bewegten wir uns auf einer obstbaumbestandenen Landstraße in nördlicher bis nordwestlicher Richtung parallel, wenn auch in einigem Abstand zum Lauf des Sans vorwärts. Sie führte zunächst auf einer sanften Höhenstrecke entlang und gewährte Blicke zurück auf Türme und Festungsbauten Jaroslaus und zur Linken in eine muldenartige Senke, während allerlei Strauchwerk zur Rechten die direkte Einsicht in feindliche Stellungen am San-Ufer versperrte. In der Senke hatten deutsche Nebel-Werfer, schwere der Artillerie zugehörige Werfergeschütze, deren Erfinder Alfred Nebel hieß, Stellung bezogen. Von dort aus ließen sie ihre Geschossgarben hoch in die Luft auf feindliche Ziele fahren. Unheimlich fauchende Geräusche begleiteten die Abschüsse. Einmal mussten wir rasch Deckung beziehen, als über uns deutsche Jagdflugzeuge in Kampfhandlungen mit russischen Ratas verwickelt waren. Die deutschen Maschinen erwiesen sich als größer und schneller als die gegnerischen, befanden sich aber in der Minderzahl und muteten auch nicht ganz so wendig an wie die sowjetischen Winzlinge, die alsbald wieder abdrehten.

Nach etwa 2 km führte die Straße abwärts in ein größeres stadtnahes Bauern- und Siedlungsdorf, das lt. Euro-Regionalkarte 1:300 000 : Polen 4 (1994/95) als Przedmieście (= Vorstadt) Dolnoleżajskie mittlerweile Jaroslau eingemeindet worden sein dürfte. Ob es damals schon diesen Namen trug, ist zweifelhaft. Ich möchte es deshalb hier und in Folge nur schlicht mit dem Großbuchstaben A (= Ausgangsstellung) kennzeichnen. In einem für polnische Verhältnisse relativ stattlichen Gutsgebäude richtete Oberleutnant Schumann seinen Kompaniegefechtsstand ein. Bis Mittag lagen die Mannschaften auf Scheunen und Schuppen verteilt in Wartestellung. Obwohl solch eine militärische Inbeschlaglegung das Leben der Gutsbewohner naturgemäß stark belasten musste, zeigten sich diese uns gegenüber erstaunlich freundlich gesonnen.

Nachmittags erhielten unsere drei Granatwerfergruppen Anweisung, näher an den San heranzurücken und die Werfer hinter den bereits vorgepreschten MG- und Karabinerschützenketten aufzubauen. Als Standort des Werfers, dem ich angehörte, diente ein Kartoffelfeld. Dieses neigte sich zwar in Richtung auf den Fluss und zugleich damit in Feindrichtung, bot aber durch vorgelagertes Gehölz Schutz vor unmittelbarer Einsicht vom gegenüberliegenden Ufer aus. Im Schweiße unseres Angesichts mühten wir uns ab, ein Erdloch für den Werfer und eine Panzerdeckung für uns selbst auszuschaufeln. Der Rest des Tages verging mit diesen Arbeiten. Trotz unserer relativ gesicherten Lage

blieben wir aber nicht gegen feindliche Blicke aus der Luft gefeit. Plötzlich überraschte uns ein Verband niedrig fliegender russischer Maschinen. "Achtung, Ratas!" brüllte Werner Kümmel, noch bevor Unteroffizier Müller die betreffende Wahrnehmung gemacht hatte. Wir duckten uns in die Kartoffelfurchen, so gut wir konnten. Auch schlugen etliche Granaten mehr oder minder dicht von uns entfernt ein. Wir selbst erhielten jedoch noch keinen Schießbefehl. Da abends anhaltender Regen einsetzte, ordnete Müller den Aufbau eines Zeltes an. Zwei oder drei Mann wurden abkommandiert, Verpflegung vom Kompaniegefechtsstand in A heranzuholen. Die Rückkehrenden vermeldeten, Jaroslau sei im Laufe des Tages schwer beschossen, unter anderem auch die Hermann-Göring-Kaserne mit in Brand gesteckt worden. Wir bangten um unser dort zurückgelassenes Gepäck. Tatsächlich sollten wir es nie mehr wiedersehen. Abgesehen von den Wachhabenden, kuschelten sich zur Nachtstunde alle Mann unter das Zeltdach. Behaglichkeit wollte sich in der drückenden Engigkeit jedoch nicht einstellen. Die regendurchnässten Uniformen verwandelten das Innere in eine übel-muffige Dunsthöhle.

Um 3 Uhr musste ich am Montag, 24. Juli, den Wachtposten ablösen. Ich fröstelte in der mogendlichen Kühle. Artillerie befand sich auf beiden Seiten der Front schon in reger Tätigkeit. Unsicherheit überfiel mich beim Wahrnehmen von Gewehrschüssen aus geringer Entfernung. Stammten sie von unseren Leuten oder vom Feind oder galten sie gar unserer eigenen Stellung? Noch verfügte ich über keinerlei praktische Erfahrung, um all dies zweifelsfrei orten und deuten zu können. Unmittelbar nach meiner Ablösung erhielten wir telegrafisch den Befehl, den Werfer einzuschießen. Ich weiß heute beim besten Willen nicht mehr, welche konkreten Ziele jenseits des Sans bei der verdeckten Sichtmöglichkeit angepeilt wurden. Eine erfolgreiche Trefferquote ließ sich vor dem dritten registrierten Einschlag in der Regel kaum erreichen, da ja erst danach die erforderliche Feinjustierung des Geräts erfolgen konnte. Wir gaben jedenfalls eine ganze Reihe von Schüssen ab, wobei ich als Munitionsschütze Zusatzladungen auf die Granaten zu stecken und diese dem Ladeschützen zuzureichen hatte. Bei der Gelegenheit vernahm ich erstmals den Abschussknall unseres 8 cm-Werfers und fand, er sei noch zu ertragen.

Wenig später erreichte uns die Anordnung, die jetzige Stellung wieder zu räumen und uns zum Kompaniegefechtsstand nach A zurückzubegeben. Dort angekommen, wurden die drei Werfertrupps unverzüglich erneut nach vorn geschickt, diesmal aber jeweils an einen anderen Abschnitt. In Schützenreihe begab sich die Gruppe Müller zu einer von A etwa 2 km entfernt liegenden Ortschaft, die mit der auf der erwähnten Karte eingezeichneten und als Stawki bezeichneten wohl identisch sein dürfte. Die von A kommende ländliche Zufahrtsstraße führte in einem weiten Rechtsbogen hinauf zu einem sanften Höhenrücken mit den aus nur wenigen Gutsgebäuden bestehenden Hauptteil dieser Ortschaft. Zuvor ging nach rechts ein schmaler Stichweg zu einigen kleineren, tiefer und dem San näher gelegenen Häusern ab. Wir steuerten, einen Wagen mit aufgeladenem Werfergerät im Schlepptau, den auf dem Höhenrücken gelegenen Dorfabschnitt an. Es gab keine Störeinwirkung bei dieser Annäherung. Im Häuserbereich stießen wir kaum auf Lebensspuren. Da und dort kauerten seitwärts die Gestalten deutscher Landser, Maschinengewehr oder Karabiner im Anschlag. In den Gärten der Gehöfte luden unglaubliche Mengen von Sauerkirschen zum Verzehr ein. Ich konnte mir nicht verkneifen, beim Vorbeihuschen immer wieder einige der köstlich-reifen dunkelroten, wenn auch staubbedeckten Früchte von herabhängenden Zweigen abzustreifen und mir in den Mund zu stecken. Vom Norden bis Nordwesten her ließ sich immer stärker werdender Geschützlärm vernehmen. Er bekundete, dass der Feind unterhalb Jaroslaus den San längst überschritten haben musste und uns nun gar nicht so sehr vom Osten als vielmehr von der Flanke her bedrohte. Nach der Luftlage zu urteilen, schienen die deutschen Kampfbomber aber noch immer die Szenerie zu beherrschen. Sie kippten jedenfalls serienweise ihre Bombenladungen ab, während sich keine

sowjetische Maschine am Himmel blicken ließ. So wandten wir uns ohne übermäßige Besorgnis nach dem Passieren Stawkis auf einem Knickweg der San-Niederung entgegen. Ein alter polnischer Bauer rief uns am Ortsausgang in gebrochenem Deutsch aber warnend zu: "Kamrad, hier nix weiter, da Russki!" Doch der sture Unteroffizier Müller schenkte diesem Hinweis nicht die geringste Beachtung.

Die Strafe hierfür sollte fast auf dem Fuße folgen. Als wir uns mitten im offenen Feldgelände befanden, prasselte uns ein wütender Kugelhagel entgegen. Auch Granaten schlugen rings um uns ein. Da dachte ich schon, mein letztes Stündlein sei gekommen. Es mag wohl ganz unterschiedlich sein, was Menschen in solch einer Situation durch den Kopf geistert. Frommen Naturen gleitet vielleicht ein Stoßgebet über die Lippen, anderen wiederum bricht nur ein Fluchwort hervor. Seltsamerweise trat mir ganz urplötzlich und geradezu beschwörend das schöne, mit "Abschied" überschriebene Lied Eichendorffs ("O Täler weit, o Höhen...) vor die Seele. In den Mielecer Tagen hatte ich es aus der kleingedruckten Feldpostausgabe immer und immer wieder mit dem Mendelssohnschen Klangbild als Untermalung in mich aufgenommen. Besonders der Abgesang der 1. Strophe mit der innigen Bitte an die vertraute Waldheimat:

"Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt,
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt"

hatte es mir angetan. Einerseits schon absurd, dass in einem Augenblick höchster Bedrohtheit so ein gefühlvoller lyrischer Text in einem aufsteigt, andererseits aber auch nicht gänzlich unerklärlich, kam doch darin schlicht und spontan die Erinnerung an vordem gehabte, nun aber schmerzlich vermisste heimatliche Geborgenheit zum Ausdruck.

Trotz allem verlor ich mich aber in keine Träumerei, sondern suchte ganz instinktiv sofort Deckung. Dann pirschte ich mich mit den Kameraden unter Wahrung aller Vorsichtsregeln wieder zurück. Ein Wunder, dass keiner von uns einen Treffer abbekommen hatte. Wahrscheinlich waren wir für den im Uferbereich in Richtung Stawki vorgedrungenen Feind noch zu weit entfernt gewesen, um ein sicheres Ziel zu bieten. Dennoch hätten leicht Geschosse, Splitter oder Querschläger den einen oder anderen von uns zur Strecke bringen können. Offensichtlich operierten aber auch noch deutsche Nachhutverbände in der am Fluss gelegenen, auf genannter Karte nicht eingezeichneten Ansiedlung und lenkten die Aufmerksamkeit der Russen alsbald wieder auf sich, so dass sie von uns abließen und den Rest unseres Rückzuges nach Stawki nicht mehr gefährdeten.

Ungeklärt blieb, wem die Schuld an diesem Desaster zuzuschreiben war. Hatte der sich nie in vorderer Linie blicken lassende Kompanieführer Schumann von seinem Gefechtsstand in A aus die derzeitige Frontlage nicht zutreffend überschaut oder der Iwan zu blitzartig alle Berechnungen über den Haufen geworfen oder war lediglich Unteroffizier Müller beim Vorstoß einem Irrtum aufgesessen und hätte eine andere Route einschlagen sollen? Jedenfalls kreuzte in Stawki plötzlich nicht etwa der Kompanieführer, sondern gleich der Bataillonskommandant auf und verpasste uns einen fürchterlichen Anschnauzer. Auf dem unteren Weg von Stawki sollten wir uns nun wieder, allerdings ohne die Transporthilfe des Wagens, vorarbeiten und an seinem Ende unsere neue Werferstelle ausbauen. Ein Labsal bereiteten uns die inzwischen beim Kompaniegefechtsstand gefüllten und zurückgebrachten Feldflaschen. Der Inhalt bestand aus einem breiartigen Milchkaffee und half, die erschöpften Kräfte wieder etwas zu beleben. Dazu hielt ich mich - wie die anderen sich übrigens auch - an den saftigen Sauerkirschen weiterhin schadlos.

Aus einem mir heute nicht mehr ersichtlichen Grund vermochten wir auf dem unteren Weg nicht bis zu dem ausersehenen Stellungspunkt vorzudringen, sondern mussten mit den aufgeschulterten Geräteteilen und Munitionskästen wieder

zum Ortsanfang zurückhasten. Ein kurzerhand aus einem Schuppen entwendeter Handkarren erleichterte uns den Transport.

Mit aller Behutsamkeit arbeiteten wir uns nun wieder auf der Höhenstraße an den Gutshöfen entlang bis zum letzten und am höchsten gelegenen vorwärts. Dort verharrten wir, ohne dass ein Befehl erging, etwa eine ganze Stunde in Lauerstellung. Seiner exponierten Lage wegen konnte dieser Punkt ohne Zweifel vom Feind gut eingesehen werden. Der schreckte im Augenblick vor einer Eroberungsabsicht aber noch zurück. Endlich erhielten wir von Müller die Aufforderung, uns zu einer grabenartigen Erosionsrinne, die rechterhand des Gutes in die Talniederung hinabführte, durchzuschleusen. In der Grabensohle bauten wir rasch unseren Werfer ein. Von der vorderen Randkante aus gab der Unteroffizier, den Feldstecher nicht von den Augen nehmend, die notwendigen Anweisungen. Wir am Gerät Tätigen hatten keinerlei Sichtmöglichkeiten. Offenbar befanden sich die russischen Postierungen aber gar nicht weit von hier. Insgesamt 10 Granaten feuerten wir ab. Iwans Antwort erfolgte prompt: ein wütender Kugelhagel aus etlichen MPi-Rohren. In dem dichten Gesträuch wurden viele Geschosse abgelenkt und schlugen dann mit sirrendem Klingen quer. Gerade solche Querschläger konnten jedoch besonders tückisch sein. Müller befahl, den Werfer wieder abzubauen. Etwa 100-200 m hinter diesem Graben verlief ein weiterer, zugleich als Hohlweg benutzter. Zu diesem schlängelten wir uns nun hindurch. Wiederum hieß es: Werfer einbauen und fertigmachen zum Schuss. Der neue Graben erschien wesentlich geeigneter als der vorherige. Er lag nicht ganz so dicht am Feind, bot absoluten Schutz gegen Flachgeschützfeuer und auch den gegnerischen Granatwerfern keine allzu großen Chancen. Zudem verwehrte Baum- und Strauchwerk bei richtiger Nutzung den Flugzeugen die Einblickmöglichkeit von oben.

Vom nunmehrigen Standort aus eröffneten wir ein regelrechtes Dauerfeuer auf die Sowjets. Ich kam kaum nach mit dem Aufstecken der Zusatzladungen und dem Zureichen der Granaten. Wir verpulverten wohl die gesamte augenblicklich zur Verfügung stehende Munition. Die jetzige günstige Position wollten wir so rasch nicht aufgeben. Es musste jedoch unbedingt neue Munition herangekarrt werden. Auch galt es, die Stellung nach allen Seiten hin zu sichern. Ich erhielt den Befehl, linkerhand der Dorfstraße gegenüber der Stelle, wo der Hohlweg abzweigte, in einem Kartoffelfeld Posten zu beziehen. Durch die Furchen verhältnismäßig geschützt, konnte ich von der erhobenen und ansonsten freien Position aus einen ziemlich weiten Umkreis überschauen. Russische Panzeraufklärungswagen kreuzten zwischen der Siedlung am San und der ein Stück westlich hinter ihr liegenden, wohl schon einige Zeit länger in Feindeshand befindlichen. Besonders unangenehm war, dass russische Aufklärungsflugzeuge, darunter die legendären "Nähmaschinen", fortwährend in niedriger Höhe unsere Linien überflogen und ich mich infolgedessen förmlich in den Erdboden versenken musste, während von deutschen Flugzeugen nichts mehr zu sehen blieb. DerAbend brach herein, doch wollte sich noch immer keine Ablösung blicken lassen. Darum entschloss ich mich, zur Gruppe zurückzukriechen und nachzuforschen, ob und wann mit einer Auswechslung zu rechnen sei. Ich erhielt jedoch den barschen Befehl, auf meinem Posten auszuharren. Nach der tagsüber herrschenden sommerlichen Hitze kühlte es bei eintretender Dunkelheit empfindlich ab. Ohne jeglichen Deckenschutz bekam der Körper dies zu spüren. Vor innerem Bibbern klapperten mir förmlich die Zähne im Mund. Die Russen schienen die gesamte Siedlung am San nun fest unter Kontrolle zu haben. In der Finsternis vermochte ich sie zwar nicht optisch zu erfassen, dafür drangen ihre lauten Zurufe deutlich genug an mein Ohr. Dem ungehemmten Gebrüll nach zu urteilen, befanden sie sich in bester Stimmungslage. Offenbar wurde Vieh aus den Stallungen gezerrt und abgeschlachtet. Schauer rieselten mir bei solchen akustischen Wahrnehmungen über den Rücken. Klar erkennen konnte ich zu meiner Beruhigung sodann aber, wie deutsche Infanteristen aktiver Kampfverbände im Schutz der Nacht am Straßenrand entlanghuschten, Maschinengewehre und Panzerfäuste mit sich führend. Urplötzlich geriet ihre Spitze in Feindberührung. Es gab einen

heftigen Schusswechsel. Vier entsetzlich aufschreiende Verwundete wurden zurückgetragen. Mit aller Energie kämpfte ich später gegen das Einnicken an. Nach Mitternacht hatte mich der Schlaf aber doch ereilt, verständlich nach all den vorangegangenen Strapazen. Ein mächtiger Schrecken fuhr mir im Morgengrauen durch sämtliche Glieder, als mir ein zu den Nahkampftruppen gehörender Oberleutnant seinen Gewehrkolben in die Rückenpartie stieß. Irgendwie schien er sich aber doch von menschlicher Nachsicht haben bestimmen lassen; denn er beließ es bei der ziemlich gelinden Mahnung, nun aber wieder volle Wachsamkeit walten zu lassen.

Da die Sicherung des Dorfes und damit auch unseres Hohlweges nun faktisch von der in der Nacht eingeströmten Infanterieeinheit übernommen worden war, konnte ich beim besten Willen nicht einsehen, was ich auf meinem Posten noch länger ausrichten sollte, und begab mich auf eigene Initiative zu unserem Trupp zurück. Schließlich musste ich ganz dringend auch mal einem menschlichen Bedürfnis nachgehen. Diesmal wurde ich nicht wieder zurückgeschickt. Allerdings verging nicht allzu viel Zeit, da eröffneten die Russen einen ganz überraschenden Vorstoß gegen Stawki und drangen in das schon erwähnte letzte und am höchsten gelegene Gehöft ein. Doch setzten unsere MG-Schützen sie alsbald unter wirkungsvollen Beschuss. Auch unser Werfer trat in Aktion. Mit so starken Widerstand und einer so kompakten deutschen Truppenbestückung hatten die Russen wohl nicht gerechnet gehabt. Sie flüchteten in ihre Ausgangspositionen zurück. Auf deutscher Seite waren allerdings einige Verwundete und möglicherweise auch Tote zu beklagen.

Vom Bataillon erschien ein energischer Hauptmann. Mit einem Stoßtrupp beabsichtigte er, den geflüchteten Russen nachzusetzen und sie weiter zu verunsichern. Ich wurde kurzerhand zu diesem Unternehmen mit ausersehen. In einem hohen Roggenfeld pirschten wir uns aus dem Dorfbereich von Stawki auf die Flusssiedlung zu, offensichtlich gänzlich unbemerkt von der gegnerischen Seite. Da tauchte, aus einem Feldweg kommend, plötzlich die Gestalt eines russischen Soldaten auf, meiner Erinnerung nach mit Schirmmütze auf dem Kopf und in wallendem Umhang, wohl ein Offizier. Er witterte keine Gefahr. Sofort legte ein Teil der Unsrigen die Knarre an und drückte los. Mit einem Schreckensschrei warf sich der so jäh Angegriffene an die Seite und verschwand, vielleicht unverletzt geblieben. Dieser auf das Leben eines ahnungslosen Menschen gerichtete Anschlag hatte mich, auch wenn es sich um einen feindlichen Soldaten handelte, tief irritiert, und ich verharrte wie gelähmt noch für eine Weile an meiner Stelle. Die anderen waren unterdessen weiter nach vorn gerobbt. Bald klatschten ihnen jedoch russische Kugeln entgegen. Da keiner nach mir rief und mich zum Nachrücken aufforderte, hielt ich mich weiter zurück. Ich erwartete nichts Gutes von der ganzen Sache. Später konnte ich den Standort der Stoßtruppspitze nicht mehr ausfindig machen und hockte ohne jegliche Verbindung mitten im Feld. Was sollte ich unternehmen? Schließlich hielt ich es für das Ratsamste, mich vorsichtig wieder zu meiner Gruppe zurückzuarbeiten. Dort brachte ich die reichlich fadenscheinige Entschuldigung vor, den Anschluss leider verloren zu haben. Ich muss eingestehen, hierbei alles andere als ein Heldenstück geliefert zu haben. Ja, wäre man den Umständen näher auf den Grund gegangen, hätte ich wegen eigenmächtigen Verlassens meines Verbandes, der Ankündigung des Kompanieführers entsprechend, gar mit Erschießen bestraft werden müssen. Anders beleuchtet, sollte jedoch auch jene Frage aufzuwerfen gestattet sein: War es einem als Granatwerfer nur halb, in der infanteristischen Nahkampftechnik aber fast gar nicht ausgebildeten Rekruten wirklich so unbedingt zu verdenken, keinen Impuls zu verspüren, seinen Kopf für eine militärische Operation hinzuhalten, die aus strategisch-taktischen Erwägungen möglicherweise angezeigt gewesen sein mochte, zu der er sich aber einfach noch nicht gewappnet genug fühlte?

Bei der Werfermannschaft herrschte augenblicklich ziemliche Ruhe. Mit zwei Kameraden besorgte ich mir bei dem vom hinteren Graben aus nächstgelegenen

Gut etwas Milch und machte mich über eine Büchse Ölsardinen her. Der Nachtisch bestand aus Unmengen von Sauerkirschen, die wir im Bauerngarten abgepflückt hatten. Erst am frühen Nachmittag kehrte der Stoßtrupp des Hauptmannes wieder zurück, die Russen ihm dicht auf den Fersen. Nun musste auch unser Granatwerfer eingreifen. Ich wurde in eine Ruferkette eingegliedert und in einem Kartoffelfeld wohl noch vor dem vorderen Graben postiert. Erneut drangen, wie schon morgens, gegnerische Soldaten in das Eckgut ein. Wir nahmen sie mit unserem Granatwerfer unter Feuer, gerieten dabei aber auch selbst unter Granatwerferbeschuss. Von den Detonationen gelöste Erdbrocken und Granatsplitter umflatterten uns. Mehrere Male klirrte es bedrohlich auf dem Stahlhelm. Unsere Ruferkette geriet auseinander. Feindliche MPi-Geschosse pfiffen über unsere geduckten Körper hinweg. So blieb kaum eine andere Wahl, als zum Werfer zurückzukriechen. Seltsamerweise räumten die Russen aber bald wieder das Eckgut, wohl zu stark von den in Stawki befindlichen deutschen Infanteriestreitkräften bedrängt. Da erhielt unser Trupp den Befehl, nunmehr in das wieder freie Gehöft einzurücken und innerhalb seines Umkreises den Werfer neu aufzubauen. Ich weiß nicht mehr, ob und, falls ja, inwieweit sich dieser Plan realisieren ließ. Allzu weit hatten sich die Russen nämlich nicht zurückgezogen, vielmehr hinter Hecken und in nahen kleinen Feldgehölzen, hier teilweise auf Bäumen, Lauerstellung bezogen. Als dann noch ihre Panzer vorrollten, eröffneten sie sofort das Feuer und drangen von zwei Seiten aus gegen das von uns jetzt gehaltene Gehöft vor. Der Boden erwies sich als viel zu hart und wurzelreich, um in aller Eile Deckungslöcher auszuschaufeln. Deshalb wurden wir aufgefordert, hinter der Gehöftsmauer Deckung zu suchen und von dort aus die anrückenden Spitzen mit den Karabinern unter Feuer zu nehmen. Ich befand mich auf einer von einer niedrigen Mauer umsäumten und von Bäumen umstandenen, vermutlich als Grünlaube dienenden Erdaufwallung, die sowohl gute Sicht als auch Tarnung bot. Im Gegensatz zu dem Stoßtruppunternehmen am Vormittag verspürte ich im Anblick der uns unmittelbar geltenden Bedrohung keine Hemmung, die Waffe zu betätigen. Selbst jener Kamerad, der sich in einem Gespräch freimütig als bekennender Katholik bezeichnet und zugegeben hatte, beim Gebrauch der Schusswaffe Gewissenskonflikten ausgesetzt zu sein, drückte wacker ab und lud immer wieder nach.

Ich hoffe, nicht Verletzungen und gar solche mit Todesfolgen verursacht, aber doch etwas zur Dämpfung der feindlichen Angriffsabsichten beigetragen zu haben. Eine gänzlich unerwartete Wendung nahm das ganze Geschehen, als plötzlich drei deutsche Sturmgeschütze vorfuhren und die russischen Panzer in ein Gefecht verwickelten. Als Sturmgeschütze bezeichnet man gepanzerte, relativ niedrige turmlose Gefechtsfahrzeuge mit starr eingebauter Kanone zur Bekämpfung von Erdzielen in direktem Beschuss. Die drei auf deutscher Seite hier eingesetzten verrichteten ganze Arbeit. Ein oder zwei russische Fahrzeuge wurden vernichtet, der Rest zum Abdrehen genötigt. Des Panzerschutzes beraubt, stoppten nunmehr auch die russischen Infanteristen nicht nur ihren Vormarsch, sondern zogen sich fluchtartig auf ihre Ausgangspositionen in der Flussniederung zurück. Der erfolgreiche Einsatz der schweren deutschen Waffen schien geradezu eine Panik bei ihnen ausgelöst zu haben.

Bei uns hingegen herrschte durch die Bank eine sichtlich gehobene, ja geradezu ausgelassene Stimmung. Schnapsflaschen, woher sie auch gekommen sein mochten, wurden herumgereicht. Nach Einbruch der Dunkelheit waren aber schon wieder russische Gewehrschüsse zu vernehmen. Erst nach 21 Uhr traf die langersehnte Verpflegung bei uns ein, leider nur eine kalte angebrannte Nudelsuppe. Die Ausgabe der Kaltverpflegung sollte am nächsten Morgen erfolgen. Auch diese Nacht mussten wir naturgemäß wieder unter freiem Himmel verbringen, doch konnten wir uns einer Strohunterlage erfreuen.

Mittwoch, der 26. Juli, begann mit einem Entsetzensschrei. Doch war keine feindliche Attacke im Gange. Vielmehr stellte sich heraus, dass die am Vortag zu später Stunde angelieferte Kaltverpflegung über Nacht zu wesentlichen Teilen, besonders was Butter, Wurst und Käse betraf, sich verflüchtigt hatte.

In Verdacht, dies alles entwendet zu haben, geriet ein junger im Kurierdienst eingesetzter französischer Freiwilliger. Er war jedenfalls wie vom Erdboden verschwunden. Mit einer baldigen Ersatzlieferung konnten wir nicht rechnen. Ingrimmige Wut erfüllte auch die sanfteren Gemüter unter uns. So mussten erneut die Sauerkirschen herhalten, den Magen etwas zu vertrösten.

Den ganzen Vormittag über verweilten wir ziemlich untätig in unserem Hohlweggraben. Obwohl wir die Russen gar nicht weit von uns entfernt wussten, wähnten wir uns im Augenblick ziemlich sicher vor ihnen. Noch in keiner Phase des bisherigen Fronteinsatzes hatte solche Ruhe geherrscht. Wie andere auch, benutzte ich sie, um mich mittels eines vom nahen Gut herbeigeholten Wassereimers mal so gründlich wie möglich zu säubern. Auch begann ich, im Schatten eines Busches auf Feldpostpapier einen Brief nach Hause zu schreiben. Irgendwann, so hoffte ich, würde sich schon mal die Gelegenheit bieten, ihn auf den Beförderungsweg zu bringen. Was haben nur die unablässig in der Luft kreisenden Feindmaschinen vor und warum zeigen sich überhaupt keine deutschen Flugzeuge am Himmel mehr? fragten wir uns allerdings mit zunehmender Besorgnis.

Gegen Mittag erreichte uns der Befehl, uns ab 13 Uhr nach dem 2-3 km zurückliegenden Dorf A, dem Sitz des Kompaniegefechtsstandes, abzusetzen, den Werfer selbst aber erst ganz zuletzt abzubauen. Vor Beginn dieser Operation stopften wir uns noch etwas trockenes Brot oder was eben sonst noch zur Verfügung stand in den Mund. Nicht in Kolonne, sondern einzeln Mann für Mann mit relativ weitem zeitlichen Abstand sollte der "planmäßige Rückzug" vor sich gehen. Ich kam gleich als Dritter an die Reihe, mit zwei vollen Munitionskästen beladen. Vorgegeben war, nicht die auf der Höhe entlang und dann in weitem Bogen nach A herabführende Landstraße, sondern den gegen Feindeinsicht besser geschützten unteren Stichweg zu benutzen.

Die unauffällige Räumung im Zeittaktverfahren funktionierte allerdings längst nicht so reibungslos wie vorausgeplant. Unsere Gruppe hatte ja nicht als einzige diesen Befehl erhalten, sondern auch die Maschinengewehr- und sonstigen Infanterieverbände. So bildete sich letztlich eben doch eine ziemlich dichte Schützenkette, von der die Sowjets, vor allem durch ihre Aufklärungs- und Jagdflugzeuge vom Typ Rata, bald Wind bekamen. Wir gerieten jedenfalls ganz empfindlich unter Beschuss. An einem Feldrain befanden sich noch immer die schon am Montag dort gesichteten Kadaver eines Pferdes und eines großen Hundes, nun aber unter der intensiven Julisonneneinstrahlung geradezu infernalisch zum Himmel stinkend. Mit Würgen in der Kehle hastete ich an diesem grausigen Ort der Verwesung vorüber. Tote und verwundete Menschen säumten hier aber noch nicht die Strecke.

Als Sammelpunkt war eine Grabenbrücke knapp vor A vereinbart worden. Zunächst sichtete ich dort aber überhaupt keinen von unserer Gruppe, dann nur zwei oder drei. Werner Kümmel und die übrigen Bedienungskräfte des Granatwerfers blieben ebenso aus wie Unteroffizier Müller. Als in verstärktem Maße russisches Artilleriefeuer losbrach, unterstützt von Bombenabwürfen aus der Luft, und wir wahrnahmen, wie hohe Rauchsäulen aus Stawki emporstiegen, genau dort, wo sich unsere Stellung befunden hatte bzw. möglicherweise noch immer befand, ergriff uns starke Unruhe. In führerlosem Zustand berieten wir wenigen bislang Durchgekommenen, was nun zu tun sei. Mit einem anderen erbot ich mich, wieder umzukehren, um den offensichtlich Bedrängten Beistand zu leisten. Dieses Vorhaben erwies sich jedoch alsbald als äußerst fragwürdig, ja hoffnungslos, hastete doch alles, was Beine hatte, in höchster Eile uns entgegen. Jedermann warnte uns, den eingeschlagenen Kurs frontwärts fortzusetzen. "Total aussichtslos", hieß es immer wieder. Nachdem etliche Granaten haarscharf neben uns eingeschlagen waren, blieb uns nichts anderes übrig, als uns dem Strom der Flüchtenden anzuschließen. Den ausgemachten Sammelpunkt vor A beabsichtigten wir jedoch nicht zu verlassen. Unser verharrendes Umherstehen ohne Werfergerät veranlaßte einen Offizier, uns ein Bündel Panzerfäuste in die Hand zu drücken mit der Aufforderung, uns gegen die anrollenden russischen

Panzer auf die Lauer zu legen und ihnen die Ladungen dann entgegenzufeuern. In Unkenntnis der sachgerechten Handhabung dieser Waffe kamen wir jedoch rasch darin überein, diese unheimlichen Dinger so schnell wie möglich wieder loszuwerden. Wir versenkten sie in einem nahen Sumpfloch. Endlich tauchten Kümmel und die übrigen noch Ausstehenden - bis auf den Gruppenführer, Unteroffizier Müller - mit dem Werfergerät wieder auf. Sie hatten, solange es noch irgendwie ging, die vorrückenden Sowjets unter Beschuss genommen und ihnen gerade noch mit letzter Mühe und Not entrinnen können.

Noch einigermaßen vollzählig trudelte jetzt auch die Besatzung der zweiten Werfergruppe am Treffort ein, während von der Gruppe Pichel, der unter anderem der Glauchauer Günter Hertsch angehörte, jegliche Spur fehlte. Feldwebel Wedden, der Zugführer, erteilte uns nun die Weisung, in Nähe der Brücke die Werfer nochmals aufzubauen und zur Unterstützung der Rückzugsbewegungen unserer Truppen dem Iwan einen Granatenhagel entgegenzusenden. Das Kommando über unseren führerlosen Werfertrupp erhielt jetzt Unteroffizier Gewande, ein wesentlich ausgeglichener und mir sympathischerer Mann als Müller. Bei dieser Aktion musste ich wiederum die Sicherung nach vorn übernehmen, zugleich aber höllisch auf der Hut sein, um nicht von den z.T. auf Bäumen postierten MPi-Schützen abgeknallt zu werden. Ein gar nicht zu unserer Einheit gehörender Offizier schnauzte mich an, ich solle mich gefälligst nicht so feig in Deckung halten, sondern nach vorn durcharbeiten, doch zog ich mich, als er den Ort verlassen hatte, rasch wieder zurück. Gar leicht hätte ich andernfalls den Kontakt zu meinem Trupp verlieren, wenn nicht gar Schlimmeres auf mich lenken können.

Als wir die letzte noch zur Verfügung stehende Granate abgefeuert hatten, traf es einen vorgerückten russischen Panzer schwer, ob von uns oder einem deutschen Pak-Geschoss, war nicht auszumachen. Es entquoll ihm jedenfalls eine hohe Rauchsäule, und seine Besatzung raste ziemlich hektisch um ihn herum. Für uns bestand absolut kein Grund zum jubelnden Verweilen. Vielmehr galt es nun, den Werfer auf schnellstem Wege abzubauen und den Rückzug nach A fortzusetzen. Kaum im Dorf angekommen, wurde ich mit einem Meldeauftrag zu einer Nachbarabteilung beordert. A, ein größeres, in Normalzeiten dennoch geruhsames Vorstadtdorf, bot den Eindruck allgemeiner Auflösung. Unseren Kompaniegefechtsstand fanden wir bereits verweist vor. Von Oberleutnant Schumann selbst gab es keine Spur. Auch andere Befehlsstellen bestanden nicht mehr. Offensichtlich war der weitere Rückzug bis nach Jaroslau bereits in vollem Gange. Dafür stauten sich hier die in den Kampfhandlungen des Tages frisch Verwundeten. Sie wurden auf LKWs verladen und hofften auf baldigen Abtransport. Da und dort hievten einzelne Landser Gerätschaften und andere militärische Ausrüstungsgegenstände in aller Eile auf die verschiedensten Fahrzeuge. Feldwebel Wedden gelang es, noch ein Gespann aufzutreiben, das die Werferteile unserer beiden Gruppen - die dritte fehlte noch immer - nach Jaroslau bringen sollte. Wir selbst erhielten aber noch keinen Marschbefehl, sondern den Auftrag, mit anderen Kommandos die weitere Absicherung von A zu übernehmen.

Für den Magen fiel inmitten des großen Räumungstrubels kaum etwas ab. Das Hungergefühl empfand ich jedoch gar nicht als so drückend. Was mich vor allem quälte, war Durst, unbezähmbarer Durst. Der Körper hatten in diesen Tagen ohne Zweifel viel zu wenig Flüssigkeit erhalten, und das unter sengender Sonne bei dem kräftezehrenden Jagen, Hasten und Gehetztwerden. Nichts und niemand konnte uns daran hindern, das übelschmeckende Pumpenwasser aus dem Dorfbrunnen uns durch die Kehlen rinnen zu lassen und unsere Feldflaschen damit zu füllen. Mit drei Kameraden bekam ich ein Stück westlich von der Dorfmitte eine Beobachtungsstelle zugewiesen. Es herrschte bereits stockfinstere Nacht, erhellt nur durch das ringsum immer wieder auflodernde Geschützfeuer. Zwei von uns erklärten sich bereit, die erste Nachtwache zu übernehmen. Wir beiden anderen durften in dieser Zeit schlafen. Trotz bedrohlicher Lage

und dem Gefühl, dass der Feind kein Halt einlegen, sondern danach trachten werde, A noch während der Nacht einzunehmen, sank ich vor Erschöpfung in einen tiefen Schlaf.

Mitternacht war kaum vorüber, als großes Geschrei mich aufschreckte. "Der Russe ist schon im Dorf", vernahm ich. Hektische Fluchtgeräusche inmitten des donnernden Beschusses deuteten darauf hin, dass die Warnung zu Recht bestand. "Granatwerfer, sofort mir folgen!" befahl eine Stimme. Meine drei Kameraden stoben eilends davon, während ich noch verzweifelt nach meiner Brille tastete. Ich hatte sie - fahrlässig genug - vor dem Einschlafen neben mich im Gras abgelegt, erleichtert, das drückende und reibende stählerne Sehhilfsmittel mal kurzfristig los zu sein. Nun aber ließ es sich in der Finsternis einfach nicht mehr auffinden. Um den Anschluss an die anderen nicht zu verlieren und um nicht durch weiteres Suchen gar in die Hände der Russen zu fallen, blieb mir nichts anderes übrig, als die Brille preiszugeben und mich an die Fersen der Flüchtenden zu heften. Noch hatte ich ja meine zivile Hornbrille bei mir, doch konnte diese nicht gerade als stahlhelmtauglich gelten, zumal ihr, wie im vorigen Kapitel erwähnt, der linke Bügel abhanden gekommen war. Wie leicht konnte sie bei einem jähen Sturz oder einer anderen ruckartigen Bewegung von der Nase gleiten!

Momentan blieb jedoch keine Zeit, dem Verlust nachzutrauern. Ein wirres Durcheinander erschwerte das Weiterkommen auf der Straße nach Jaroslau. An Einzelheiten dieser chaotischen Rückzugsbewegung, an die zu überwindende Distanz und die Zeitdauer kann ich mich heute nicht mehr erinnern. Ich weiß nur noch, dass die Stadt, als wir sie vom Fluchtweg aus einsehen konnten, an mehreren Stellen in Brand stand. Zeitweilig hatte ich meine Gruppe aus den Augen verloren. Kurz vor Jaroslau wurde aber noch mal der Versuch einer Sammlung und Neuformierung unternommen. Mitten im Gewühl tauchte urplötzlich Unteroffizier Müller wieder auf. Nun drang aber auch die bestürzende Kunde an unser Ohr, dass Jaroslau bereits eingekesselt sei und alle Truppenverbände bestrebt sein sollten, von der Stadt aus in einem massiven Keil nach Westen durchzubrechen.

Da unser Granatwerferzug nur noch einen rudimentären Bestand aufwies, von unserer Gruppe die meisten aber noch hier beisammen waren, ergriff Müller die Initiative und rief allen, die zu seiner Mannschaft gehörten, zu, ihm zu folgen und sich immer dicht aneinander zu halten. Ich selbst versuchte angesichts der so bedrohlichen Lage, alle meine Kräfte zu mobilisieren, hellwach zu bleiben, um möglichst ohne Schaden der Umkesselung zu entrinnen.

Zunächst drückte der Strom der Flüchtenden nach Jaroslau hinein. Der Anblick der vielen Ruinen ließ uns erschauern. Die Stadt musste unter schwerem Bombenhagel und Geschützfeuer gestanden haben.Allerorten schlugen noch einzelne Flammenbündel fast geisterhaft aus den Trümmerhaufen. Die auf einem der drei Hügel thronende Göring-Kaserne - das ließ sich klar erkennen - war bereits restlos ausgebrannt. Wir verließen den Stadtkern in westlicher Richtung. An einer Straßenkreuzung bemühte sich ein höherer deutscher Befehlshaber, möglicherweise gar im Generalsrang, Ordnung zu schaffen. Uns erteilte er die Weisung, eine Straßensicherung linkerhand der Rollbahn zu übernehmen und so den weiteren deutschen Rückzug zu decken. Doch Müller dachte nicht daran, diesem selbstmörderischen Auftrag Folge zu leisten. In aller Vorsicht schlugen wir uns auf Umwegen durch ein Gehöft auf die Rollbahn zurück und schlossen uns der drängenden Westbewegung wieder an. Um schneller voranzukommen, klammerten wir uns mal hier, mal dort an die Lafettenwagen der 8,8cm-Flakgeschütze oder an Trossfahrzeuge. Bald war unsere Gruppe jedoch völlig auseinander geraten, und ich sah mich mit Müller allein auf weiter Flur. Diesen ließ ich fortan nicht aus den Augen. Er verfügt, so sagte ich mir instinktiv, über hinreichende Erfahrungen im Fronteinsatz. Sie könnten auch für mich von Nutzen sein. Als wir uns gerade wieder auf einen Wagen der Flak

schwingen wollten, wurden wir allerdings von einem Wachtmeister barsch herunterkommandiert. Mich bedrohte er dabei sogar mit der Schusswaffe.

Nun befanden wir uns allerdings auch schon dicht vor dem von den Russen errichteten Sperrgürtel. Aus allen Kalibern von vorn und von beiden Seiten prasselten uns Geschosse entgegen. Die Laufrichtung der Abschüsse aus weiterer Entfernung war in der Dunkelheit anhand des Feuerstrahls klar zu erkennen. Das mutete an, als fielen züngelnde Riesenschlangen auf uns ein. Aber auch unsere großen und kleinen Panzer, Sturmgeschütze und auch die Flakgeschütze feuerten, was das Zeug hielt. In dieser heißesten Phase gab es für uns Landser nur die eine Parole, tief geduckt im Straßengraben vorwärts zu stoßen, möglichst immer im Deckschatten einer unserer schweren Waffen. Manch einer warf Gegenstände, die die zügige Fortbewegung behinderten, wie Handgranaten, Gasmaskenbehälter, Spaten etc. von sich. Ich selbst stellte zu meinem Entsetzen inmitten des verzweifelten Rennens fest, den Gürtel mit den Eierhandgranaten nicht mehr um den Leib zu haben. Wann und in welcher Situation er mir entglitten war, blieb ein Rätsel. Wie leicht hätten sich beim Sturz die Zündungen lösen und mich schwerstens verletzen können! Schließlich griffen uns sowjetische Panzer vom Typ T 34 frontal an. Jetzt brach die Hölle los. Der Strom auf der Rollbahn geriet ins Stocken. Und auch für die Soldaten zu Fuss gab es kein Weiterkommen. Unsere Kettenfahrzeuge und erstaunlicherweise die für den Erdkampf gar nicht zugerüsteten Flakgeschütze versuchten, dem Feind Paroli zu bieten. Mehrere der uns entgegendrängenden sowjetischen Ungetüme gerieten beim Schußwechsel in Brand. In etwa 75 m Entfernung vor mir riß es einen T 34 regelrecht auseinander. Der gewaltige Explosionsknall lähmte den Hörnerv für Minuten. Die erste Barriere schien genommen. Unsere Fahrzeuge setzten sich wieder in Bewegung. Der feindliche Beschuss hielt jedoch noch immer an. Wir hasteten weiter im Graben, nun aber immer wieder über Körper von Gefallenen und Verwundeten hinweg, auch über Pferdekadaver, wurden doch viele Trosswagen von Vierbeinern gezogen. Tiefe Abscheu vor dem Krieg und dem Wahnsinn, einen solchen anzuzetteln, packte mich bei diesen Anblicken. Ich schwor mir, sollte ich je aus dem Chaos heil wieder herauskommen, im künftigen Leben alles, was in meinen Kräften steht, zu tun, um kriegerische Auseinandersetzungen zwischen den Nationen zu verhindern. Tatsächlich bin ich dann auch als Privatperson praktizierender Pazifist geworden und bis zum heutigen Tag geblieben, indem ich nie mehr, nicht einmal bei harmlosen Jahrmarktsvergnügungen, ein Schießeisen in die Hand genommen habe. Allerdings ist mir im Zuge historischer Studien und in Anbetracht des geschichtlichen Fortganges auch sehr deutlich zum Bewusstsein gekommen, dass der Drang zur gewaltsamen Durchsetzung vermeintlicher und tatsächlich bestehender Ansprüche leider tief im menschlichen Wesen verankert und mit persönlicher Verweigerungshaltung allein nicht einzudämmen ist. Da bedarf es in aller Regel schon handfesterer Gegenmaßnahmen. Auf hinreichend gewappnete Ordnungskräfte im Lande und ein entsprechendes militärisches Abschreckungspotential nach außen kann in dieser Welt selbst der friedenswilligste Staat nicht verzichten. Die Existenzberechtigung der auf die demokratische Staatsverfassung verpflichteten Deutschen Bundeswehr habe ich darum auch zu keinem Zeitpunkt in Frage gestellt.

Doch zurück zum Geschehen am Dienstag, 27. Juli, westlich von Jaroslau. Bei weiterem Vordringen nach Westen ließ der Beschuss immer mehr nach. Das Schlimmste schien überstanden zu sein. Der erste Morgenstrahl brach durch. Ich traute mich wieder auf die Rollbahn und schwang mich auf einen noch Platz bietenden Pferdetrosswagen. Ein Unteroffizier reichte eine Schnapsflasche herum. Ich nahm einige kräftige Züge. Plötzlich erfolgte von der Seite ein neuer Feuerüberfall. Ein neben unserem Wagen, genau rechts von meinem Sitz, geführtes lediges, vermutlich von einem zerstörten Wagen stammendes Zugpferd fing sich einen Schuss in die Halspartie ein. Es sackte mit einem grausigen Wehlaut sofort zusammen. Ganz gewiss hatte das tödliche Geschoss nicht ihm, sondern den auf dem Wagen Sitzenden gegolten. Nach diesem Schrecken wechselte ich die Position und vertraute mich einem kleinen Panzer an, dessen Besatzung

nichts dagegen einzuwenden hatte, mich mitzubefördern. Allerdings war es der letzte noch gewährte Platz hinter der Kuppel. Leider fuhr er ewig nicht von der Stelle, so dass uns viele Fahrzeuge und Fussmarschierer überholten. Die Leute vom Nebenpanzer hatten von irgendwoher ein mächtiges Butterfass aufgetrieben und verteilten das kostbare Molkereiprodukt batzenweise an alle, die danach lechzten. Mangels anderer Nahrungsmittel ließ ich auch mir einen Klumpen zureichen. Ich biss in ihn hinein, als handelte es sich um eine lockere Semmel.

Schließlich erfolgte die Abfahrt. Verhältnismäßig rasch und ungefährdet erreichten wir eine kleinere Stadt, deren Namen ich mir damals nicht gemerkt hatte. Später erfuhr ich ihn aus dem Munde meiner Kameraden. Es war das 12 km westlich von Jaroslau gelegene Przeworsk. Hier schien die Welt, gemessen an dem soeben Durchlebten und Durchlittenen, fast noch in Ordnung zu sein. Wie sehnte sich jedermann nach etwas Rast und Wiederauffrischung! Militärische Ordnungskräfte wiesen alle im Stadtbereich Eintreffenden aber unverzüglich an den westlichen Ortsausgang. Unsere Hoffnung, an dem Bestimmungsort etwas Getränk und Verpflegung empfangen zu können, erwies sich leider als trügerisch. Es ging hier lediglich um Sammlung und Neuformierung. Unser Bataillon Nr. 455 hatte allerlei Verluste zu beklagen. Vom Granatwerferzug der 4. Kompanie fehlte nach wie vor die Gruppe Pichel. Auch die zweite Gruppe wies etliche Lücken auf, während die Gruppe Müller erstaunlicherweise ihre Mannen weitgehend wieder beisammen hatte. Der während der gesamten bisherigen Kampfhandlungen unsichtbar gebliebene Oberleutnant Schumann trat hier hoch zu Ross wieder in Erscheinung. Schärfste Vorwürfe des Kompanieführers ergossen sich auf Feldwebel Wedden. Er trage die volle Verantwortung dafür, vor Jaroslau das Werfergerät einem Trosswagen anvertraut zu haben, der im Kessel steckengeblieben sei. Da Ersatzstücke nicht zur Verfügung stünden, müssten alle Granatwerfer von nun an als einfache Gewehrschützen ganz vorn zur Unterstützung der MG-Gruppen eingesetzt werden.

Wenig später setzte sich das Restbataillon in Marsch. Der Tag versprach, glühend heiß zu werden. Jetzt erst spürte ich so richtig, wie wund meine Füße im Verlauf der vorangegangenen mörderischen Überforderungen geworden waren. Doch abgesehen von den schmerzenden Blasen, gebrach es mir auch merklich an Kraft, sie zügig voranzusetzen. Den meisten Mitmarschierenden erging es kaum anders. Ein jeder schlurfte übermüdet und ausgelaugt des Wegs. Dichte Staubwolken umhüllten die traurige Kolonne. Vom Pferd herab schnauzten Schumann und die anderen Kommandeure immer wieder auf uns hernieder, uns gefälligst nicht so schlapp zu gebärden, sondern zusammenzureißen. Doch angesichts der allgemeinen großen Erschöpfung blieb ihnen nichts anderes übrig, als immer wieder eine kurze Rast zu gewähren. In einer dieser Pausen kam ich ganz dicht an Schumann und seine Offizierskollegen zu liegen und konnte bruchstückhaft ihre Gespräche verfolgen. Ihre Lagebeurteilung schien von beträchtlichem Pessimismus erfüllt zu sein, ganz im Gegensatz zu den nach außen hin kundgegebenen markigen Sprüchen. "Beschissen auf der ganzen Linie", hörte ich einen von ihnen ganz unmissverständlich aufseufzen.

Der Marsch führte auf Landstraßen unterer Ordnung durch Felder und kleine Ansiedlungen südlich von der Przeworsk und Landshut (Lańcut) verbindenden Rollbahnstrecke weiter in westliche Richtung. Vor Feindeinwirkungen jeglicher Art blieben wir zunächst verschont. Zwischen 13 und 14 Uhr stießen wir direkt auf die Rollbahn. Wir erhielten den Befehl, uns in einem vorgelagerten Roggenfeld einzugraben. Kaum damit begonnen, ereilte uns eine neue Weisung, den Marsch nach Westen fortzusetzen, da die Spitzen der Russen von Norden her einen weiter zurückliegenden Abschnitt der Rollbahn bereits schwer bedrohten und unbedingt von dort weggedrängt werden müssten.

Als wir etwa 1 km auf der absolut leeren Rollbahn zurückgelegt hatten, formierten sich auf der vor uns liegenden Höhenschwelle etliche deutsche Sturmgeschütze und Panzer, darunter die riesigen vom Typ Tiger. Ein Befehls-

wagen brachte die Meldung mit, dass hier die Stellung unbedingt zu halten sei. Unter dem Schutz der Panzerstreitkräfte sollten die infanteristischen Verbände den feindlichen Vorstoss gegen die Rollbahn abfangen. Ich erachtete dies für ausgesprochenen Wahnwitz, allein in Anbetracht unserer total geschwächten körperlichen Verfassung. Doch gegen 15 Uhr schwärmten wir, wie befohlen, aus. Mit aller Vorsicht pirschten wir uns durch das nach Norden zu leicht abfallende Feldgelände einer parallel zur Rollbahn verlaufenden Bahnlinie entgegen. Anfangs mochten da und dort einiges Buschwerk und aufgereihte Getreidepuppen noch Tarnung gewähren, doch je näher wir dem Bahndamm kamen, desto besseres Schussfeld boten wir den in Lauerstellung hinter den Gleisen postierten Sowjets. Es setzte jedenfalls ein solch mörderisches Feuer ein, dass wir Weisung erhielten, uns mehr nach links, sprich: weiter westwärts zu halten. Doch dort gerieten wir erst recht in die Hölle. Die Russen hatten offenkundig alle unsere Bewegungen genau im Visier und nahmen uns nun nicht nur vom Norden bis Nordosten, sondern zudem auch noch vom Nordwesten her aufs Korn. Mit Gewehren, Maschinenpistolen bis hin zu leichten Nahkampfgeschützen schossen sie sich auf uns ein. Nervlich am zermürbendsten wirkten die sog. Stalinorgeln, gebündelte Mehrfachraketenwerfer vom Typ BM 8 oder BM30 mit jeweils 12 dicht aufeinander folgenden, schauerlich aufjaulenden Abschüssen. Wenige Sekunden später schlug es dann präzise 12mal im gewünschten Zielgebiet ein.

Mit einem Trupp Kameraden saß ich in einem Hirsefeld (so steht im Bericht von 1945, vielleicht handelte es sich auch um ein Flachs- oder Haferfeld) zwei Stunden lang regelrecht in der Klemme. Immer wieder prasselten die Granaten der Stalinorgeln auf uns hernieder. Oft Einschläge unmittelbar neben mir. Nicht nur aufgewirbelte Erd- und Steinbrocken, sondern auch Granatsplitter prallten vom Stahlhelm ab. Ein Wunder, dass der Körper keine Verletzung erlitt. Ein Vorspringen und Gegenschießen hätte bei der bestehenden feindlichen Übermacht den sofortigen Tod zur Folge gehabt. Hinter uns wiederum erstreckte sich ein weites Stoppelfeld, das keinerlei Tarnmöglichkeiten bot und uns im Falle des Rückzuges kaum minder hoher Gefahr ausgesetzt hätte. Also blieb nichts anderes übrig, als im Getreidefeld den Granatbeschuss weiter über sich ergehen zu lassen und bebend zu hoffen, nicht voll erwischt zu werden.

Unsere Situation hätte sich vielleicht gebessert, wenn unsere Panzer und Sturmgeschütze, ähnlich wie bei Jaroslau, mit aufgerückt wären und aktiv in den Kampf eingegriffen hätten, doch verharrten sie unbeweglich auf dem Höhenriegel. Allerdings mochte ihre bloße Existenz die Russen bislang davor abgeschreckt haben, unseren zahlen- wie kräftemäßig schwachen Infanterieverband frontal zu überrennen. Auch standen ihnen an diesem vorgeschobenen Abschnitt eigene Panzerfahrzeuge wohl nicht in ausreichender Menge zur Verfügung. Schließlich wagten sie aber doch da und dort, kleinere Geländegewinne zu erzielen und ihre deutschen Gegner vor sich herzujagen. Ihr unserem "Hurrah!" abgewandelter, aber ungleich schauerlicher sich anhörender Sturmruf "Urrrääää!" musste das Mark selbst des abgebrühtesten Landsers erschüttern. Zweifellos drohte auch uns, die wir in dem noch nicht abgeernteten Feld lagen, solch ein zupackender Angriff. Deshalb gab es jetzt nur noch die eine Folgerung: Zurück um jeden Preis! Dessen, wie ich lebend über das breite Stoppelfeld gekommen bin, hatte ich mich wohl schon bei der Niederschrift des Tagebuchberichtes nicht mehr zu erinnern vermocht. Auch später ist nichts mehr davon ins Gedächtnis zurückgekehrt. Unter Ausschaltung sämtlicher Gedanken und Gefühlsregungen musste ich losgespurtet sein. Vom weiteren Verlauf des Rückzuges bis zu unserer Ausgangsposition an der Rollbahn sind hingegen noch ein paar Eindrücke haften geblieben. Einzeln hintereinander krochen und robbten wir mit kurzen Zwischensprüngen in Kuhlen und an Feldrainen entlang. Gewehrgeschosse und Querschläger pfiffen durch die Getreidehalme. Mein Vordermann erhielt einen Armdurchschuss und brach mit einem Schmerzensschrei zusammen. Ich fiel fast über ihn hinweg. Nahezu zeitgleich fing sich auch mein

Hintermann eine Verletzung ein. Die beginnende Dämmerung brachte die Rettung. Der Feind konnte uns nicht mehr klar ausfindig machen und drosselte seine Schießwut.

Total ausgepumpt kauerten nun alle, die es geschafft hatten, sich zur Rollbahnhöhe zurückzuschlagen, am Rande eines größeren, vermutlich der Ortschaft Rogozno zugehörigen Gutshofes im Gras des Obstgartens. Meine Füße waren blasenüberzogen und schmerzten heftig. Ansonsten aber hatte der Körper keine Blessuren davongetragen, während so mancher verwundete Kamerad auf den Abtransport warten musste. Einer von ihnen mit offensichtlich leichterer Verletzung, dem ich mich mit einem Trostwort zuwenden wollte, schien jedoch regelrecht froh darüber zu sein, dass es ihn in dieser Weise ereilt hatte.
"Komme ich doch nun wenigstens 'raus aus der verdammten Scheiße hier", so sein Kommentar.
Es wurde endlich auch Verpflegung herangeholt, warme stand allerdings nicht mehr zur Verfügung. Man quittierte dieses Manko schon gar nicht mehr mit Unmut, man nahm es fast schon mit Gleichmut hin. So fertig fühlte sich ein jeder.

Wir befanden uns noch mitten in der Nahrungsaufnahme, als Feldwebel Wedden mit einem neuen Befehl des abermals unsichtbaren Kompanieführers vor uns hintrat. Ein Stoßtrupp in Stärke von 10 Mann müsse zwecks Sicherung unserer Stellung Posten vor der feindlichen Linie am Bahndamm beziehen, verkündete er. Er selbst war als Führer für dieses Himmelfahrtskommando ausersehen, wohl ein Vergeltungs- bzw. Strafakt Schumanns wegen des Verlustes der Werfergeräte im Jaroslauer Kessel. Wedden bestimmte, wer mit ihm ziehen sollte. Es traf auch mich. Unser kleiner Trupp, bestehend aus dem Feldwebel, Unteroffizier Gewande, einem Obergefreiten und 7 Grenadieren, darunter Werner Kümmel, der Chemnitzer Günter Hösel und ein nicht unserem, sondern dem MG-Schützenverband angehörender Abiturient aus Bautzen namens Paul Just, tastete sich nun in völliger Dunkelheit über die Felder wieder an den Feind heran. Schüsse fielen keine, aber Leuchtgranaten erhellten in ziemlich dichter Folge den Nachthimmel. Da galt es dann immer, wie versteinert auf der Stelle zu verharren und keine Bewegung zu erkennen zu geben. Im positiven Sinne halfen uns solche Leuchtgeschosse aber, die weitere Wegstrecke besser abzuschätzen als das in absoluter Finsternis möglich gewesen wäre.

Der Feldwebel hielt nichts davon, unmittelbar vor dem Bahndamm, wie angewiesen, uns einzuigeln. Er veranlasste uns, weiter rückwärts in einem abgeernteten Feld hinter Getreidepuppen mit dem Ausschachten ans Werk zu gehen. Unter allerletzter Kraftaufbietung verrichteten wir mit dem Handspaten unsere Schaufelarbeit. Je zwei Mann sollten sich so ein Panzerdeckungsloch ausheben und es dann gemeinsam beziehen. Einer habe jeweils zu wachen, so der Feldwebel, währenddessen der andere schlafen dürfe. Ich übernahm die erste Wache. Besondere Vorkommnisse waren nicht zu registrieren. Von der Rollbahn herüber dröhnte nur unaufhörlich das Kettenrasseln unserer Panzerfahrzeuge. Gegen Abend hin hatte sich deren Zahl noch wesentlich erhöht. Würden sie am morgigen Tag einen großen Entlastungsangriff starten? so fragte ich mich. Als zwei Stunden vergangen waren, rüttelte ich meinen Gefährten wach und konnte mich selbst nun in die nur notdürftig in die Erde getriebene Vertiefung zum Schlafen betten.

Als ich wieder erwachte bzw. wach gemacht wurde, schien die Sonne beinahe schon taghell. Mein Kamerad musste während seiner Wache eingenickt sein und hatte sich demzufolge nicht wieder von mir ablösen lassen können. Bei den anderen vier Posten war es wohl auch nicht viel anders zugegangen. Der körperliche Anspruch auf Schlaf nach den Totalüberforderungen der Vortage hatte ganz offensichtlich auch unsere kampferprobten Vorgesetzten übermannt. Eine geradezu unheimliche Stille umgab uns. Kein Schuss pfiff uns um die Ohren, aber auch kein Panzer rasselte mehr auf der Rollbahn. Was war geschehen?

Feldwebel Wedden wies uns an, mit aller Vorsicht den Rückzug zur Truppe einzuleiten. War am Vortag den Russen kaum ein Bewegungsvorgang auf unserer Seite verborgen geblieben, so rührte sich heute absolut nichts. Das ermutigte uns, einen Schritt zuzulegen. Plötzlich sichteten wir auf einem grünen Zwischenstreifen zwischen zwei noch ährenwogenden Feldern ein paar russische Soldaten in vielleicht knapp 100 m Entfernung. Sie gingen völlig aufgerichtet und ahnten allem Anschein nach nichts Arges. Blitzschnell riss Wedden seinen Karabiner herunter und feuerte auf die total Überraschten los. Mir, dem ohnehin Schießgehemmten, standen die Haare förmlich zu Berge bei dieser meiner Ansicht nach völlig unbedachten Attacke. Aber auch Unteroffizier Gewande zog ein höchst bedenkliches Gesicht. Merkwürdigerweise erfolgte von russischer Seite keinerlei Reaktion. Handelte es sich bei den beschossenen Soldaten etwa um Versprengte, die sich nun vor uns zu bergen trachteten? Oder waren gar wir selbst ein versprengter, von unserer Einheit abgeschnittener, bereits hinter die russische Frontlinie geratener Trupp?

Diese Frage sollte sich bald, und zwar in einem für uns höchst bestürzenden Sinne beantworten. Ein etwa 15-jähriger polnischer Bauernjunge strich durch die Felder und näherte sich uns, wohl durch die Schüsse angelockt. Wir hofften, aus dem am kriegerischen Geschehen offensichtlich interessierten und im Augenblick vermutlich mehr als wir wissenden Burschen herauszubekommen, wo sich unser Truppenverband befinden könnte. Er erwiderte nicht mehr als: "Deitsch da!" und wies, mit der Hand dreimal nachwippend, vielsagend gen Westen. Das musste nicht unbedingt der Wahrheit entsprechen, doch erschien es uns schon am geratensten, den Weg in diese Richtung fortzusetzen. Wohin sonst?

Wir gelangten jedoch nicht sehr weit; denn ganz unversehens brach ein fürchterliches Geschossgewitter aus allen vier Himmelsrichtungen auf uns hernieder. Sogar von Panzerabwehrgeschützen abgefeuerte Granaten schlugen bei uns ein. Allein der Luftdruck der Detonationen wirbelte mich mehrfach zu Boden und schnürte mir die Rippen förmlich zusammen. Ein Kamerad - sein Name war mir nicht bekannt - erhielt einen tödlichen Kopfschuss. All das am Vortag über Stunden hinweg Durchlittene wiederholte sich hier noch einmal in komprimierterester Form.

Der verheerenden Kanonade folgte ein konzentrischer Sturmlauf. Weit über hundert Russen stürzten mit aufgepflanztem Bajonett und unter schauerlichstem "Urrräää"-Geschrei auf uns zu. Wedden, Gewande und der Obergefreite, uns anderen ein wesentliches Stück voraus, hatten an der schwachbesetztesten Stelle wohl gerade noch so durchschlüpfen können. Um uns übrige zog sich der Ring aber immer enger. Ohne Schwierigkeit hätten die Attackierenden jetzt uns zusammenschießen oder aufspießen können, doch taten sie es nicht. Vielmehr trat ein Offizier vor und deutete uns mit unmissverständlicher Geste an, wir sollten die Karabiner wegwerfen und uns mit erhobenen Händen ergeben. "Kam'rad, komm!" setzte er noch beschwörend in deutscher Anrede hinzu. Hösel, Just, mein mir dem Namen nach nicht mehr bekannter Grabengenosse von der vergangenen Nacht und selbst der sonst so schwerfällige Haring kamen der ergangenen Aufforderung sofort nach und schritten mit hochgereckten Armen den Russen entgegen. Ich fühlte mich hingegen für einen Moment vor Entsetzen wie gelähmt und hielt mich mit Kümmel, das Gewehr an mich gepresst, zögernd zurück. Gewiss alles andere als militär- und gar kriegsbegeistert, empfand ich es doch geradezu als Schmach, nach nur 9 1/2 Wochen Dienstzeit bereits in Gefangenschaft zu geraten. Nein, so etwas durfte doch einfach nicht sein! Englische oder amerikanische Gefangenschaft hätte ich mir noch gefallen lassen, aber in sowjetische Hände zu geraten, das erschien mir bei der aufgeheizten Feindschaft zwischen beiden Staaten fast einem Todesurteil gleichzukommen. Gedankengänge dieser Art schwirrten mir in Sekundenbruchteilen durch den Schädel. Wirkliche Zeit zum Nachdenken und um zu ausgereiften Entschlüssen zu gelangen, bestand naturgemäß nicht. Darum fuhren die den vier Kapitulanten geltenden Worte völlig spontan und unüberlegt aus mir heraus:

"Ihr Wahnsinnigen, Ihr wisst ja gar nicht, was ihr tut!"

Hösel aber, besorgt, dass Kümmel und ich durch unser Verharren die Russen erbosen und zu tödlichem Waffengebrauch herausfordern könnten, giftete gereizt zurück:

"Schließt euch gefälligst an, ihr Feiglinge! Ihr seht doch, etwas anderes bleibt uns gar nicht übrig."

Ein erstaunlicher, aber realistischer Sinneswandel für einen, der sich kurz zuvor von der deutschen Sache noch so überzeugt gezeigt hatte.

Die Russen fassten unseren Dissens glücklicherweise nicht als gegen sie gerichtete Widersetzlichkeit auf, sondern zutreffend als innere Unschlüssigkeit. Ein paar Beherzte sprangen dabei von hinten auf Kümmel und mich zu, entrissen uns kurzerhand die Gewehre und führten uns wie die vier vor uns mit festem Griff ab. Trotz aller bei einem Vorgang dieser Art unvermeidlichen Härte gebärdeten sie sich uns gegenüber überraschend friedfertig und redeten uns sogar mit "Kamerad" an. Neben Gewehren wurden wir auch alle weiteren Waffen und sonstige militärische Ausrüstungsgegenstände, wie Gasmaske, Stahlhelm und Handspaten, sofort los. Und natürlich mussten auch Armbanduhren (Originalton: "Uri, prima!"), Zigarettenetuis und was man sonst noch an Nützlichem oder Schmückenden bei sich trug, mit daran glauben. In aller Hast verschlang ich rasch noch einen ganzen Riegel Schmelzkäse, um ihn vor der Beschlagnahme zu bewahren.

In gebrochenem Deutsch richtete ein russischer Offizier noch etliche Fragen an uns, vor allem um Näheres über deutsche Truppenbewegungen und militärische Vorhaben zu erfahren. Doch konnten wir ihm beim besten Willen keine entsprechenden Aufschlüsse erteilen. Er musste es uns schließlich wohl oder übel abnehmen, über keinerlei Kenntnisse von Belang zu verfügen und, völlig unzureichend ausgebildet, von unserer Führung wie Schlachtvieh in diesen sinnlosen Krieg getrieben worden zu sein. Damit hatte meine aktive Soldatenzeit ein überraschend schnelles und, wenn man so will, unrühmliches Ende gefunden, dem sich allerdings noch ein längerer passiver Leidensweg anschließen sollte.

5. Marsch der Gefangenen

(Przeworsk/Rogozno, 28. Juli, - Majdan, 13. August 1944)

Ein älterer Sowjetsoldat, schwerbewaffnet, aber nicht bösartig wirkend, erhielt den Auftrag, uns sechs Frischgefangene zum Tross abzuführen. Wir gelangten zu jener Kuppe der Rollbahn bei Rogozno, die am Tag zuvor Ausgangspunkt unseres verhängnisvollen letzten Einsatzes gewesen war. Die Straßendecke bot einen verheerenden Anblick dar, mit Einschüssen aller Kaliber bestückt und von Panzerketten weidlich aufgeschrammt. Überall lagen Fahrzeugwracks und andere Trümmerteile herum, aber auch Pferdekadaver und die Leichen einiger Gefallener säumten die Strecke. Zu unserem Entsetzen gehörte einer der Toten, ein Hochgewachsener mit besonders dicken Augengläsern, zu unserer Einheit.

Wir liefen nun auf der Rollbahn knapp 2 km in Richtung Przeworsk. Alle russischen Soldaten, denen wir begegneten, brachen bei unserem Anblick sofort in lautes Jubelgeschrei aus und konnten sich gar nicht genug tun in der triumphierenden Feststellung: "Hitler kaputt!" Da der Buchstabe H im russischen Alphabet fehlt, ersetzten sie ihn durch ein G oder ein hartes Ch. "Gitler kapuut" oder "Chitler kapuut" drang es also aus ihnen hervor. Unser Begleiter wehrte aber jeglichen Versuch einer handgreiflichen Anrempelei sofort ab. Vom Tross wurden wir alsbald zum Stab weitergeschickt. Unterwegs erhielt jeder von uns sogar 2 Zigaretten ausgehändigt, nachdem man uns zuvor allerdings sämtliche Vorräte an Tabakwaren abgeknüpft hatte.

Der Stab befand sich in einem Bauerngut. Hier wurden wir nochmals nach allen Regeln der Kunst durchfilzt und in einen Schuppen gesperrt. Einzeln beorderte man uns dann zum Verhör. Einer der Verhörenden verfügte über ein paar Deutschkenntnisse und fungierte als Dolmetscher. Wir vermochten indessen nicht mehr mitzuteilen als bei der ersten Aushorchung. Wie ein Keulenschlag traf es mich, als der Wortführer, ein junger Leutnant mit ausgeprägt asiatischen Gesichtszügen, plötzlich Gefallen an meiner Brille fand, sie mir abnahm, spielerisch durch die Luft schlenkerte und sich dann auf die eigene Nase setzte. Er benötige diese, fuhr er mich barsch an, als ich um Rückerstattung bat. Verzweifelt wies ich auf den fehlenden Bügel und die Tatsache hin, dass die Brille doch auch von der Optometrie her ihm kaum zuträglich sein könne - doch ohne jeden Erfolg. Hatte ich nach dem unglücklichen Verlust der stählernen diese private Hornbrille trotz ihres rudimentären Zustandes wie durch ein Wunder noch aus dem Jaroslauer Kessel und den Höllenfeuern dieses und des vorangegangenen Tages bis hierhin retten können, so stand ich nun plötzlich als stark Kurzsichtiger ohne jede Sehhilfe da. Wie sollte ich künftig bestehen können? Ich fühlte mich in diesem Augenblick wie gelähmt und war völlig niedergeschlagen und verzweifelt. Doch blieb nichts anderes übrig, als sich in den Zustand des verminderten optischen Wahrnehmungsvermögens zu schicken. Ich begegnete im Lauf der Gefangenschaft noch manchem Kameraden, dem ähnliches Missgeschick widerfahren war. Etliche Mitgefangene hatten aber wenigstens die gebänderte Gasmaskenbrille noch behalten können. Der Gasmaskenbehälter, in dem sie steckte, war mir jedoch gleich bei der Gefangennahme vom Gürtel gestreift worden. Von nun an nahm ich alles, was um mich herum geschah, nur noch verschwommen, gleichsam wie hinter einem grauen Schleier gelegen, wahr und, je weiter entfernt, um so undeutlicher. Ich kann daher auch nicht ausschließen, dass sich manche sichtbedingte Unschärfe auf die nachfolgenden Schilderungen übertragen hat, wiewohl das Bemühen um eine möglichst objektive Wiedergabe der Geschehnisse davon unberührt geblieben ist.

Uns quälte starker Durst. Am offenen, hygienisch wohl kaum einwandfreien Gehöftsbrunnen durften wir ihn stillen. Ein paar laut lärmende und offensichtlich angetrunkene Mongolen fielen über uns her, bemächtigten sich unseres Schuhwerkes und überließen uns ihre eigenen, völlig ausgelatschten Gehwerk-

zeuge. Wir blieben nicht die einzigen Gefangenen. Die nächsten, die man in unseren Bretterverschlag einschob, waren unsere drei Stoßtruppspitzen: Feldwebel Wedden, Unteroffizier Gewande und Obergefreiter Schrappel. Sie wirkten noch ganz deprimiert. Hatten sie am Morgen der Einkreisung gerade noch entwischen können, waren sie danach doch nicht mehr allzu weit gelangt. Es bestand nun kein Zweifel mehr, dass zu nächtlicher Stunde die deutschen Verbände klammheimlich das Feld geräumt und uns auf unserem Vorposten ohne Nachricht allein gelassen hatten, wobei offen bleiben muss, ob man uns wegen Einnahme einer etwas anderen als der angeordneten Position nicht hatte erreichen können oder ob von uns ein diesbezügliches Signal im Zustand der totalen Übermüdung übersehen worden war. Nicht unwahrscheinlich ist aber auch, dass man uns in der Hektik des Aufbruches ganz schlicht vergessen hatte. Für alle - aus welchen Gründen auch immer - Nicht-Mitgekommenen und Versprengten war es nach dieser Absetzungsaktion kaum noch möglich gewesen, wieder Anschluss an die deutschen Truppen zu finden. Im Laufe des Nachmittages stießen noch ein paar weitere Schicksalsgenossen zu uns, so dass wir nun einen Trupp von etwa 16 Gefangenen bildeten.

Verblüffung löste aus, als ein russisch Uniformierter sich unvermittelt zu uns gesellte und uns in astreinem Deutsch ansprach. Er sei, so sagte er, ein auf sowjetischer Seite kämpfender deutscher Antifaschist und wolle jeden von uns auffordern, sich in die Kampffront gegen Hitler mit einzureihen. Die Vorstellung, dass ein gebürtiger Deutscher es hatte fertigbringen können, mit der Waffe in der Hand gegen das eigene Volk anzukämpfen, ging selbst mir bei allem Groll auf das Hitler-Regime nicht so ohne weiteres ein, geschweige den politisch Naiveren unter uns. Gar seltsam hörte sich in unseren Ohren die von dem Rotarmisten anstelle des Wortes Nationalsozialismus gebrauchte Bezeichnung "Faschismus" an. Sie entlockte uns fast ein Lächeln. Was in aller Welt mochte ihn und seinesgleichen veranlasst haben, dem Nazi-System den Namen der in mancher Hinsicht zwar Vorbild gebenden, im allgemeinen aber harmloseren italienischen Variante überzustülpen? Dass die Kommunisten ihn nur deshalb benutzten, um das für die eigene Sache reklamierte Zauberwort "Sozialismus" nicht entweihen zu lassen, habe ich erst in späterer Zeit begriffen. Dabei kann in Wirklichkeit doch gar nicht geleugnet werden, dass - denken wir nur an Sprüche wie "Gemeinnutz geht vor Eigennutz", "Du bist nichts, dein Volk ist alles" u.a. oder an die ständig verwendeten Begriffe "Partei- und Volksgenosse" - dem Nationalsozialismus sozialistische Grundvorstellungen und -forderungen nicht minder innewohnten als dem Marxismus-Leninismus. Die Unterscheidungsmerkmale, dass letzterer, mit durchdachtem ideologischen Rüstzeug ausgestattet, auf internationaler Ebene das Heil vom gewaltsam herbeigeführten gesellschaftlichen Umsturz erwartete und noch immer erwartet, während die braune Bewegung das Volkszugehörigkeitsgefühl der Menschen hektisch anzufachen und zur alleingültigen Norm zu steigern suchte, mögen nach außen hin zwar noch so gravierend anmuten, sind aber, da in beiden Fällen den Ausgangspunkt nicht der Mensch als Individuum, sondern die wie auch immer verstandene menschliche Sozietät bildet, in letzter Konsequenz nur von sekundärer Natur.

Der wortgewandte Propagandist ließ nichts unversucht, uns vor Augen zu halten, wie schändlich wir von Hitler und seinen Leuten hinters Licht und ins Unglück geführt worden seien und wie verhängnisvoll es sich für das deutsche Volk auswirken müsse, den Krieg noch weiter zu verlängern. Dass an solcher Behauptung schon etwas Richtiges war, konnte in Anbetracht der eingetretenen misslichen persönlichen Lage selbst dem blindseligsten Hakenkreuznachläufer nicht ganz verborgen bleiben. Das auf den ersten Blick höchst verlockende Angebot des Antifa-Mannes, uns wieder hinter die deutschen Linien zu schleusen, wenn wir versprächen, unsere Kameraden zu beschwören, die Waffen niederzulegen und zu den Sowjets überzulaufen, vermochte jedoch keinen von uns zu motivieren. Auch der Obergefreite winkte trotz seines Bekenntnisses, vor 1933 mal dem Kommunistischen Jugendverband angehört zu haben, ab. Ein jeder

von uns fühlte sich von den mörderischen Strapazen der Vortage noch viel zu mitgenommen, um sich auf eine derartige neue Nervenbelastung einzulassen. Besorgte Fragen richteten wir aber an den zu uns Gekommenen, welches Schicksal uns in der Gefangenschaft denn wohl bevorstehen werde. Er malte alles in freundlichsten Farben aus: Wir kämen in ein Arbeitslager. Dort müssten wir zwar anstrengende körperliche Arbeit verrichten, erhielten aber ausreichend zu essen und würden nach Hause entlassen, sobald der Krieg zu Ende sei. Wir vernahmen dies gern, wenn auch mit nicht geringer Skepsis. So auf die Schnelle hätten die Russen überdies ganz bestimmt keinen Frischgefangenen wieder zur Unterminierungstätigkeit hinter die Frontlinie ihrer Gegner geschickt. Gewiss haben sich Vorkommnisse solcher Art ereignet, immer aber erst nach langwieriger Siebung, Eignungs- und Gesinnungsüberprüfung.

Gegen Abend wurden wir wieder dem Tross übergeben, der inzwischen in einem Nadelwäldchen sein Lager aufgeschlagen hatte. Unter den hier stationierten sowjetischen Soldaten befanden sich auch etliche Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts ganz unterschiedlichen Alters. Als "Flintenweiber" pflegte die NS-Agitation solche freiwillige Kämpferinnen zu diffamieren. Nach unserer Beobachtung schienen sie ihren militärischen Auftrag aber als die selbstverständlichste Sache der Welt zu empfinden und keinerlei Sonderrolle für sich zu beanspruchen. Ihre männlichen Kollegen wiederum respektierten sie als völlig gleichberechtigte und gleichwertige Glieder ihrer Kampfgemeinschaft.

Alle russischen Soldaten unabhängig von ihrer Geschlechtszugehörigkeit verhielten sich uns gegenüber nicht nur korrekt, sondern beinahe kameradschaftlich. Sie gaben uns von ihrem Brot, soviel wir begehrten, und reichten uns abgekochte Kartoffeln mit Salz. Sogar einen Trinkbecher voll Rotwein durfte ein jeder sich nehmen. Der Antifa-Propagandist schien wirklich keine Mären verbreitet zu haben. Vor Einbruch der Dunkelheit erhielten wir die Anweisung, Stroh aufzuschütten und uns schlafen zu legen. Selbstverständlich pflanzte sich ein Wachtposten neben uns auf mit Gewehr im Anschlag. Jetzt vernahmen wir nach relativer Ruhe am Tage wieder stärkeres Geschützfeuer von der etliche Kilometer entfernten, aber noch nicht allzu weit entrückten Frontlinie. Wir hörten die fauchenden Abschüsse der Stalinorgeln, die die Sowjetsoldaten voller Stolz "Katjuscha" nannten, doch konnten sie uns nun keine Angst mehr einflößen. Erst jetzt war uns so richtig klar geworden, dass für uns das blutige Treiben ein Ende gefunden hat, mochten uns denn auch noch harte Zeiten des Durchhaltens bevorstehen und das Ende des Krieges und eine friedliche Heimkehr terminlich sich noch nicht genau abzeichnen. Ein Gefühl großer Erleichterung überfiel mich nach all den schrecklichen Erlebnissen der letzten Tage bis noch in den Morgen dieses 28. Juli hinein, und bald sank ich in einen ganz tiefen, festen Schlaf.

Erquickt wachten wir in der Morgenfrühe auf. Die Russen hatten in der Mitte des Biwaks eine primitive Feuerstelle errichtet und darüber einen riesigen Kessel gehängt. Nun schickten sie sich an, die Morgensuppe zuzubereiten. Eimerweise schütteten die einen Wasser in den Kessel, während andere sich am Feuer zu schaffen machten, weitere Kartoffeln und Gemüse heranholten. Wir Gefangenen wurden aufgefordert, uns als Kartoffelschäler zu betätigen. Alles Fertige wanderte in den allmählich zum Brodeln gelangenden Kessel, dazu Unmengen an Hirse, Erbsen, Bohnen, Nudeln, Schmalz und frischem Fleisch. Wir staunten nicht eben wenig über die vielen Dosen mit amerikanischer Aufschrift, deren Inhalt gleichfalls in den Kessel gekippt wurde. Offensichtlich unterstützten die Amis ihre sowjetischen Waffenbrüder nach Kräften. Beim Umrühren des substanzreichen Gemisches musste der Koch mit seiner meterlangen hölzernen Kelle regelrecht Schwerarbeit verrichten. Endlich gab er das Gericht zum Verzehr frei. Auch wir Gefangenen durften von dem gründlich gegarten, äußerst nährstoffhaltigen, zudem höchst schmackhaften Eintopf so viel uns nehmen, wie wir begehrten. Wie mundete uns doch diese üppige Magenzufuhr,

nachdem wir seit Beginn des Fronteinsatzes keine richtiggehende warme Mahlzeit mehr genossen hatten! Als Zukost gab es Hart- wie auch Frischbrot. Es bestand daran kein Mangel.

Nach dieser gründlichen Sättigung erging an uns der Befehl zum Abmarsch in die "Ablieferungsstelle", wo immer diese auch liegen mochte. Großzügig gaben uns die Russen noch ansehnliche Mengen Hartbrot mit auf den Weg. Unsere beiden bewaffneten Begleiter erwiesen sich als ruhige und ausgeglichene Muschiks, die, wie wir es noch bei vielen ihrer Landsleute ganz ähnlich beobachten sollten, es vorzüglich verstanden, ihre freie Hand mit einem Fetzen Zeitungspapier zwischen den Fingern in die machorkagefüllte Seitentasche ihres Wamses zu stippen, um sie wenig später, nun eine relativ wohlgeformte Papirossa in den Fingerkuppen haltend, wieder hervorzuziehen. Das auf eine an Zauberei erinnernde, im Grunde freilich simple Weise entstandene Fabrikat brauchte dann nur noch an die Lippen geführt und mit etwas Speichel befestigt zu werden. Nicht minder geschickt betätigten sie sich, wenn sie sich eine Ladung der ihnen offensichtlich nie ausgehenden Sonnenblumenkerne in den Mund geschoben hatten. Mit Hilfe von Zähnen und Zunge befreiten sie sie von ihrer strohernen Schale. Nach vollzogenem Scheidungsprozess katapultierten sie die Spelzen in hohem Bogen aus spitzem Mundwinkel mal in diese, mal in jene Himmelsrichtung. Die verbleibende Kernmasse wurde sodann genussvoll durchgemampft und schließlich in den Schlund befördert.

Da unseren Bewachern mitnichten im Sinn stand, uns zu drangsalieren, bemühten auch wir uns, ihnen keine unnötigen Scherereien zu bereiten. Ausgeruht von der Nacht und gestärkt vom morgendlichen Schmaus, kostete es uns wenig Mühe, rüstig auszuschreiten. Die Strecke führte nur durch ländliche Gegenden, es schien uns, überwiegend in nördliche, wenn nicht gar nordwestliche Richtung. Über die Mittagszeit verweilten wir des längeren in einem einsam gelegenen Gehöft. Die Bauersleute behandelten sowohl die russischen Bewacher als auch uns Gefangene wie ihre Gäste. Sie gaben allen Brot, Milch und Käse in reicher Fülle. Wodka, Selbstgebranntes und Rotwein gingen allerdings ausschließlich zu Händen der Posten. Diese kippten alle Flüssigkeiten zu einer genialen Mixtur zusammen. Nachdem sie ihre Kehlen damit gründlich durchspült hatten, boten sie den Höllentrank auch uns an. Lediglich Feldwebel Wedden genehmigte sich einen vollen Schluck, doch verzogen sich seine Gesichtszüge allsogleich zu einer zähnebleckenden Grimasse.

Später passierten wir eine belebte Stadt. Hier fielen uns eine Reihe jüngere Männer bis solche mittleren Alters auf, die einen - meiner Erinnerung nach blauen oder blauweißen - Armstreifen trugen. Das seien die Mitglieder der vormaligen Partisanenverbände, meinten Wedden und Gewande. Tatsächlich handelte es sich um Aktivisten und Anhänger der sog. "Armia Krajowa" (Armee im Lande), die sich zu dem vom Londoner Exil aus operierenden General Bor-Komorowski bekannten. Der deutschen Besatzung hatten sie mit ihren Attacken aus dem Hinterhalt viel Unbehagen bereitet. Ihre größte Operation, der Warschauer Aufstand vom 1. August 1944, stand zu diesem Zeitpunkt unmittelbar bevor, wurde dann aber von sowjetischer Seite aus, obwohl die Truppen der Weißrussischen Front unter Marschall Rokossowskij an der Weichsel Gewehr bei Fuß standen, in keiner Weise unterstützt, vielmehr von den deutschen Einheiten bis zum 2. Oktober blutig zusammengeschlagen. In den Augen der sowjetischen Führung war der patriotisch gesonnene Bor-Komorowski ein Reaktionär und Klassenfeind, und seine Mannen galten nicht als Verbündete gegen die Deutschen. Bei unserem Eintreffen in dieser Stadt, wie nachfolgend in weiteren Ortschaften, übten sie noch eine Art Ordnungsfunktion aus. Bald sollten sie aber von den Sowjets völlig eliminiert und ausgeschaltet werden.

Am Nachmittag erreichten wir einen größeren sowjetischen Verband, der sich in einem Komplex verschiedenartiger Gebäude mit Lagerhallen etabliert hatte. Man wies uns in einen zugigen Schuppen. Die hier zu unserer Bewachung abkomman-

dierten Posten benahmen sich reichlich kindisch und schrien sich bei ihrem von ständigem Kichern begleiteten "Hitler kaputt" fast die Kehle aus dem Leib. Trotzdem versuchten wir uns Gehör zu verschaffen und um etwas Essbares zu bitten. Obwohl wir kaum mit Erfolg gerechnet hatten, brachte uns einige Zeit später eine polnische Bauersfrau eine dicke Milchsuppe. Abends, schon bei beginnender Dämmerung, mussten wir einzeln, nachdem man uns zuvor noch einmal gründlich nach Messern und sonstigem gefahrbietenden Tascheninhalt abgeklopft hatte, beim dortigen Kommandanten, einem dem Aussehen nach jüdischen Hauptmann, eintreten und uns erneut vernehmen lassen. Mit angespannt finsterer Miene musterte uns der Offizier, tat uns sonst aber nichts zuleide. Schließlich sahen wir uns alle wieder in dem Schuppenraum vereint. Die Älteren von uns stimmten bei Eintritt der Finsternis einige stimmungsvolle Heimatlieder an. So gut wie in der Nacht zuvor schlief es sich hier aber nicht. Es wurde ziemlich kühl draußen, und durch die Ritzen zog es unangenehm auf den wenig geschützten Körper.

Am Sonntag, 30. Juli, setzten wir in aller Frühe unseren Marsch fort. Nachdem wir einige kleinere Ansiedlungen hinter uns gelassen hatten, überschritten wir einen Fluss, vermutlich den Wislok. Die weitere Strecke führte in mehr oder minder engen Abständen an ihm entlang. Die Sonne erstrahlte an diesem Tag in aller Pracht. In den Dörfern, die wir berührten, begingen die Bewohner, festlich gewandet, den Tag des Herrn in gebührender Feierlichkeit. Menschenansammlungen strömten in die Kirchen hinein bzw. aus ihnen heraus oder umstanden sie. Bei dieser Gelegenheit wurde mir so recht deutlich, wie stark das polnische Volk, anders als unser eigenes, noch christlich geprägt und wie eng es mit der römisch-katholischen Kirche verbunden ist.

Offensichtlich hatten sich die uns begleitenden Bewacher in der Marschrichtung etwas vertan und uns einen Zickzackkurs einschlagen lassen. Gegen Mittag standen wir dann aber doch in der vorgesehenen Ortschaft, einem etwas größeren Dorf mit Schulgebäude. Dieses war von den Russen zur vorläufigen Unterbringung von Gefangenen in Beschlag gelegt worden. Die Einheimischen musterten uns mit Erstaunen. Manche ließen Anzeichen von Mitleid oder Bedauern erkennen. Andere wiederum empfanden Genugtuung über den Anblick entwaffneter und abgeführter deutscher Soldaten. Ein lärmend Daherschreitender, wohl mit etlichen Promille beladen, pöbelte uns an und versetzte, ehe der Posten es verhindern konnte, ausgerechnet mir eine schallende Ohrfeige.

Im Schulgebäude lagerten schon andere Plennys (nach dem Russischen: Woina plenij = Kriegsgefangener). Unser 16 Mann umfassender Trupp erhielt jedoch ein eigenes Klassenzimmer zugewiesen. Es war mit frisch geschnittenen Lindenzweigen ausgelegt und duftete nach dem nun dahindörrenden Laub dieses Baumes. Als sehr lästig empfanden wir die in unheimlicher Anzahl uns umschwärmenden Fliegen. Ein bebrillter Herr, nicht ganz so dörflich aussehend wie die zwei oder drei Personen, die ihn begleiteten, vermutlich der Lehrer dieser Schule, betrat unseren Raum und ließ eine fürchterliche Schimpfkanonade in polnischer Sprache auf uns herniedergehen, die immer wieder in den deutschen Refrain einmündete:

"Eine ganz große Schweinerei ist das!"

Gewiss bezog sich seine Entrüstung auf das unter deutscher Besatzungsherrschaft den Menschen in diesem Land zugefügte Leid.

Am Nachmittag nahm ein Wachtposten zwei Mann von uns mit auf Fechtgang zu den Bauerngütern, um dort etwas Essbares für uns aufzutreiben. Sie brachten gekochte Pellkartoffeln, Sauermilch und Brot mit. Es reichte zu unserer Sättigung. Zur Nachtruhe blieb uns nichts anderes übrig, als uns auf den über den Fußboden hinweg ausgebreiteten Lindenzweigteppich zu betten.

Über den ganzen nächsten Tag hinweg mussten wir weiter in unserem Schulraum ausharren. Erstmals überkam uns ein Gefühl der Langeweile. Unsere Gespräche kreisten um die nun eingetretene allgemeine Lage. Von außen her drang die

Meldung zu uns, die Sowjets hätten an allen Abschnitten der Front, besonders aber hier im San-Weichsel-Dreieck, innerhalb der letzten Tage große Geländegewinne errungen und befänden sich nun im zügigen Vormarsch auf das innerdeutsche Reichsgebiet.Naheliegenderweise grübelten wir aber auch über das ganz persönliche Schicksal nach, das uns als Kriegsgefangenen bevorstehen werde. Der Tatbestand, nun wohl auf längere Sicht hin keinerlei Verbindung mehr mit unseren nächsten Angehörigen zu haben, lastete schwer auf unserer Seele. Zweimal am Tage rückte unter Postenbewachung eine Abordnung von uns ins Dorf, um bei den Bauern um Abgabe von Lebensmitteln zu bitten. Der Ertrag war magerer als tagszuvor. In meinem 1945 niedergelegten Bericht steht lapidar, einige Kameraden hätten Tauschgeschäfte mit der Bevölkerung abgeschlossen. An Einzelheiten kann ich mich heute nicht mehr erinnern, doch mag es so gewesen sein, dass in der Anfangszeit unserer Gefangenschaft einige rein persönliche Habseligkeiten - Eheringe, Lederetuis oder ähnliches - der Beschlagnahme hatten entgehen können und bei dieser sich bietenden Gelegenheit gegen etwas Essbares versetzt worden waren.

Am Dienstag morgen, dem 1. August, vermochte unsere Abordnung beim Bettelgang durch das Dorf nicht den mindesten Erfolg zu erzielen. Die anderen Gruppen waren früher aufgebrochen und hatten uns alles vor der Nase weggeschnappt. Jetzt verspürten wir erstmals wieder ein knurrendes Hungergefühl, zumal auch alle Vorräte an Hartbrot aufgezehrt waren. Erst am späten Vormittag gab es ein paar Kartoffeln und Sauermilch. Unmittelbar danach erfolgte das Zeichen zum Aufbruch. Eigenartigerweise wurden wir nicht mit den anderen Gefangenentrupps vereint, sondern allein in Marsch gesetzt. Unsere beiden neuen Bewacher erwiesen sich als ausgesprochen gutmütige Typen. Sie gewährten uns des öfteren eine Rast und zogen unseren Bewegungsfreiraum nicht allzu eng. Trotzdem bewältigten wir insgesamt eine nicht unbeträchtliche Strecke an Kilometern. Unentwegt ging es unter strahlendem, aber noch erträglich zu nennenden Sommersonnenschein durch Felder, Dörfer, aber auch größere Waldgebiete.

Zu schon vorgerückter Abendstunde hielten wir in einem einsam gelegenen Dorf vor einem schönen, fast herrschaftlichen Gutshof an. Einer der Bewacher schritt hinein, sprach ein Wort mit den Besitzern und gab danach uns Wartenden ein Zeichen, dass wir nachkommen sollten. Es folgten nun ein paar Stunden, die einem Märchenbuch oder einer Idyll-Schilderung Adalbert Stifters entnommen zu sein scheinen und die ich auch heute noch zu den wärmsten und freundlichsten der gesamten Gefangenschaftszeit zählen möchte. Die von einer bunten Kinderschar umschwirrten Bauersleute nahmen uns - Bewacher wie Gefangene - mit offenen Armen und einer Herzlichkeit auf, als feierten sie ein Wiedersehen mit lange Zeit entbehrten guten Freunden. Sofort begann die Frau und einige der Kinder einen mächtigen Berg Kartoffeln zu schälen und auf den Herd zu stellen. Das Angebot unserer Mithilfe wiesen sie höflich, aber bestimmt zurück. Im Gespräch mit uns erwiesen sie sich als aufgeschlossen. Ich weiß heute nicht mehr, wie dieser Austausch funktionierte, ob einer von uns etwas Polnisch verstand und sprechen konnte oder ob die Bauersleute einige deutsche Sprachkenntnisse besaßen. Besonders beeindruckte uns, als sie mitteilten, dass zwei ihrer Verwandten Opfer der SS-Schergen geworden seien. Trotzdem zeigten sie uns, den Volksangehörigen jener schlimmen Personen, gegenüber nicht die geringste Anwandlung von Hass oder Rachegesinnung. Im Gegenteil: Höflich nickend forderten sie uns alle auf, an einer großen Tafel im Wohnraum Platz zu nehmen. Der dampfende Suppentopf wurde in die Mitte gestellt, und wir konnten uns an den mit kräftiger Fleischbrühe und Waldpilzen angereicherten Kartoffelstückchen nach Herzenslust laben. Inzwischen hatten unsere liebenswürdigen Gastgeber uns in einer massiven Scheune ein Strohlager aufgeschüttet. Sie luden die beiden Wachtposten ein, innerhalb des Wohngebäudes in richtigen Betten zu nächtigen. Sichtlich rangen die so ehrenvoll Angesprochenen mit ihrem Gewissen. Dann schlossen wir mit ihnen eine Art feierlicher Übereinkunft. Feldwebel Wedden verpfändete sein Wort darauf, dass keiner

von uns Reißaus nehmen werde. Gewiss, niemals später hätte sich zu solchem Versuch eine günstigere Gelegenheit geboten. Die Aussicht, bei Unkenntnis der Landessprache erfolgreich durchbrechen zu können, war jedoch nur als ganz minimal zu bezeichnen. Zudem verspürte in dieser ersten Gefangenschaftsphase wohl keiner von uns ein ausgesprochenes Bedürfnis, wieder in der deutschen Frontlinie mit der Waffe in der Hand aktiv zu kämpfen. Selbst die vormals hundertprozentig Überzeugten vermochten den Glauben an einen deutschen Endsieg nicht mehr aufrechtzuerhalten.

Als am nächsten Morgen nach erholsamer Nachtruhe unser Posten durch das Scheunentor lugte, atmete er erleichtert auf, dass alle Mann noch beisammen waren. Kinder der Bauersleute reichten uns Seife und Handtücher zu, damit sich ein jeder am Brunnen ordentlich waschen konnte. Alsbald trug eine Magd das Morgenessen auf: Kartoffeln mit saurer Milchsoße, wie hier landesüblich. Dann mussten wir Abschied nehmen von dieser so gastlichen Stätte. Es fiel uns sichtlich schwer.

Dieses in seiner Art überwältigende Gastfreundschaftserlebnis gibt Anlass, einen generellen Blick der Einstellung der polnischen Bevölkerung uns Deutschen gegenüber zuzuwenden. Der Bericht hat bis jetzt recht unterschiedliche Reaktionen zu erkennen gegeben und wird dies auch weiterhin noch tun, so dass ein durchgehend schlüssiges Gesamturteil kaum möglich ist. Soviel aber lässt sich sagen, dass die Polen ein schon in ihrer Hymne ("Noch ist Polen nicht verloren ...") zum Ausdruck kommendes ausgeprägtes Nationalbewusstsein besitzen und naheliegenderweise sehr unglücklich darüber waren, als ihr Staat nach einer über ein Jahrhundert (von 1789-1918) währenden Aufteilung zugunsten der Anrainerstaaten im Zuge des Hitler-Stalin-Paktes 1939 erneut politisch zerschlagen wurde. Bestanden, zieht man das gesamte Land in Betracht, gegenüber uns Deutschen aus historischen Erfahrungen heraus also nicht gerade sehr gewogene Gefühlsregungen, kamen diese in den südlichen Provinzen doch längst nicht so stark zur Geltung. Der österreichischen Kaiserkrone zugesprochen, konnten sie sich als "Königreich Galizien und Lodomerien" zumindest ab 1867 weitreichender Selbstständigkeit und eigenständiger Sprach-, Kultur- und Verwaltungshoheit erfreuen. Von ihrer Zugehörigkeit zum Dachverband der österreichischen Donaumonarchie profitierte diese Region im Grunde mehr als dass sie Schaden nahm. Ein echtes Schreckenserlebnis widerfuhr den Bewohnern erst im Verlauf des 1. Weltkrieges, als russische militärische Einheiten weite Gebietsteile erobert und unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten. Noch 1944 musste dieser Russenschock den Menschen so tief in den Knochen gesteckt haben, dass sie den Abzug der deutschen Besatzungstruppen und das militärische Vordringen der Sowjets mit Unbehagen betrachteten. In erstgenannten erblickten sie ganz offensichtlich noch das geringere Übel. Die auf der Rollbahn vor unserem Eintreffen in Jaroslau gesichteten, gen Westen strebenden Flüchtlingskolonnen entstammten ganz gewiss der ostgalizischen Landeshälfte mit der Hauptstadt Lemberg, die sich die Sowjets ja schon von 1939-1941 unter den Nagel gerissen hatten und nach der Wiedereroberung auch nicht wieder herausrücken sollten.

Über all die erwähnten historischen Bezüge hinaus bleibt die schlichte Feststellung, dass die Tugend, Fremde aufzunehmen, zu beköstigen und zu beherbergen, im polnischen Volk alte Tradition hat, wie in manchen anderen Völkern der östlichen Hemisphäre übrigens auch. Des Eindruckes konnte ich mich fernerhin nicht ganz erwehren, dass unter den Polen die Neigung, ihren Unwillen über die von Deutschland ihrem Staatsgebiet zugefügte Drangsal auf jeden einzelnen Vertreter unserer Nation zu übertragen und ihn das spüren zu lassen, nur in sehr bedingten Maßen bestand, während man auf unserer Seite da doch weit weniger Hemmungen entwickelte, alles pauschalisierend in einen Pott zu werfen. Diese bei unserem Nachbarvolk anzutreffende und anzuerkennende Haltung mochte ihre Wurzel nicht zuletzt in dem von der katholischen Kirche geprägten christlichen Lebens- und Glaubensverständnis breiter Schichten der polnischen Bevölkerung haben.

Doch zurück zum Mittwoch, 2. August. Den ganzen Tag über hieß es: laufen, laufen und nochmals laufen. Leiblich gut gestärkt, bewältigten wir das uns auferlegte Pensum aber ganz wacker. Gegen Abend gerieten wir in eine ziemlich armselige Gegend mit sandigem Boden und karg bewachsenen Feldern. Eine zerfallene Scheune in einem Gehöft, das reichlich schmuddelig anmutete, bestimmten unsere Bewacher zum Nachtquartier. Nur widerstrebend rückte die alte Bauersfrau ein paar Kartoffeln und etwas Milch für die Abendmahlzeit heraus. Alles in allem ein krasser Gegensatz zu unserem vorangegangenen Quartier. Hinzugefügt werden sollte freilich, dass die hiesigen Bewohner ganz offensichtlich zu den ärmsten im Lande gehörten. Die Zubereitung der Mahlzeit blieb uns selbst überlassen. Trotz primitiver Kochstelle und nur eines einzigen brüchigen Behälters bereitete Unteroffizier Gewande ein vortrefflich schmeckendes Kartoffelmus zu. Lediglich hinsichtlich der Quantität ließ es Wünsche offen. Nächtigen mussten wir zusammen mit unseren bewaffneten Begleitern, die den Betten in der Gesindekammer vom Vortag ganz gewiss noch nachtrauerten, auf stinkigem Dachstroh. Es hielt uns allerdings schön warm.

In der Nacht hatte sich der Himmel umzogen. Es schaute ringsum trüb und dunstig aus, als wir am Morgen mit leerem Magen lostrabten. Das letzte Stück Hartbrot verzehrte ich unterwegs. Als mittags ein heftiger Regenschauer niederprasselte, mussten wir eilends in einer am Wege liegenden Scheune Zuflucht suchen. Sie wimmelte voller Flöhe. Wir konnten uns des springenden Ungeziefers kaum erwehren.

Plötzlich stöberte uns in dieser gottverlassenen Gegend eine kleine Garde russischer Offiziere mit ein paar weiblichen Mitgliedern auf. Kein Mensch vermochte herauszufinden, welche Aufgaben sie hier wahrzunehmen hatte. Eine der Frauen, wohl im Range einer Kommissarin stehend und hier das Kommando führend, schwang sich, ihrer Machtfülle bewusst, auf den Kutschersitz eines in der Deele abgestellten Pferdewagens, ließ uns davor antreten und unterzog uns, erstaunlich gut deutsch sprechend, einem Verhör. Im Unterschied zu allen bisherigen Ausforschungen suchte sie uns keine militärischen Details zu entlocken, sondern nach unserer politischen Gesinnung abzuklopfen. Die gestiefelten Beine gespreizt vor sich aufgestemmt, den Oberkörper vorgereckt, mit der rechten Hand lässig den Knauf ihrer Pistole umspielend, während die linke gestisch die gesprochenen Worte begleitete, schossen die Fragen nur so aus ihr heraus, wobei sie, um ihre physische und offensichtlich auch intellektuelle Überlegenheit noch zu unterstreichen, das straff nach hinten gekämmte Haupt herausfordernd in den Nacken warf, die blitzenden Blicke ihrer Augen dem jeweils in die Mangel Genommenen jedoch kein Ausweichen gestatteten. Ich muss gestehen, diese Weibsperson hatte etwas an sich, das uns irritierte. und Unbehagen, ja Furcht einflößte. Mich persönlich ließ sie allerdings ziemlich ungeschoren. Auf die Frage, ob ich der Hitlerjugend angehört habe, antwortete ich wahrheitsgetreu:

"Ja, aber gezwungenermaßen, weil ich sonst nicht die Oberschule hätte besuchen können."

Als ich die Zusatzfrage, welchen "Funktionärsposten" ich da bekleidet hätte, kurz und knapp mit "keinen" beschied, schien sie mich wohl als ein ziemlich armseliges Würstchen einzuschätzen, dem wenig Bedeutung beizumessen sei. Weit stärker reizte es sie, Feldwebel Wedden, schon von seiner ganzen Statur her den von den Nazis so geschätzten nordisch-fälischen Menschentyp verkörpernd, zudem auch noch Träger eines gehobenen militärischen Mannschaftsdienstgrades, zu demütigen. So sehr setzte sie ihm zu, dass er schließlich regelrecht ins Stottern geriet und zuletzt nur noch den einen um Entschuldigung heischenden Satz hervorstammelte:

"Als Soldat konnte ich doch nicht anders, als die mir aufgetragene Pflicht zu erfüllen."

So spontan dieser Trupp bei uns aufgetaucht war, so spontan verschwand er auch wieder und überließ uns unserem Schicksal. Draußen hatte es sich

nach dem Unwetter beträchtlich abgekühlt. Wir setzten unseren Marsch fort. Starker Hunger quälte uns. Mit den aus dem Straßengraben aufgefischten, an sich kaum genießbaren grasgrünen Falläpfeln suchten wir ihn ein wenig einzudämmen. Müde und abgespannt erreichten wir in der Abendstunde die kleine Stadt Majdan. Vom Standort unserer Gefangennahme waren wir bis jetzt also eine gehörige Strecke, luftlinienmäßig lt. Karte gut 60 km, in nordwestliche Richtung vorgedrungen, wobei eingedenk aller Umwege und Schleifen tatsächlich weit mehr Kilometer zu bewältigen gewesen waren.

In Majdan, von dem aus unser vormaliger Mielecer Truppenübungsplatz gar nicht so weit entfernt liegen musste, quirlte es förmlich von russischem Militär. Wie wir vernahmen, sei diese Stadt erst am Vortag von deutschen Truppen zurückerobert, kurz darauf aber vom Iwan erneut eingenommen worden. Verständlich die ringsum noch herrschende Aufgeregtheit. Mehrfach pöbelten uns russische Kolonnen an. Wir marschierten noch ein kleines Stück über die eigentliche Stadt hinaus und erreichten bei Anbruch der Dunkelheit einen von sowjetischen Truppen beschlagnahmten herrschaftlichen Schlosskomplex. Im Büro des Kommandanten lieferten uns unsere freundlichen, zuletzt aber etwas einsilbig gewordenen Bewacher ab und verschwanden im nächtlichen Grau. Wir gelangten alsdann in einen größeren Saal, auf dessen Parkettdiele schon andere deutsche Gefangene lagerten. Sie mussten, damit wir mit unterkommen konnten, etwas zusammenrücken. Dankenswerterweise erhielt jeder von uns noch ein paar Pellkartoffeln und eine Scheibe Hartbrot zugereicht. Ein wenig gestärkt schliefen wir dem neuen Tag entgegen.

Ohne etwas in den Magen bekommen zu haben, wurden wir am nächsten Morgen, dem 4. August, in einer Kolonne zu hundert Mann in Marsch gesetzt. Eine mehrköpfige Wachmannschaft eskortierte unseren Zug. Doch bereits in einem Dorf, das im weitesten Sinne wohl noch zum Majdaner Umfeld gezählt werden konnte, gebot der Anführer Halt. Vor einem größeren Rohbau mussten wir uns im Karree aufstellen. Ein mongolengesichtiger Uniformträger mit Brille auf der Nase, angeblich Arzt, trat in die Mitte und stellte auf Deutsch die Frage:
"Jemand krank?"
Einige meldeten sich, doch erfolgte keinerlei Untersuchung. Mit Fußtritten nachhelfend, beorderte der bärbeißige Medizinalvertreter sie wieder ins Glied zurück. Das noch nicht fertiggestellte, vermutlich als Schule vorgesehene Gebäude hatten die Russen als Vorsammellager für deutsche Kriegsgefangene bestimmt. Dafür musste es allerdings noch zweckentsprechend ausgestattet werden. Russische Soldaten errichteten in aller Eile einen doppelten Stacheldrahtzaun um das Anwesen. Für Aufräumungsarbeiten im Inneren des Bereichs hatten die Gefangenen selbst Sorge zu tragen. Vor allem fehlte noch eine Verbindungstreppe zwischen Erd- und Obergeschoss. Handwerklich Geschickte unter uns hämmerten aus Balken und Brettern eine brauchbare Stiege zusammen.

Vor dem Rohbau, aber noch innerhalb der Umzäumung, befand sich ein Brunnen, dessen Wasser aber nur im abgekochten Zustand genossen werden sollte, da bakterienverseucht. Ein Kochkessel mit Feuerungsstelle erhielt seinen Platz im Freien. Die vorbereitete Grützsuppe siedete bereits zur Mittagszeit, durfte aber erst abends ausgegeben werden. Vor Hunger fühlte ich mich dem Umfallen nahe. Nach gründlicher Leibesvisitation erfolgte hier erstmals eine genaue schriftliche Personalienaufnahme. Dabei mussten wir unsere metallenen Wehrmachts-Erkennungsmarken abgeben, sofern sie uns nicht schon vorher abgenommen worden waren. Nur eine kleine Kelle voll Suppe bekam jeder Gefangene am Abend ausgeschenkt. Auf irgendeine Weise hatte ich es aber fertiggebracht, mir noch eine zweite Portion zu ergattern. Als Unterlage für die Nachtruhe im Obergeschoss des Gebäudes diente mir eine noch nicht eingefügte, mit Beschlägen versehene Holztür. Ihre geriefte Oberfläche erleichterte nicht gerade das Liegen. Anderenfalls hätte ich die Nacht aber auf dem blanken Betonboden zubringen müssen. Manche Kameraden hatten sich Bretter, Papier- oder Jutesäcke als Unterlagen gesichert, doch als hochklassig war nichts davon zu bezeichnen.

Durch die leeren Fensterhöhlen zog es bei windbewegtem Wetter mächtig. In der hochsommerlichen Hitze tagsüber empfanden wir die Zugluft allerdings eher als angenehm denn als lästig.

Eine ganze Woche lang hielt man uns in diesem Vorsammellager bei Majdan fest. Vorbei waren die Tage, in denen wir noch im kleinen, überschaubaren Gefangenentrupp durch das ländliche Galizien marschierten und in denen wir uns noch relativer Bewegungsfreiheit erfreuen konnten. Von nun an gab es nur noch das Lagerdasein, eng umschnürt vom Drahtgeflecht und streng reglementiert von den Anordnungen der Lagerherren. Innerhalb dieser acht Tage wuchs die Zahl der Insassen rasch auf 600 an. Kein Wunder, hier befanden wir uns, wenn auch um ein gehöriges Stück westwärts versetzt, wieder in Frontnähe, und die militärischen Erfolge der sowjetischen Streitkräfte schienen anzuhalten. Im Außen- wie im Innenbereich des unfertigen Schulgebäudes gab es zuletzt kaum noch ein freies Fleckchen. Meine Türplanke musste ich nun noch mit einem anderen Kameraden teilen. Ständig stolperte man über lagernde Menschenkörper. In allen Ecken und Winkeln stieß man auf irgendwelchen Unrat und menschlichen Auswurf. Die hygienischen Verhältnisse waren als katastrophal zu bezeichnen. Erst gegen Ende dieser Zeit entließen uns die Verantwortlichen an einem Tag in einzelnen Schüben aus der Umzäunung und führten uns zu einer fahrbaren Feldentlausungsstelle, wo unsere Klamotten einem Dampfbad unterzogen wurden und wir selbst uns endlich einmal von Kopf bis Fuß waschen konnten, allerdings mit einer scharf nach Fischtran stinkenden, die Haut fast ätzenden Schmierseife.

Die hiesigen russischen Wachmannschaften behandelten uns überwiegend grob und verliehen ihrem Willen oft mit dem Knüppel Nachdruck. Das allgebräuchliche Fluchwort "Jibit twoju match" entsprudelte unaufhörlich ihrem Munde. Frühmorgens fand regelmäßig Zählappell statt. In Zehnerreihen mussten wir vor dem Rohbau antreten und wurden dann nicht nur einmal, sondern wiederholt durchgezählt. Es war fast zum Auswachsen, ehe bei den mit der Zählung Beauftragten alles seine Richtigkeit zu haben schien. Nun kam es täglich ja schon in diesem Vorsammellager zu irgendwelchen Ausfällen. Einige Kameraden erkrankten schwer an Darminfektionen und mussten aus dem Geviert geschafft werden. Wohin bloß, fragten wir uns in banger Ungewissheit. Auch von Todesfällen wurde bereits gemunkelt. Mit eigenen Augen hatte ich solches zwar nicht wahrgenommen, doch erfolgte der Abtransport der Leichen hier wie auch später in der Regel nie vor aller Blicken, sondern stets so unauffällig wie möglich. Nach dem Zählappel rückten wir im Gänsemarsch wieder in das Gebäude ein, wobei jedermann zwei Scheiben Trockenbrot ausgehändigt bekam. Mit dieser kargen Ration galt es für die hier Einsitzenden, bis gegen 17 Uhr vorlieb zu nehmen. Zu diesem Zeitpunkt erfolgte am Kochkessel die Ausgabe der Suppenportion, pro Mann nicht mehr als eine halbe Konservenbüchse voll, zumeist mehr Wasser als andere Ingredienzen enthaltend. Bei streng obwaltender Aufsicht, war es kaum noch möglich, sich eine zusätzliche Mahlzeit zu erschwindeln. Am späten Abend erhielten wir noch einen Trinkbecher mit aus dem verseuchten Brunnen entnommenen, aber abgekochten Wasser verabfolgt. Das war alles, was dem Körper zugeführt werden konnte. Von Tag zu Tag fühlten wir uns matter und hinfälliger. Es bereitete mir schließlich regelrecht Mühe, die Behelfstreppe in das obere Stockwerk zu erklimmen.

In Ruhestunden suchte ich auf meiner mit einem anderen Kameraden geteilten Türplanke manchmal literarische Erquickung aus dem Eichendorff-Bändchen und seelischen Trost aus dem Feldgesangbuch zu schöpfen. Die beiden kleinen Hefte hatten bis dahin noch jede Filzung unbeschadet überstanden. Ich war jedoch keineswegs der Einzige im Lager, bei dem sich neben den drängenden Bedürfnissen des Magens auch noch ein Verlangen nach geistlicher Aufrichtung regte. Ja, ich gelangte in Berührung mit zwei älteren Kameraden, die, anders als ich, Gottes tröstendes Wort nicht nur passiv in sich aufzunehmen, sondern auch aktiv zu verkündigen suchten. Dabei ließen sie eine erstaunliche Glaubens-

gewissheit und Siegessicherheit aus sich strahlen. Diese beiden - der eine aus Ostpreußen, der andere mit Namen Weißflog aus Aue im Erzgebirge stammend - zählten sich den sog. Gemeinschaftschristen zu. So bezeichnet man jene evangelischen Christenmenschen, die ihrer jeweiligen Landeskirche nicht, wie die Angehörigen der verschiedenen Sekten, den Rücken gekehrt haben,sondern sich ihr durchaus zugehörig fühlen, an der im kirchlichen Raum geübten Form der Verkündigung aber noch kein Genüge finden, so dass sie pietistischer Gepflogenheit entsprechend in engeren Andachts- und Gebetskreisen zusätzliche geistliche Aufbauarbeit glauben betreiben zu müssen. Meine im Kirchendienst tätigen Eltern hatten solchen Bestrebungen immer ein wenig mit Reserve gegenübergestanden. In der Tat blieb ja auch schwerlich zu übersehen, dass den Angehörigen solcher Landeskirchlichen Gemeinschaften mitunter mehr Frömmigkeit über die Lippen sprudelte, als sie im tatsächlichen Leben zu praktizieren vermochten. Hier im Majdaner Lager erfüllte es mich jedoch mit ausgesprochener Bewunderung, wie diese beiden gläubigen Kameraden kein Hehl aus ihrer Gesinnung machten, wie sie inmitten aller äußerlichen Misshelligkeiten dazu aufriefen, diese als eine Prüfung Gottes anzunehmen, den Glauben an seinen Heilsweg gleichwohl nicht zu verlieren.

Tiefere politische Deutungen zu geben, empfanden Gemeinschaftschristen im allgemeinen nicht als ihre Aufgabe. So bewerteten sie den Nationalsozialismus und seine verhängnisvollen Auswirkungen ganz schlicht als eine neuzeitliche Form des Abfalles vom rechten Glauben. Nur durch eine entschlossene Rückwendung zu Gott sei Überwindung möglich. Da warteten die Vertreter des Nationalkomitees Freies Deutschland, die gegen Ende der Woche das Lager bei Majdan aufsuchten, um uns politisch umzupolen, naturgemäß mit ganz anderen Thesen auf. Hatte schon kurz nach unserer Gefangennahme, wie geschildert, ein militärisch auf sowjetischer Seite mitkämpfender deutscher Antifaschist bei uns erste Aufklärungsarbeit geleistet, so wurden wir nun mit einer ganzen gegen Hitler-Deutschland gerichteten Organisation und ihren Zielen bekannt gemacht. Die Stamm-Mannschaft dieses Komitees bestand aus deutschen Emigranten, meist Politikern, aber auch einigen Künstlern, die nach Hitlers "Machtergreifung" in der Sowjetunion Zuflucht gesucht hatten. Nach Lage der Dinge waren dies fast durchweg Mitglieder, zumindest aber Sympathisanten der Deutschen Kommunistischen Partei. Zum ersten Mal im Leben vernahm ich hier die Namen: Reichstagsabgeordneter Wilhelm Pieck, Walter Ulbricht, Wilhelm Florin u.a. Den Vorsitz des Komitees führte ein Schriftsteller namens Erich Weinert. Beigetreten war dieser Organisation der "Bund der Offiziere", in sowjetische Gefangenschaft geratene Wehrmachtsangehörige, an der Spitze ein Generaloberst von Seydlitz. Diese Männer hatten in der Gefangenschaft Gelegenheit gefunden, zu erkennen, welch ein verbrecherisches Vabanque-Spiel von Hitler und seinen Mannen betrieben worden war und dass nunmehr alles Erdenkliche unternommen werden müsse, um eine Verlängerung des Krieges zu verhindern. Solcher Gesinnungswandel einstiger deutscher Elitekräfte hatte den eingefleischten emigrierten Kommunisten naheliegenderweise bestens ins Konzept gepasst. Gestützt vom Segen der Kremlherren, erwiesen sie sich als wendig genug, mit den ihnen einst so Fernstehenden nunmehr gemeinsame Sache zu machen und alle erreichbaren Kräfte zum gemeinsamen Kampf gegen Hitler zu mobilisieren. Aufklärungsarbeit in den Kriegsgefangenenlagern und intensive Werbung daselbst für neue Anhänger und Mitstreiter gehörten fortan zu den bevorzugten Aktivitäten. In Massen verteilten sie druckschriftliche Materialien, wie Broschüren, vor allem aber das Presseorgan mit dem Titel "Freies Deutschland". Dass hier betont auf nationale Denk- und Gefühlsregungen angespielt wurde und die Zeitung sich sogar in einer schwarzweißroten Umrandung präsentierte, nahmen die taktisch versierten, ihrer wirklichen Ideologie aber nach wie vor sich verpflichtet wissenden Altkommunisten dabei ganz bewusst in Kauf. Den politisch unerfahrenen deutschen Landsern aber sollte auf diese Weise einsuggeriert werden, wenn sie in der Zeitung beispielsweise die Abbildung vorfanden, wie der Ex-Reichstagsabgeordnete Wilhelm Pieck dem ehem. Oberbefehlshaber

der 6. Deutschen Armee vor Stalingrad, Generalfeldmarschall Paulus, die Bruderhand reichte, dass die Kommunisten durchaus deutsch und national gesonnene, darum aber auch entschlossen darauf gerichtete Menschen seien , Hitler und seinem verhängnisvollen System den Garaus zu machen.

Auf breite Zustimmung stießen die Propagandisten, als sie uns ihre Absicht bekundeten, Briefe an unsere Angehörigen hinter die Frontlinie zu lancieren. Zu diesem Zwecke stellten sie sogar deutsches Feldpostpapier zur Verfügung. Ich schrieb drei Briefe. Keiner von ihnen sollte jedoch sein Bestimmungsziel erreichen. In dieser Hinsicht war uns ohne Zweifel mehr versprochen worden, als gehalten werden konnte.

Am Schluss ihres Vortrages forderten die Vertreter des Nationalkomitees Freies Deutschland - es handelte sich wohl um zwei Zivilpersonen und einen Uniformträger im Offiziersrang - uns Gefangene auf, Fragen zu stellen oder eigene Meinungsäußerungen beizusteuern. Doch nicht alles, was ihnen aus unseren Reihen entgegenschlug, schien ihnen sonderlich zu behagen. Einer der Älteren, von dem es hieß, er sei Schauspieler von Beruf, prangerte mit beredten Worten die miserable Ernährungssituation im Majdaner Lager an. Von den eingelernten Beschwichtigungsfloskeln: "Nachschub kommt schwer nach bei den sich überstürzenden Ereignissen an der Front", "Wenn ihr erst im Stammlager seid, wird alles genau geordnet und geregelt sein, jeder erhält dann seine 600 g Brot täglich" u.a. ließ er sich jedoch nicht aus dem Konzept bringen, sondern konterte:
"Warum hat man uns denn ausgerechnet unmittelbar vor ihrem Auftritt hier eine aus amerikanischen Konserven extra gekochte Erbsensuppe vorsetzen können, während sonst kaum etwas Festes in der Wasserplempe schwimmt?"

Mehrere von den Älteren erhofften, etwas über das Schicksal des zwar radikalen, im Gegensatz zu den Pieck, Ulbricht und Genossen aber weithin bekannten, bis zu einem gewissen Grade sogar geschätzten Kommunistenführers während der Weimarer Republik, Ernst Thälmann, zu erfahren. Die Antwort fiel sichtlich zögernd, ja unsicher aus: Er werde von den Nazis nach wie vor in Haft gehalten. Tatsächlich war den Kreml-Führern um Stalin und vielleicht auch manchem deutschen Genossen die Ausschaltung dieses populären Politikers seinerzeit gar nicht so ungelegen gekommen. Sie hatten jedenfalls wenig genug unternommen, ihm den KZ-Aufenthalt zu ersparen. Zumindest in der Zeit des Hitler-Stalin-Paktes 1939-41 wäre ein Austausch mit Sicherheit zu bewerkstelligen gewesen. Übrigens sollte sich nur wenige Tage nach dieser Anfrage Thälmanns tragisches Ende vollziehen. Er wurde in das berüchtigte Konzentrationslager Buchenwald eingeliefert und dort kurzerhand hingerichtet. Für seinen Tod suchten die Nazis einen alliierten Luftangriff verantwortlich zu machen. Seit diesem zu Recht als verwerflich zu nennenden Vorfall sollte der Name Thälmann plötzlich wieder im gesamten kommunistischen Lager in aller Munde sein, und zwar in hochstilisierter Weise als heldenhafter Märtyrer im Widerstandskampf der deutschen Arbeiterklasse gegen die verbrecherische Nazi-Bande.

Kümmel, Hösel, ich und der Meeraner Günter Clauß - letzterer war zwar auch bei Jaroslau in Gefangenschaft geraten, aber erst hier im Lager bei Majdan zu uns gestoßen - erörterten, über eine Ausgabe der Zeitung "Freies Deutschland" gebeugt, noch eine Weile eingehend das an diesem Tag Vernommene. Besonders Hösel, der mir wegen seiner mitunter recht spitzzüngigen, ja frivolen Redewendungen vordem nicht so sonderlich nahe gestanden hatte, beschäftigte sich intensiv mit der veränderten Sicht der Dinge und zeigte sich bestürzt darüber, wie sehr uns die verantwortlichen Träger des "Dritten Reiches" hinter das Licht geführt hatten. Beim Anblick des etwas weibisch anmutenden Porträts von Erich Weinert aber entfuhr es ihm zweifelnd:
"Das aber soll nun Deutschlands neuer Führer werden?!"
Noch vermochte er sich ein Deutschland ohne markige Führerfigur an der Spitze nicht vorzustellen. Auch hatte er noch nicht die strategische Konzeption der kommunistischen Bewegung durchschaut, mitunter bestimmte Persönlichkeiten

aus taktischen Erwägungen vorzuschieben, die eigentliche Machtposition jedoch auf ganz anderen Schultern ruhen zu lassen. Der beim Nationalkomitee Freies Deutschland als Präsident bezeichnete und rein formell damit an der Spitze stehende Dichter Erich Weinert war so eine Gallionsfigur. Im späteren DDR-Staat sollte er zwar mit einer bestimmten Einflussmöglichkeit auf dem Kultursektor bedacht, nicht aber mit einem verantwortlichen Staatsamt betraut werden.

Wie wir so miteinander sprachen und unsere Gedanken austauschten, drang von der Frontlinie her recht heftiges Geschützfeuer an unser Ohr. Es hörte sich entschieden näher an als an den Vortagen. Sollten am Ende deutsche Kampfeinheiten wieder im Vordringen begriffen sein? Angesichts der bejammernswerten Lage hier hinter Stacheldraht bei kargster Kost und auf engstem Raum zusammengepfercht keimte in uns nun doch wieder so etwas wie Hoffnung auf, unseren Truppen könnte ein entscheidender Durchbruch gelingen und wir wieder befreit werden. Zwar wiesen wir solche Vorstellungen alsbald von selbst wieder als unrealistisch in ihre Schranken, doch ließ sich bei dem anschwellenden Dröhnen der Kanonen ein gewisses verlangendes Aufleuchten zumindest in den Augen Werner Kümmels, des Soldatischsten unter uns, schwerlich übersehen.

6. Sammellager

(Anmarsch, 13.-14. August; Rudnik, 14. Aug. - 23. Sept. 1944)

Vor dem nächsten Wochenende verdichteten sich die Gerüchte, wonach wir aus dem derzeitigen Behelfslager in ein größeres, reguläres Sammellager überführt werden sollten. Am Sonntag, 13. August, bewahrheitete es sich. In der Frühe gab es eine ungewöhnlich gehaltvolle Suppe. Der sich anschließende Zählappell nahm aber fast drei Stunden Zeit in Anspruch. Immer wieder vertaten sich die mit dem Zählen beauftragten einfältigen Wachtsoldaten oder wurden vom Kommandanten zur nochmaligen Überprüfung erneut in Aktion gesetzt. Ehe der Befehl zum Abmarsch erging, klopften die Bewacher jeden einzelnen Gefangenen nach Messern und anderen unerwünschten Gegenständen ab. Endlich öffnete sich das Tor unseres zuletzt fast überquellenden Majdaner Lagers. Die uns begleitenden Posten gehörten, wie sich an den Uniformen erkennen ließ, einer Einheit des Sowjetischen Geheimdienstes NKWD (Narodnyj Komissaria Wnutrennych Djel) an, einer der Gestapo in Deutschland vergleichbaren Organisation, von uns damals noch nach dem Vorgänger GPU benannt. Von der Zwangsvorstellung, jemand von uns könnte Reißaus zu nehmen versuchen, schienen diese Mannen förmlich besessen zu sein. Mit dem ständig antreibenden Ruf "Dawaj, dawaj" auf den Lippen und entsprechend drohenden Gebärden jagten sie unseren etwa 600 Gefangene umfassenden Verband über die arg zerfurchten, mitunter völlig verschlammten polnischen Landstraßen. Den meisten von uns kostete es erhebliche Anstrengungen, den ausgemergelten Körper immer wieder nach vorn zu peitschen. Nur wenige kleine Ortschaften berührten wir. In den Abendstunden führte die Strecke durch ein ausgedehntes morastisches Waldgebiet. Hier steigerte die Begleitmannschaft ihr Drängen. Zuletzt setzte ich nur noch ganz mechanisch einen Fuß vor den anderen ohne jegliches Gespür für das, was sich da tat.

Es war schon fast stockdunkel, als man uns auf einem Dorfanger ganz eng zusammentrieb und kreisförmig mit Posten umstellte. Nun prasselte auch noch ein heftiger Regenguss auf uns hernieder. Wir waren ihm schutzlos preisgegeben. Niemand durfte aufstehen, geschweige sich von der Stelle rühren. In den Nachtstunden regnete es weiter, zudem sank die Temperatur ganz beträchtlich. Vor Kälte und Nässe schlotterten wir am ganzen Leibe. Nachdem man uns beim ersten Tagesschein befohlen hatte, uns vom Boden zu erheben, starrten mich meine Kameraden entgeistert an. "Dein Gesicht ist ja ganz blau angelaufen", stellten sie fest. Bei der Ausgabe der Tagesbrotration mussten wir den Eindruck gewinnen, dass die Begleitmannschaft ein gutes Teil für sich selbst einbehalten hatte. Ich erwischte unglücklicherweise auch noch ein völlig verkohltes, trotz allen Hungers größtenteils nicht verzehrbares Hartbrotstück.

Der Marsch setzte sich fort. Die Sonne stieg und fachte das erstarrte Blut in den Adern wieder ein wenig an. Dennoch konnten viele nicht so zügig voranmarschieren wie geboten. Etliche litten an heftigen Darmattacken und mussten, wie wenig den Begleitern das auch in den Streifen passen mochte, immer wieder im Straßengraben absitzen und sich entleeren. Dann aber hieß es erneut: "Dawaj dawaj, bistree!"

Dass die Marschstrecke nicht mehr, wie vordem bis Majdan, meist der vorrückenden russischen Frontlinie westwärts folgte, sondern jetzt in die entgegengesetzte Richtung, also ostwärts, führte, konnten wir dem Sonnenstand entnehmen. Ursprünglich hatte es geheißen, wir sollten in die Lemberger Gegend, also bis ins östliche Galizien, gebracht werden. Zum Glück bestätigte diese Prognose sich nicht. Nachdem wir in den Mittagsstunden wiederum ein größeres Waldgebiet passiert hatten, unter dessen Schattendach wir die sommerliche Hitze nicht ganz so stark zu spüren bekamen, gelangten wir, nun wohl schon gut 40 km vom Majdaner Lager entfernt, vor die kleine Stadt Rudnik am San. Wir überschritten jedoch nur die Bahnlinie, ohne den Ortskern zu berühren.

Unmittelbar am Rande des Bahngeländes erstreckte sich ein großer militärischer, offensichtlich noch von der deutschen Wehrmacht angelegter Lagerkomplex mit doppelter und hochgeführter Stacheldrahtsicherung. Ein Stück vor der Eingangspforte ertönte der Befehl: "Stoj" (Halt!). Hinter der Drahtumzäunung konnten wir etliche hier bereits einsitzende deutsche Kriegsgefangene erblicken. Wir selbst durften in das Lager allerdings noch nicht einrücken, sondern erhielten eine größere Baracke außerhalb der Umzäunung zugewiesen. Damit wir keine Epidemie ins Lager einschleppten, müssten wir hier erst einmal eine Quarantänezeit durchlaufen, ließ man uns wissen.

Ca. 600 Mann in einer einzigen, wenn auch weiträumigen Baracke - das konnte fürwahr nicht lange gut gehen. Bald gab es ein fürchterliches Gedränge. Die Luft war wie zum Schneiden. Mit Clauß, Hösel und Kümmel hockte ich eng beieinander. Schon vor Abmarsch aus Majdan hatten wir uns gegenseitig versprochen, möglichst gut zusammenzuhalten und darauf zu achten, nicht getrennt zu werden. Auch nach der Abendzählung, zu der wir die Baracke verlassen mussten, gelang es uns, wiederum vier Plätze nebeneinander zu erobern. Unsäglicher Durst quälte uns, doch erhielten wir an diesem Abend weder etwas zu essen noch zu trinken zugereicht. Die Nacht gestaltete sich zu einem einzigen Alptraum. Ich vermag heute nicht mehr zu entscheiden, ob die vorangegangene, unter Regen und Kälte erduldete oder diese, die wir, wie Vieh zusammengepfercht, unter drückender Hitze in der Quarantäne-Baracke zu verbringen gezwungen waren, die schrecklichere gewesen ist. Da die Posten alle Fenster von außen verriegelt und verrammelt hatten, ebenso die Türen, rangen wir verzweifelt nach Luft. Einige gerieten regelrecht in Panik, versuchten die Fenster von innen aufzudrücken, erhielten dafür aber vom Posten kräftige Stöße mit dem Gewehrkolben verabreicht. Bald begannen einige Kameraden, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, sich gegenseitig zu treten und zu rempeln. Das Schlimmste aber war, dass die an Durchfall Erkrankten nicht nach draußen durften, sondern ihre Notdurft nur in einem im Raum aufgestellten Kübel verrichten konnten. Der von dort ausströmende Gestank war unbeschreiblich.

Wir empfanden es geradezu als Erlösung, als am Dienstag morgen, 15. August, die Türen geöffnet und wir zum Zählappell ins Freie beordert wurden. Tief nach Luft schnappend, torkelten wir förmlich aus der finsteren Folterbaracke ans Tageslicht. Nach dem Zählappell empfingen wir eine überraschend gehaltvolle Erbsensuppe, außerdem Hartbrot und Zuckerwürfel. Dadurch kehrte wieder etwas Leben in die verkrampften Glieder. Auch durften wir uns tagsüber weiterhin draußen aufhalten, wenngleich der Bewegungsspielraum um die Baracke sehr eng gezogen war. Unter Durst hatten wir nach wie vor zu leiden. Er dörrte uns fast die Kehle aus. Wasser konnte im Bereich des Lagers nicht entnommen, sondern musste erst von weit außerhalb herbeigeschleppt werden. Ohne vorheriges Abkochen im Kessel erfolgte keine Freigabe der begehrten dreckig-braunen Flüssigkeit. Immer, wenn ein neuer Behälter mit gesiedetem Wasser in unser Geviert eingelassen wurde, erfolgte ein wahnsinniges Drängen und Schieben. Einige der Ranghöheren unter uns versuchten, Ordnung und System in die Sache zu bringen, doch gab kaum noch jemand etwas auf die bisherigen Dienstgrade. Hatte man sich schließlich nach vielen eingesteckten Püffen und Tritten bis zur Ausgabestelle vorgearbeitet, erhielt man nur eine winzige Kelle voll in den Blechbecher eingefüllt. Ganz gleich, ob hastig heruntergepichelt oder langsam Schluck auf Schluck eingesogen, die Durstgefühle meldeten sich unmittelbar danach in alter fordernder Stärke wieder zurück. Zudem brannte die Sonne unbarmherzig vom Himmel. Und längst nicht jeder hatte sich einen Platz im begrenzten Schattenbereich der Baracke ergattern können.

Wie am Vortag gab es abends kein Pardon: Alle Mann mussten wieder in das Innere einrücken. Eine neue Höllennacht stand uns drohend bevor. Nach etwa drei Stunden erlaubte der Posten jedoch das Öffnen eines Fensters. Der Mittwoch verging in gleicher Weise wie der Vortag. Noch eine dritte Nacht mussten wir zusammengepfercht in der sog. Quarantäne-Baracke über uns ergehen lassen.

Der Donnerstag, 17. August, begann mit dem Auftritt eines dem Nationalkomitee Freies Deutschland beigetretenen gefangenen deutschen Offiziers. Was er sagte, klang durchaus einleuchtend. Seine Aufforderung, den Kampf gegen Hitler fortan durch eigene Aktivitäten zu unterstützen, erbrachte etliche Bereitwilligkeitserklärungen aus unseren Reihen, wobei die Hoffnung allerdings kräftig mitschwingen mochte, auf diese Weise eine vorteilhaftere Behandlung für die eigene Person erwirken zu können.

Nach diesem propagandistischen Vorspiel unterzog uns ein russischer Stabsarzt, assistiert von einem in Gefangenschaft befindlichen deutschen Amtskollegen, einer allerdings nur sehr oberflächlichen Gesundheitskontrolle. Jeder, der daraufhin die Lagerpforte passieren durfte, musste sich sogleich in die Aufnahmeliste des Lagers eintragen lassen. Verbunden war mit diesem Akt eine erneute Filzung der wenigen privaten Habseligkeiten, die sich bis dahin noch im Besitz der Plennys gehalten hatten. Mir wurden dabei als letztes Verbliebenes eine kleine Brieftasche mit ein paar Fotos von daheim, das Eichendorffsche Gedichtbändchen und das kleine Feldgesangbuch abgenommen und zu Boden geworfen. Letzteres hob ich nach erfolgter Prozedur ganz verstohlen wieder auf und steckte es zu mir, ohne dass der Posten es unterband. Alsdann überraschte die Lagerführung uns mit einer ausgesprochen gehaltvollen und sättigenden Erbsensuppe. Offenbar bestand hier eine bessere Versorgungslage als zuvor in Majdan. Auch schienen im Lagerbereich einigermaßen geordnete Verhältnisse zu herrschen. Wir wurden in feste Gruppen eingeteilt, deren jeweilige Zahlenstärke mir allerdings nicht mehr in Erinnerung geblieben ist. Jede Gruppe erhielt einen Mitgefangenen, in der Regel einen vormaligen Feldwebel oder Unteroffizier, als internen Vorgesetzten zugeteilt. Dieser hatte für die exakte Durchführung der vom Lagerkommandanten ergangenen Befehle zu sorgen. Als Starschij bezeichneten die Russen solche Funktionsträger. Wir selbst bedienten uns meist des Namens Kapo. Clauß, Hösel, Kümmel und mir gelang es, der gleichen Gruppe zugeteilt zu werden. Unser Starschij, ein aus dem Sudetenland stammender Feldwebel namens Schick, erwies sich als recht umgänglich und kameradschaftlich. Manche seiner Kollegen entwickelten aber gleich wieder alte unerfreuliche preußische Unterbefehlshabermanieren, Töne, die man hier eigentlich nicht mehr zu vernehmen hoffte.

Die Freude über das prächtige Empfangsessen wich purem Entsetzen, als es an das Beziehen der künftigen Wohnbaracken ging. Sie befanden sich noch genau in dem von den Vorbewohnern aus deutscher Zeit hinterlassenem Zustand. Überall lag noch altes Stroh herum, in dem es von Flöhen nur so wimmelte. Mangels Kehrgerätschaften und Desinfektionsmitteln vermochten wir keine durchgreifende Reinigung vorzunehmen. Das lästige Ungeziefer konnte so Ritzen und andere Schlupflöcher genug finden, um sich zu verbergen, zur menschlichen Ruhezeit aber sofort wieder auf den Plan zu treten und ihre armen Opfer nach allen Regeln der Kunst zu piesacken. Wir lernten wohl bald, die Biester zwischen zwei Fingernägeln zu zerknacken, aber häufig waren sie vor solch einem Zugriff längst weggesprungen. Auch kamen wir gegen ihr Massenauftreten mit dieser Methode in keiner Weise an. So verlebten wir wiederum alles andere als eine geruhsame Nacht.

Das anfangs noch relativ spärlich besetzte Sammellager Rudnik wuchs hinsichtlich der Kopfzahl der Insassen innerhalb weniger Tage sprunghaft an. Diese Steigerung wirkte sich nun aber alsbald in negativer Weise auf unsere Beköstigung aus. Die Suppe musste gewaltig mit Wasser gestreckt werden. Unsere Gruppe erhielt den Auftrag, weitere Baracken zu reinigen und bezugsfertig zu machen. Bei dieser Art Arbeit überschlugen wir uns nicht, sondern legten immer mal eine kleine Pause ein. In einer Balkennische entdeckte ich das zurückgebliebene Tagebuch eines deutschen Landsers, Dessen letzte Eintragung lautete: "Flöhe in Massen."

Am Sonnabend, 19. August, erging an unsere Gruppe ein ungleich handfesterer Arbeitsauftrag, der uns sogar aus dem Lagerbereich herausführte. Von einem in der Nähe befindlichen Holzstapelplatz sollten wir Baumstämme von zum Teil gewaltigem Umfang auf einen Lorenzug laden. In unserem körperlich geschwächten Zustand brachten wir dies nur mit äußerster Mühe zuwege. Ein jüngerer Zivilist vermutlich polnischer Nationalität vertrat hier offensichtlich die Werksleitung. Als eigentlicher Antreiber fungierte aber eine Garde russisch sprechender Mitgefangener, sog. Dolmetscher, über deren intrigante Betriebsamkeit an späterer Stelle noch zu berichten sein wird. Mit den unter Torturen beladenen Loren fuhren wir dann in den Rudniker Güterbahnhof ein, wo wir die Stämme von einer Rampe in bereitstehende Güterwaggons abrollen ließen. Danach begann die Fronarbeit von neuem. Ich brach dabei regelrecht zusammen. Alles Schimpfen, Fluchen, ja Schlagen der "Dolmetscher" vermochte mich nicht wieder auf die Beine zu stellen. Über meine Rückkehr ins Lager besteht heute keinerlei Erinnerung mehr.

Schon in den Tagen zuvor hatte sich bei mir ein Schwächezustand bemerkbar gemacht, der weit über die allgemeine Kräfteminderung hinausging. Das lange Stehen bei den regelmäßigen Zählungen früh und abends konnte ich kaum noch durchhalten. Mir drohten die Sinne zu schwinden. Durch Hinkauern suchte ich dem Schwanken Einhalt zu gebieten, doch begann es gleich nach dem Wiederaufrichten von neuem zu drehen. Bei der Abendzählung nach dem geschilderten Arbeitseinsatz am Sonnabend kippte ich gänzlich um und musste flachgelegt werden. Immer stärker verspürte ich nun auch das Rumoren einer Darminfektion in meinem Körper. Am Sonntag, einem sehr heißen Tag, wo wir zusätzliche Pfähle für die Lagerumzäunung einzurammen und weiteren Stacheldraht zu ziehen hatten, verbrachte ich mehr Zeit an der Abortgrube als am Arbeitsplatz. Da keine Besserung in Sicht schien, entschloss ich mich am Montag morgen nach dem Zählappell, mich beim Krankenrevier zu melden.

Im Unterschied zu den Verhältnissen im Behelfslager bei Majdan bstand hier in Rudnik so eine Einrichtung. Nach dem Anhören meiner Beschwerden und kurzer Untersuchung schickte mich der deutsche Stabsarzt nach Baracke 10. Aus zurückgebliebenen stählernen Militärbettgestellen deutscher Provenienz hatte man sie speziell für die an Darmkrankheiten Leidenden hergerichtet, Decken und Stroh dabei aber absichtlich ausgespart. Hier traf ich Kamerad Günter Clauß wieder, der tagszuvor diese Stätte aus gleichen Gründen hatte aufsuchen müssen und dem für zwei Tage nun ganz konsequentes Fasten auferlegt war. Der hier tätige, sich recht menschenfreundlich gebende Sanitäter mit Vornamen Walter, gebürtiger Chemnitzer, erlaubte mir, die Bettstelle neben Clauß zu beziehen. So brauchte sich jeder von uns nicht gleich so total isoliert zu fühlen. Nach der Visite verordnete der Arzt auch mir dieselbe Karenzzeit. Ich nahm es mit ziemlicher Gelassenheit hin, verspürte ich trotz meines stark abgemagerten Aussehens und sonst immerwährenden Hungergefühls jetzt gar keine entsprechende Regung mehr. Möglicherweise litt ich auch unter erhöhter Temperatur. Kein Zweifel, die schon seit den Majdaner Lagertagen grassierende, generell als Ruhr bezeichnete und mit heftigen bis schmerzhaften Durchfällen verbundene Welle der Darminfektionen hatte auch Clauß und mich erfasst. Es gab graduell allerdings unterschiedliche Auswirkungsformen. Manche Kameraden waren so schlimm betroffen, dass ihnen nur noch Schleim und Blut abging und sie sich vor Qualen krümmen mussten. Auch Todesfälle ereigneten sich laufend. Ganz so arg ließ es sich bei Clauß und mir zwar nicht an, doch gab es zu großem Optimismus vorerst noch keinen Anlass.

Die Behandlung bestand hauptsächlich in der Vornahme von Darmspülungen. Letztere verabfolgte unser Sani Walter mit viel Geduld und unter begütigendem Zureden. Dabei wandte er die gleiche simple Einlauftechnik an wie eine Mutter bei ihren erkrankten Kindern: In ein erhöht aufgestelltes bzw. an die Decke gehängtes Gefäß füllte er eine leicht violett gefärbte und auf Körpertemperatur gebrachte desinfizierende Lösung. Der Patient musste sich darunter legen,

stets auf die linke Seite. Dann wurde der Ausflussschlauch des Gefäßes in den After eingeführt, der Verschluss geöffnet, und schon begann es zu rinnen. Bei mir trat zwar nicht auf der Stelle durchgreifende Besserung ein, möglicherweise haben die Spülungen aber doch ein Überhandnehmen der schädlichen Erreger verhindert und die spätere Besserung begünstigt.

Vom 22. August bis 1. September währte mein Aufenthalt in dieser Zone menschlichen Elends. Manche von uns waren kräftemäßig nicht mehr imstande, den Weg zum Kübel zurückzulegen. Ihnen musste auf der Bettstatt ein Schieber untergeschoben werden. Das Stöhnen, mitunter auch Schreien der Schwerkranken nahm kein Ende. Aber auch der eigene Schwächezustand hinterließ sichtbare Spuren. Die Muskeln schwanden nur so dahin. Zwar durfte ich nach den beiden Hungertagen wieder etwas Nahrung zu mir nehmen, doch brachte ich fast nichts herunter. Weitgehend tauschte ich meine Brotration gegen etwas Tee ein; denn mich quälte ein geradezu unbändiges Durstgefühl. Die zweimal am Tage erfolgende Trinkwasserabgabe empfand ich jeweils als Höhepunkte. Als es draußen zur Abwechslung einmal sehr heftig regnete und die Tropfen vom Barackendach nur so herunterperlten, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, sie mit dem blechernen Becher aufzufangen und dann in den Mund zu leiten. Die auf der Hand liegende Gefahr, mich auf diese Weise von neuem zu infizieren, missachtete ich dabei völlig. Würgende Gefühle lösten das mindestens dreimal täglich angeordnete und der Darmentgiftung dienen sollende Kauen und Schlucken von Holzkohle aus. Diese wurde in einem besonderen Schwelbrandverfahren vor der Baracke eigens erst erzeugt. Übrigens durften wir das Brot auch nur im gerösteten, nie im frischen Zustand genießen. Mitunter hatte sich das dem Röstverfahren unterworfene Brot bei zu später Wegnahme von der Platte in Teilen bereits in eine Art Holzkohle verwandelt, so dass es der Einnahme der echten im Grunde gar nicht mehr bedurfte.

Der deutsche ehem. Stabsarzt erschien regelmäßig zur Visite. Er zeigte sich sehr bemüht um die Lazarettinsassen, vermochte aber nicht in dem Maße zu helfen, wie es vielleicht möglich gewesen wäre, wenn wirksamere Medikamente zur Verfügung gestanden hätten. Auch ein russischer Ärztestab stellte sich des öfteren ein. Offensichtlich fürchtete man seitens der Lagerleitung jetzt stark, dass sich die Ruhrepidemie weiter ausbreiten könnte. In der Tat vermehrte sich die Zahl der Einweisungen von Tag zu Tag, und nur wenige der Erkrankten hatten bisher wieder entlassen werden können. Während Günter Clauß nach etlichen Tagen einer Genesungsbaracke überwiesen wurde, lag ich nach wie vor darnieder. Am 26. August bestand letztmalig die Gelegenheit, über das Nationalkomitee Freies Deutschland einen Feldpostbrief an die Angehörigen zu senden. Soweit ich mich zurückerinnern kann, muss ich da ziemlich verworrene Sätze niedergeschrieben haben, doch hat ohnehin keiner meiner den Vertretern dieser Organisation ausgehändigten Briefe seinen Bestimmungsort erreicht. Dass auch gegenteilige Erfahrungen gemacht wurden, wird an späterer Stelle noch zu berichten sein.

Trotz des erheblichen Schwächezustandes überließ ich mich aber nicht der völligen Apathie. Vielmehr gab ich mir immer wieder einen energischen inneren Ruck, appellierte an mich selbst, alles zu tun, um mich nicht hängen zu lassen, sondern wieder auf die Beine zu kommen. Dazu gehörte, mich zu waschen, sobald Wasser zur Verfügung stand, aber auch die matten Glieder immer wieder zu massieren und mich möglichst viel vor der Baracke der Sonne auszusetzen. (Damals schätzte man im Gegensatz zu heute den Einfluss der Sonnenstrahlen auf den Körper noch überwiegend positiv ein.) Vor allem aber versenkte ich mich immer wieder in mein Feldgesangbüchlein und suchte Trost und Aufrichtung aus seinen Zeilen zu schöpfen. Die Worte des 23. Psalm ergriffen mich nachhaltig: "Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele; er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen. Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich."

Als mir eines Tages der freundliche Sani aus einer alten zurückgebliebenen Wehrmachtskonservenbüchse ein paar Löffel Apfelmus verabreicht hatte, fühlte ich erstmals wieder echte Appetitsregungen in mir aufsteigen. Ich wertete dies als gutes Anzeichen, mochte der Darm auch noch immer gestört sein und mich nachts mitunter bis zu 5mal auf den Kübel nötigen.

Bei seinen Durchgängen im Krankenrevier hatte der russische Stabsarzt immer eine besorgte Miene aufgesetzt, doch keine wirksame Gegensteuerung einzuleiten vermocht. Schließlich musste er selbst wegen einer Darminfektion das Bett hüten. Die nun an seiner Stelle fungierende Kollegin erwies sich hingegen als wahres Energiebündel. Sofort ordnete sie an, auf allen Wegen und Begegnungsorten im Lager, insbesondere auf den Latrinen und nicht zuletzt im Krankenrevier, kräftig und regelmäßig Chlor auszusprühen. Unablässig und hartnäckig kontrollierte sie in eigener Person die Befolgung ihres Befehls. Rasch hatte sie sich bei uns den an sich abwertenden, im Grunde aber eher positiv zu verstehenden Beinamen "Chlorhexe" eingehandelt. Mit aller Energie setzte sie bei der Lagerverwaltung als weitere Maßnahme durch, dass außerhalb des eigentlichen Lagerbereiches ein Hospital für die Schwerkranken eingerichtet wird. Am Sonnabend, 2. September, erfolgte die Überführung der ersten Personen aus der Krankenbaracke. Obwohl ich bereits Besserungszeichen erkennen ließ, befand ich mich mit im Kreis der Eingewiesenen.

Ein paar weibliche Personen in weißer Pflegerinnentracht, eskortiert jeweils von einem bewaffneten Bewacher, nahmen die Erkrankten unter den Arm und schritten mit ihnen zu der ganz neu und zweckentsprechend eingerichteten Hospitalbaracke. Nach einiger Zeit des Wartens erfolgte der Einlass. Auch innen walteten nach meiner Erinnerung nur Frauen des Amtes. Ich kam mir ausgesprochen sonderbar vor, als ich von den recht handfest und wenig damenhaft zupackenden Helferinnen in die Mangel genommen, von Kopf bis Fuß gewaschen, abgeschoren und gegen Flöhe und Läuse desinfiziert wurde. Sogar Hand- und Fußnägel bekam ich verschnitten. Als echte Wohltat empfand ich es mit allen übrigen, nach dieser Prozedur in ein frisches Leinenhemd und Unterhose schlüpfen zu dürfen. Jeder Neuankömmling empfing außerdem ein paar leichte Laufschuhe und erhielt eine mit weißen Laken überzogene und mit Decken ausgestattete Liegestelle zugeteilt. Das Mittagessen wurde ans Bett gereicht. Es bestand aus einer dünnen, aber mit kräftiger Fleischbrühe zubereiteten Reissuppe und danach Grießkascha. Beides schmeckte mir ganz ausgezeichnet. Ich verspürte deutliche Besserung in mir und war voller Dankbarkeit für die so günstige Wendung der Verhältnisse, wiewohl ich es noch kaum so ganz zu fassen vermochte.

Auch am Tag danach setzte sich der Aufwärtstrend bei mir fort. Hunger und Appetit nahmen spürbar zu. Die dargereichte Verpflegung stand qualitativ weit über der im Lager ausgegebenen: Dreimal täglich eine sämige und mit einigen Fleischstückchen angereicherte Suppe, dazu jeweils etwas Brot, am Morgen sogar mit einer winzigen Butterbeigabe, mittags mit einem Grießkascha als Nachtisch. Abends stand schwarzer Tee ohne Begrenzung zur Verfügung. Nicht allen Insassen erging es freilich so gut wie mir. Mein Bettnachbar, ein schon älterer Soldat aus Engelsdorf bei Leipzig, war schlimm betroffen. Es ist mir nicht bekannt, ob er die Hospitalbaracke in geheiltem Zustand wieder hat verlassen können. Die "Chlorhexe" untersuchte laufend die Patienten und ließ Blut- und Stuhlproben auf Bakterienbestand hin überprüfen. Es ist mir rätselhaft, weshalb ich an äußere Erscheinung und Gesichtszüge dieser so engagierten und zu bewundernden Ärztin keine rechte Erinnerung zurückbehalten habe, ja nicht einmal mit Angaben über ihr Alter mehr aufwarten kann. Wahrscheinlich entsprach es ihrer Eigenart, bei der angespannten Wirksamkeit das Visier ziemlich herunterzuklappen und keinerlei Gemütsbewegungen durchblicken zu lassen.

Da am Montag, 4. September, für Neueinlieferungen dringend Plätze im Hospital freigemacht werden mussten, bestimmte die Ärztin 13 Patienten, darunter

mich, zur Entlassung. Wir erhielten noch eine Pille verabreicht. Danach hatten wir die Hospitalwäsche gegen Aushändigung unserer alten Sachen wieder abzugeben. Kaum 48 Stunden hatte in meinem Falle die Aufenthaltsdauer an diesem Ort also gewährt, mich in gesundheitlicher Hinsicht aber ein wesentliches Stück wieder nach vorn gebracht. Nach dem Passieren des Lagertores erfolgte erst einmal eine umständliche neue Einschreibeprozedur. Da wir noch immer als Bazillenträger, zumindest als bazillenverdächtige Personen, zu gelten hatten, wurden wir innerhalb des Lagers einer isoliert stehenden Baracke mit der ausdrücklichen Auflage zugewiesen,deren abgezäunten Bereich nicht zu verlassen. Es handelte sich um eine sehr primitive, innen mit roh zugehauenen Holzpritschen ausgestattete und nur spärlichen Lichtzutritt gewährende Unterkunft.

An dieser düsteren, mit dem Hospital in keiner Hinsicht zu vergleichenden Stätte galt es, eine ganze Woche lang auszuharren. Tagsüber hielten wir uns fast immer im Freien auf, meist dem Barackenschatten folgend; denn die Hitzegrade stiegen beträchtlich, und der ersehnte Regen blieb weitgehend aus. Mochte sich abends die Sonne auch verzogen haben, lastete noch immer ein brandiger Geruch über dem ganzen Lager. Gemessen an der Hospitalverpflegung, fiel die hier ausgegebene stark ab. An einigen Tagen gab es zwar eine Art Diätkost in Form einer halben Büchse Reissuppe morgens und 3 Löffel Stampfkartoffeln mittags, meist aber die gleiche minderwertige Wassersuppe mit ein paar Zuckerrübenschnitzeln und anderen Gemüseingredienzen wie sonst im Lager. Mit 300-400 g lag die tägliche Brotration unter derjenigen der normalen Lagerinsassen. Da das im Lager gebackene Brot stets sehr feucht war und hohe Anteile von Maismehl aufwies, durfte es, wie schon erwähnt, in dieser Form nicht an uns Darmerkrankte bzw. von der Erkrankung her noch Anfällige verabfolgt, sondern sollte zuvor erst geröstet werden. Nach diesem Vorgang war es zwar nicht mehr so kluntschig und schmeckte auch nicht ganz so bitter mehr wie im unbehandelten Zustand, doch mussten wir immer davon ausgehen, dass Essensträger und Brotröster sich einen Teil der Ware in die eigenen Taschen gesteckt hatten. Außerdem hinterließen die gerösteten Schnitten ein geringeres Sättigungsgefühl als ein mit Feuchtigkeitsgehalt belassener Brotkanten.

Wenn wir tagsüber untätig im Schatten der Baracke herumsaßen, wurde so manches Zeug zusammengeredet. Vorrangig drehte sich die Unterhaltung allerdings nur um das eine Thema: das Essen. Erbost, verbittert oder resigniert ließ sich ein jeder über die Lagerkost aus, beklagte die plempigen Wassersuppen, das feuchtbittere Maisbrot und die fehlende Butter- und Fleischzuteilung. Viele trauerten dem nach, was sie zuvor ihrer Meinung nach an Gutem beim Barras gehabt hatten, obwohl, wie sie einräumten, auch dort manches zu beanstanden gewesen wäre. Besondere Hass- und Neidgefühle galten den in der Lagerküche beschäftigten und allen sonstigen Personen, die Zugang zu den Lebensmittelbeständen - ob tatsächlich oder nur vermeintlich - hatten. "Die stoßen sich doch alle auf unsere Kosten gesund", hieß es da pauschalisierend. In welch traumverlorene Schwärmerei hingegen geriet der hier hinter Stacheldraht Verbannte, wenn er all der Köstlichkeiten gedachte, die er daheim hatte genießen und wie er sich dort trotz mancher Einschränkungen und Entbehrungen doch stets hatte sattessen können! Das jüngere Menschen für gewöhnlich beherrschende Sex-Thema spielte hier im Lagerdasein allenfalls eine Nebenrolle und bestand vorrangig in sehnsuchtsvoller, teilweise auch prahlerischer Rückerinnerung.

Am Dienstag, 12. September, wies der Gesundheitsdienst mich, da kein Bakterienbefall mehr festzustellen war, in eine sog. Besserungsbaracke. Sie unterschied sich äußerlich kaum von der bisherigen, und auch der Tagesablauf entsprach ganz und gar dem in jener gehabten. Der einzige Unterschied bestand im Fortfall der sog. Diätverpflegung. Jetzt erhielten wir genau die gleiche Kost wie die Gesunden. Für mich eine Novität: die Fischsuppen. Sie boten

etwas mehr Substanz als die üblichen Kapusta-(Kraut-) und Rübenschnitzeleintöpfe. Oft schwammen in ihnen freilich mehr Gräten und Schuppen als eigentliche Fischstücke. Erstere erwiesen sich in der Regel jedoch als so stark zerkocht, dass man sie sich meist mit einzuverleiben pflegte.

Zwei Tage später entließ man mich mit einem ganzen Schwung weiterer Kameraden auch hier. Als Ausgeheilter durfte ich zu meiner alten Gruppe zurückkehren. Günter Hösel und Werner Kümmel freuten sich sichtlich über mein Wiedererscheinen. Erneut fehlte in unserem Viererbund aber Günter Clauß. Er hatte einen ziemlich schlimmen Rückfall erlitten und befand sich nun im Hospital außerhalb des Lagers. Laut ärztlicher Anordnung sollte ich während der ersten drei Tage bei der Truppe noch von jeglichem Arbeitseinsatz befreit bleiben. Da das Rudniker Lager in erster Linie ein Sammel- und kein Arbeitslager war, gab es ohnehin nur sporadische Abberufungen zu irgendwelchen Verrichtungen innerhalb oder außerhalb der Umzäunung. Wenn auch von der Erkrankung faktisch genesen, fühlte ich mich doch noch immer ziemlich schwach auf den Füßen und sah deshalb zu, nicht gerade zu kräftestrapazierender manueller Arbeit herangezogen zu werden. Um Reinigungsdienst in der Baracke konnte ich mich indessen ebensowenig drücken wie um den Auftrag, einen ganzen Tag lang Chlorposten zu stehen. Hierbei musste ich darauf achthaben, dass jeder Ankömmling vor Betreten der Wohnbaracke seine Hände in die Schale mit der Chlorlösung eintunkte. Pflichtverletzer galt es unverzüglich auf ihr Fehlverhalten hinzuweisen, nötigenfalls der Leitung anzuzeigen. Die "Chlorhexe" hielt im ganzen Lager jetzt streng den Daumen auf die strikte Einhaltung ihrer hygienischen Vorschriften.

Das Lager mit der inzwischen weiter gestiegenen Insassenzahl hatte seinen Sicherheitsgürtel gegen Ausbruchversuche in letzter Zeit deutlich verstärkt. Ringsum überragten Wachttürme drohend das ohnehin schon hohe Stacheldrahtgeflecht. Bei Tag und Nacht hielten Bewaffnete von diesen Positionen Ausschau und verständigten sich untereinander durch Zurufe. Den Gefangenen war es bei Strafe untersagt, zu nahe an den Drahtzaun zu treten, geschweige ihn zu berühren. Unweigerlich riskierten sie dabei, eine Schussgarbe verabfolgt zu bekommen. Die Zählappelle morgens und abends dauerten oft eine Ewigkeit. Die ursprünglich als Kapos eingesetzten vormaligen Feldwebel und Unteroffiziere waren ihrer Vertrauensstellung mittlerweile fast durchgängig enthoben und durch Dolmetscher (Perjwodtschiki) oder andere Männer mit russischen Sprachkenntnissen ersetzt worden. Meist handelte es sich dabei um nichtdeutsche Volksangehörige aus dem osteuropäischen Raum: Ungarn, Rumänen, Jugoslawen u.a. Als Lagerführer der Gefangenen fungierte ein noch ziemlich junger, aber hünenhafter Ukrainer. Offensichtlich hatten die Sowjets es als zweckmäßig erachtet, ihre Befehle nicht länger durch Vermittler an nur Deutsch verstehende Kapos ausrichten zu lassen, sondern jene selbst gleich mit der Überwachung der Ausführung zu betrauen. Die Dolmetscher und ihre Genossen wiederum befleißigten sich absoluter Hörigkeit und tyrannisierten ihre deutschen Mitgefangenen, wo sie nur konnten, manchmal unter Mithilfe körperlicher Gewaltmittel. Nicht zuletzt taten sie solches, um zu vertuschen bzw. um wieder wettzumachen, dass sie zuvor auf der verkehrten Frontseite gestanden hatten. Als schlimmster und darum alsbald auch von vielen besonders gehasster Antreiber entpuppte sich der ukrainische Lagerleiter.

Auch eine Reihe ehemaliger deutscher Offiziere befand sich im Lager, jedoch streng abgetrennt von den Mannschaften. Entsprechend den auch bei den Sowjets geltenden Vorschriften erfreuten sie sich generell einer besseren Behandlung als das gewöhnliche Fußvolk. Sie hatten weniger beengte Unterkünfte, erhielten gehaltvolleres Essen und waren nicht genötigt, Arbeitseinsätze zu verrichten. Dafür mussten sie sich aber in verstärktem Maße den von der Siegermacht angestrebten politischen Umschulungsmaßnahmen unterziehen. Außer mit dem Stabsarzt hatten wir bis dahin mit keiner weiteren Person aus dem Offiziersreservat Berührung gehabt. Wir konnten nur manchmal von fern ein paar Blicke

in diesen gesonderten Bereich werfen, meist nicht ohne gewisse Neidgefühle. In der zweiten Septemberhälfte kam es dann aber ganz überraschend zu einer Umwälzung innerhalb des bisherigen Ordnungsgefüges. Der ukrainische Lagerführer verschwand über Nacht von der Bildfläche. Dass er zuvor auf deutscher Seite mit der Waffe gegen das eigene sowjetische "Vaterland" gekämpft hatte, musste ihm nun wohl doch als ein so schwerwiegendes Vergehen angekreidet worden sein, dass man es nicht länger mehr glaubte verantworten zu können, ihn in der bisherigen Vertrauensposition zu belassen. Er wird aller Vermutung nach in der Folge wohl noch schwer zu büßen gehabt haben. An seine Stelle rückte zwar der Dolmetscher Anton, dessen rauhalsige Stimme mir auf die Nerven ging, doch wurde ein Teil seiner Clique ebenfalls ins Glied zurückgepfiffen. Um eine bessere Lagerdisziplin garantiert zu bekommen, bediente die sowjetische Leitung sich fortan einiger auserwählter Vertreter aus der Offiziersbaracke. Allgemein stieß dieser neue Kurs auf breite Zustimmung. Bei allen Vorbehalten, die ich persönlich gegen den preußischen Offiziersstand als solchen in mir trug, empfand auch ich es als wesentlich angenehmer, dass von nun an gebildete, zumindest aber in Führungsaufgaben erprobte deutsche Landsleute und nicht länger ausschließlich die undurchsichtigen, letztlich nur auf den eigenen Vorteil bedachten Vertreter anderer Nationalitäten für Ruhe und Ordnung zu sorgen hatten. Zwar legten sie durchweg darauf Wert, dass die bestehende Schranke zwischen Offiziers- und Mannschaftsstand bewahrt blieb, doch vermieden sie andererseits allzu schrille Kommandotöne und bemühten sich um ein offenes Ohr für die Belange der gewöhnlichen Gefangenen.

Von Hause aus antihitlerisch eingestellt, hatte ich anfangs den Bestrebungen des Nationalkomitees Freies Deutschland überwiegend positive Aufmerksamkeit zugewendet und ernstlich in Erwägung gezogen, mich aktiv an seinen Aktionen zu beteiligen. Wegen meines darniederliegenden Gesundheits- und ständigen Schwächezustandes, aber auch, weil es mit der Zeit zunehmend deutlicher zu Tage getreten war, in welch starkem Ausmaß kommunistische Kräfte diese Bewegung unterwanderten und steuerten, hatten sich solche Regungen inzwischen jedoch sichtlich wieder abgebaut. Auf Grund von Freiwilligen-Meldungen bestand im Rudniker Lager ein sog. Antifa-Korps. Die meisten von uns betrachteten dessen Angehörige mit nicht geringem Misstrauen. Eines Tages hieß es, sie kämen zur weiteren Ausbildung in ein anderes Lager und danach möglicherweise zum Einsatz hinter der deutschen Frontlinie. Da sie ordentlich bekleidet sein sollten, in den Lagerbeständen angeblich aber nicht genügend Sachen vorrätig wären, unterzog eine sowjetische Kommission uns übrige Plennys einer kritischen Durchsicht. Und dabei erwischte es mich. Die Kontrolleure verdonnerten mich, meine Schuhe abzustreifen und sie der Antifa-Mannschaft zu überlassen. Der "Ersatz" bestand aus einem viel zu engen Schuh, während dem anderen die halbe Sohle fehlte. Nun waren uns ja schon einmal kurz nach der Gefangennahme die eigenen Schuhe gegen abgelaufene russische abgenommen worden. Möglicherweise hatte ich bei diesem Handstreich die meinigen am Ende doch noch behalten können und nur meine Kameraden daran glauben müssen, so dass mich das Schicksal erst jetzt ereilte. Ebensogut konnte es sich hierbei aber auch schon um die zweite Beschlagnahme gehandelt haben. Jedenfalls waren meine Sympathien für das Nationalkomitee Freies Deutschland nach dieser Erfahrung auf den Nullpunkt gesunken.

Mit Hösel und Kümmel saß ich viel zusammen. Über den Vierten in unserem Bunde, Günter Clauß, vernahmen wir, wegen Verschlimmerung seines Krankheitszustandes sei er in ein größeres Hospital außerhalb Rudniks eingeliefert worden. Näheres war nicht in Erfahrung zu bringen. Wir sollten unseren an sich so fröhlichen, lebensfrischen, manchmal noch ein wenig kindlich-naiv sich gebenden Kameraden nie wiedersehen.

Ein Mitgefangener wies mich eines Tages darauf hin, dass in einer anderen Baracke allabendlich nach der Zählung ein paar christlich gesonnene Kameraden zu einer gemeinsamen Bibellese zusammenkämen. "Wenn du mit daran teilnehmen möchtest, bist du herzlich eingeladen", fügte er hinzu. Ich sagte ja

und fand mich dann auch tatsächlich zu besagtem Treffen ein. Um nach außen hin nicht den Verdacht einer auf Agitation bedachten feindseligen Zusammenrottung zu erwecken, aber auch, um zur inneren Sammlung eine gegen Störungen gefeite Ruhezelle zu haben, pflegten die Zusammengekommenen sich unter die lange Bettpritsche zu kauern. Es ging hier also ganz ähnlich zu wie innerhalb der ersten Christengemeinde in Rom, wo man sich die Katakomben als Zufluchtsstätte erkoren hatte. Ich traf in diesem Kreis zum Teil auf bekannte Gesichter. So gehörten ihm Kurt Weißflog und sein ostpreußischer Gemeinschaftsbruder an, mit denen ich bereits im Majdaner Lager Berührung gehabt hatte, aber auch der mit mir zusammen in Gefangenschaft geratene angehende katholische Theologiestudent Paul Just aus Bautzen. Unter den für mich Neuen beeindruckte mich besonders ein aus Mainz stammender Unteroffizier namens Hans Meier. Er war von sehr warmherziger, reger, seinen Mitmenschen offen zugewendeter Wesensart. Zudem erwies er sich als ein von seinem Volksschullehrerberuf ganz und gar erfüllter Pädagoge. Als gläubiger Katholik sorgte er für mannigfache Belebung in unserer Gesprächsrunde.

Es hatte sich die Regel herausgebildet, dass zunächst einer aus dem Kreis einen ausgewählten Bibeltext vorlas, sodann seine Gedanken darüber folgen ließ, diese mit einem kurzen Gebet beschloss und danach den anderen Gelegenheit bot, sich aus ihrer Sicht zu dem Vernommenen zu äußern. Ich schätze, dass die Teilnehmerzahl 10-12 bei diesen Zusammenkünften kaum überschritten worden ist. Einmal kam auch ich an die Reihe, einen Abschnitt aus der Bibel zu verlesen und zu deuten. Meine Wahl fiel dabei auf Offb. 2: "Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben". Obwohl einem Pfarrhaus entstammend, war ich in dieser Hinsicht doch kaum eingeübt, nicht zuletzt deshalb, weil auf Grund staatlicher Anordnung der Kirche untersagt war, Jugendliche, die das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet hatten, in Kreisen zusammenzuführen. Solches Privileg genoss ausschließlich die Hitlerjugend. So mag es denn auch ein ziemlich unbeholfenes Gestoppel gewesen sein, das ich bei dieser Gelegenheit vortrug, doch stieß ich bei den Anwesenden durchweg auf Wohlwollen und Entgegenkommen. So verschiedenartig wir jeweils auch veranlagt waren, suchte doch keiner die Auseinandersetzung um ihrer selbst willen oder um den anderen den eigenen Standpunkt aufzuzwingen. Vielmehr ging es allen in erster Linie darum, das Gemeinsame, das Verbindende zu finden und klar herauszustellen. Trennendes wiederum suchte ein jeder dem anderen aus der geschichtlichen Entwicklung heraus erklärbar zu machen. Bei dieser umsichtigen Vorgehensweise wurde bald deutlich, dass es unter dem Strich weit mehr an Zusammenführendem als an Gegensätzlichem gab. Von ihrem geistigen Bildungsstand her hatten in diesem konkreten Fall die katholischen Vertreter ihren evangelischen Mitchristen wohl einiges voraus, doch vermochte in seiner gefestigten inneren Vertrauenshaltung etwa ein Kurt Weißflog auch die Gläubigen der anderen Konfession durchaus zu beeindrucken. Bedenkt man, dass die konfessionelle Spaltung zum damaligen Zeitpunkt noch eine große Rolle spielte, so vollzog sich unter der Pritsche dieser Gefangenenbaracke im Rudniker Kriegsgefangenenlager eine bis dahin völlig ungewohnte, zuvor kaum je praktizierte Form oekumenischer Annäherung. Immer verließ ich jene Zusammenkünfte mit echtem Trost im Herzen. Sie gehören ohne jeden Zweifel zu den wenigen ausgesprochen positiven Erfahrungen meiner gesamten Militär- und Gefangenschaftszeit.

Am Donnerstag, 21. September, erhielten wir während des Frühappells offiziell von dem Kunde, was man sich in den Tagen davor schon von Mund zu Mund zugeraunt hatte: Wir kommen in ein zentrales Sammellager. Bei dem schier endlos langen Appell wurden wir alle noch einmal namentlich verlesen und neuen Einheiten zugewiesen. Ich kam in das 4. Bataillon, leider schroff getrennt von meinen bisherigen Kameraden. So fühlte ich mich denn auch ziemlich verloren. Am Nachmittag wurde ich zufälligerweise in die Küche zum Kartoffelschälen abkommandiert. In der Hoffnung, zu einem zusätzlichen Essen zu gelan-

gen, fand ich mich auch am nächsten Tag wieder an gleicher Stelle ein, wurde aber sofort vom Küchenstammpersonal eiskalt abgeschmettert. Meine Leistung sei völlig unzureichend gewesen, man könne mich hier nicht gebrauchen, hieß es schonungslos. Nun hatte ich in der Tat mit den simplen Schabeblechen ohne Griff, die die für uns verbotenen Messer ersetzen mussten, nur mühsam zu hantieren vermocht. Reichlich niedergeschlagen schlich ich mich zu meiner neuen Einheit zurück. Noch wesentlich deprimierender ging für mich am Nachmittag der Vorstoss bei der sog. Bekleidungskammer aus. Ich bat dort um ein paar andere, wenigstens einigermaßen brauchbare Schuhe für den bevorstehenden Weitermarsch. Mit dem viel zu engen linken Schuh und dem die halbe Sohle fehlenden rechten konnte ich unmöglich auf die lange Marschstrecke gehen. Erst ließ man mich stundenlang warten, ehe der für die Kammer Verantwortliche, ein feister Ungar, erschien. Und dann empfing ich von diesem nichts anderes als einen derben Fußtritt mit der Auflage, mich hier ja nicht noch einmal blicken zu lassen.

In aller Frühe jagten am 23. September hektische Kommandoworte uns aus der Baracke. Als erstes fassten wir die Tagesverpflegung: eine außergewöhnlich dicke Bohnensuppe, 400 g Brot und etwas Zucker. Jeder Plenny hatte es sich zur Regel gemacht, sich nichts für den weiteren Verlauf des Tages zurückzulegen, sondern gleich alles unmittelbar nach dem Empfang zu verzehren. So bekam man wenigstens einmal am Tag das wohltuende Gefühl, gesättigt zu sein. Wie vor dem Abmarsch aus Majdan folgte nun eine Zählprozedur, die an Länge und Intensität weit über das normalerweise übliche Maß hinausging. Nach dem Durchschreiten des Lagertores standen wir im Außenbereich noch geraume Zeit auf der Stelle, bis uns die Wachmannschaft abermals von allen Seiten umschwärmte und noch x-mal durchzählte. Endlich erscholl der Ruf: "Maaarsch!", und der ca. 1400 Mann umfassende Gefangenenzug setzte sich in Bewegung.

7. Zwischenlager

(Anmarsch, 23.-25. Sept.; Przemysl, 25. Sept. - 7. Okt. 1944)

Dass die etwa 90 km entfernt liegende Stadt Przemysl, umkämpfter Schlachtort im 1. Weltkrieg, Ziel unseres Marsches werden sollte, war rasch in unseren Reihen durchgesickert, möglicherweise aber auch ganz offiziell bekannt gegeben worden. Jedenfalls wussten wir von Anbeginn her, dass eine gehörige Laufstrecke zu bewältigen sein werde. Schon nach etwa zwei Kilometern musste ich erkennen, mit meinem miserablen Schuhwerk nicht in erforderlicher Weise vom Fleck zu kommen. Der linke Fuß schmerzte bei jedem Schritt, vom rechten lockerte sich fortwährend der als Sohlenersatz umgewundene Lappen. So blieb mir nichts anderes übrig, als barfüßig den Marsch fortzusetzen und die Schuhkrüppel über die Schultern zu hängen. Ich war nicht der einzige Barfußgeher. Auch andere erachteten diese Fortbewegungsart für zweckmäßiger. Allerdings fehlte mir jegliche Einübung in dieser Hinsicht und entsprechende Abhärtung. Wo der Weg sich als lehmig und aufgeweicht erwies, ließ sich die Sache ja noch leidlich angehen, auf hartem kiesigen Belag aber piekte es abscheulich in die zarten Hautpartien.

In Sechserreihen zogen wir zunächst durch das Städtchen Rudnik, von dem ich bis dahin außer dem Lager und dem Bahngelände noch nichts zu Gesicht bekommen hatte. 3200 Einwohner werden ihm heute zugerechnet. Große Korbflechtereibetriebe seien hier seit je ansässig, berichtet ein Reiseführer. Von damals her kann ich mich freilich an keine Besonderheiten mehr erinnern. Nur das für die kleine Ortschaft ziemlich klotzige Kirchengebäude war mir aufgefallen. Die Witterung mutete schon recht herbstlich an. Morgens lichtete sich der Nebel nur zögernd. Im weiteren Tagesverlauf strich ein frischer Windzug über die abgeernteten Felder. Mehrfach führte der Weg durch dunkle Waldzonen, wobei die Wachmannschaft mit vorgehängten Gewehren bzw. Maschinenpistolen jeweils besonders aufmerksam unseren Zug umkreiste. Spät abends erst ertönte das Halte-Kommando. Wir schwenkten auf den Anger eines unscheinbaren Dorfes ein und bekamen hier zu unserer großen Freude von der vorausgefahrenen Feldküche noch einen Schlag warmer Suppe verabreicht. In der Nacht breitete sich aber empfindliche Kälte aus. Ohne Mantel und ohne Schutz einer Decke froren wir wie junge Hunde. Versuchten wir, durch Umschlagen mit den Armen, durch Kniebeugen oder andere Körperbewegungen uns ein wenig Erwärmung zu verschaffen, unterbanden dies sofort die Posten mit harten Püffen.

Sobald vom Osten her der neue Tag graute, befahl man uns anzutreten und die Lebensmittelration zu fassen. Dabei erhob sich große Unzufriedenheit zwischen den einzelnen Zügen. Die Brotportionen, die dem ersten Zug ausgehändigt worden waren, seien größer gewesen als die den anderen zugewiesenen, monierte man. Die ausgeteilte Erbsensuppe zeigte zwar beachtliche Konsistenz, ließ aber in rein quantitativer Hinsicht alle Wünsche offen. Tagsüber herrschte, wie am Vortag, ziemliche Frische, für das Marschieren allerdings vorteilhafter als wenn glühende Sonnenhitze auf uns niedergedrückt hätte. Ich unternahm noch einmal den Versuch, mit den Schuhen zu gehen, musste ihn alsbald aber wieder aufgeben. Das Barfußwandeln malträtierte bei der überwiegend steinigen Strecke die Füße allerdings mehr und mehr. Dem vorgegebenen Tempo vermochte ich nur mit äußerster Mühe zu folgen. Bald packte mich blanke Verzweiflung. Tränen traten mir in die Augen, und ich jammerte, gewiss nicht zum Ergötzen der Mitmarschierer, laut und ungezügelt vor mich hin. Eingedenk der im Bibelkreis empfangenen Zurüstung raffte ich mich dann aber doch wieder auf. Die tröstende Verheißung aus dem 8. Kapitel des Römerbriefes: Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen" trat vor meinen inneren Blick. Danach ließ ich weitgehend ab von meiner Lamentiererei.

Wir marschierten stetig den San entlang aufwärts, mal dem Fluss näher, mal ein Stück weiter von ihm entfernt, ihn jedoch nie überschreitend. Dabei

dürften wir - vermutlich schon am ersten Tag - durch die mit architektonischen Sehenswürdigkeiten reich ausgestattete Stadt Lezajsk gekommen sein, doch erwähnt dies weder der Bericht aus dem Jahr 1945 noch vermag ich mich nachträglich an diese Ortsbegegnung zu erinnern, wie überhaupt nur in ganz schwachem Maße Eindrücke an Landschaften und Orte haften geblieben sind. Offensichtlich war ich bei der bestehenden läuferischen Behinderung viel zu intensiv damit befasst, nicht den Anschluss an die anderen zu verlieren und mit den ungeschützen Füßen nicht fortwährend an steinige Hindernisse zu stoßen, um meine Blicke oft und mit Interesse in das umliegende Gefilde schweifen zu lassen. Dass ich bei fehlender Sehhilfe ohnehin alles nur in verschwommenem Zustand optisch aufzunehmen vermochte, kam noch erschwerend hinzu. Als wir uns am Nachmittag des 24. September der Stadt Jaroslau näherten, wandte sich aber auch meine Aufmerksamkeit stärker der Außenwelt zu. Das vor der Stadt gelegene Dorf A, bei dem sich während des Kampfeinsatzes unsere Ausgangsstellung befunden hatte, ließ sich zweifelsfrei wiedererkennen. In Jaroslau selbst gemahnten überall Trümmer und verkohlte Häuserruinen an die hitzigen Julitage. Die Russen ließen uns absichtlich nicht auf direktem Wege, sondern kreuz und quer durch die innere Stadtzone marschieren, um möglichst viele Bewohner triumphierend auf ihren großen Kriegserfolg hinzuweisen. Ihre Absicht ging jedoch allenfalls nur zum Teil auf. Zwar gab es Bürger, die schlechte Erfahrungen mit der deutschen Besatzung gemacht hatten und nun Genugtuung darüber empfanden, wie über tausend deutsche Soldaten entwaffnet und gefangen gen Osten marschieren mussten, doch zeigten nicht wenige der Passanten bei unserem Anblick einen betroffenen Gesichtsausdruck und bezeugten Mitleid. Einige von ihnen warfen uns sogar ein paar Lebensmittel zu, um die sich aber sogleich eine unwürdige Balgerei entfesselte, so dass die Bewacher allen Anlass hatten, mit dem Knüppel dazwischenzufahren.

Hinter Jaroslau setzte sich unser Marsch auf der großen Fernverkehrsstraße Krakau - Przemysl - Lemberg fort. Sie war von den Deutschen zur breiten Rollbahn für Militär- und Versorgungsfahrzeuge ausgebaut worden. Auf dem asphaltierten Belag kam meinen Füßen das Gehen an und für sich zwar weniger hart an als auf den Strecken zuvor, doch vermochte ich sie vor Müdigkeit und Überanstrengung kaum mehr recht nach vorn zu setzen. Vielen anderen erging es aber ganz ähnlich. Als unsere Anführer befahlen, ein Lied anzustimmen, empfanden wir das als Verhöhnung. Das "Ein Heller und ein Batzen ..." erstarb denn auch sehr bald auf unseren Lippen. Endlich durften wir an einem abgeernteten Zuckerrübenfeld zu kurzer Rast anhalten. Wie die Tiere wühlten einige von uns nach ein paar stehengebliebenen Wurzeln, um sie sich mit Haut und Haar in den Mund zu stopfen. Nach dieser Unterbrechung kostete es äußerste Mühe, wieder in die Gänge zu kommen. Trotzdem ließen wir einen Kilometerstein nach dem anderen hinter uns. Um die Nacht zu verbringen, bogen wir von der Rollbahn zu einer großen Wiese ab. Sonntäglich bekleidete Bewohner vom nahen Dorf, möglicherweise Radymno, stellten sich ein und versuchten, uns etwas Essbares zuzustecken. Die sowjetischen Bewacher, wohl noch voller Ärger über entsprechende Sympathiebezeugungen in Jaroslau, unterbanden solches Bemühen aber auf der Stelle mit entsprechend harschen Drohgebärden. Nach Verabreichung der Abendsuppe trieben sie uns ganz eng zusammen. Die folgenden Stunden warteten mit empfindlicher Kühle auf, doch schlief ich infolge völliger Erschöpfung wesentlich besser als in der Nacht zuvor.

Nur noch 17 km waren wir von unserem Ziel Przemysl entfernt, als wir am Morgen des 25. September nach Ausgabe der Frühsuppe und der Tagesbrotration wieder die Rollbahn unter die Füße nahmen. Auch tagsüber blieb es bei bedecktem Himmel ziemlich frisch. Später begann es sogar zu sprenkeln. Schon mittags erreichten wir die letzte Höhenkuppe vor Przemysl. Sie gewährte trotz trüber Witterung eine großartige Aussicht. Vor uns lag zu beiden Seiten des Sans die Stadt, dahinter erstreckten sich die Ausläufer der Karpathen. Selbst meinem mangelhaften Sehvermögen entging die Schönheit dieses Anblickes nicht.

Nach einer Volkszählung des Jahres 1986 wohnen jetzt 68000 Einwohner in Przemysl, 1944 dürften es gut 50000 aber auch schon gewesen sein. 1772 war dieser katholische Bischofssitz an Österreich gefallen und von den Habsburgern mit einer Garnison bestückt worden. Viele barocke Kirchenbauten, Bürgerhäuser und Amtsgebäude der franzisko-josephinischen Zeitepoche prägen noch heute das Stadtbild. Nach dem 1. Weltkrieg erlangte der neu- bzw. wiederbegründete Staat Polen hier die Hoheitsrechte. Im Zuge des Hitler-Stalin-Paktes vom Jahre 1939 fiel der rechts des Sans gelegene Stadtteil Przemysls an die Sowjets, wurde aber nach dem deutschen Einmarsch im Sommer 1941 dem sog. Generalgouvernement mit einverleibt. Heute gehört die Stadt in Gänze wieder zum polnischen Staat. Die Grenze zur Ukraine verläuft allerdings in unmittelbarer Nähe östlich von ihr. Bevölkerungsmäßig besteht ein starkes Mischungsverhältnis zwischen Polen und ukrainestämmigen Ruthenen. Von den einst die Stadt mit beherrschenden Juden hatten unter der Hitlerherrschaft viele den Weg in die Konzentrationslager antreten müssen. Wie in Jaroslau, ließen uns auch in Przemysl unsere Bewacher durch nahezu sämtliche Straßen der Innenstadt aufmarschieren, um der Bevölkerung den Triumph über Hitler und seine verhasste Streitmacht nach allen Seiten sichtbar kundzutun. Es kam hier aber weder zu nennenswerten Abscheu- noch Sympathiebezeugungen seitens der Bewohner.

Allzu viele Eindrücke vom Antlitz dieser beachtenswerten galizischen Stadt habe ich nicht im Gedächtnis behalten. Zwar weiß ich noch, an einigen prunkvollen Kirchengebäuden vorbeigekommen und durch etliche Straßen mit hohen fassadeverzierten, typisch städtischen Bürgerhäusern geschritten zu sein, doch musste der hier und da aus den geöffneten Fenstern strömende Duft von Bratkartoffeln und anderen Küchenherd-Produkten die Sinne entschieden stärker gereizt und sich nachhaltiger im Erinnerungskästchen festgesetzt haben als der dem Auge dargebotene architektonische Formenreichtum. Ganz so starke Zerstörungen durch Kriegshandlungen wie Jaroslau schien Przemysl nicht zugefügt worden zu sein. Allerdings mussten wir, um über den San vom westlichen in den östlichen Stadtteil zu gelangen, eine Behelfsbrücke passieren. Die Träger des eigentlichen Überganges ragten geborsten aus dem Wasser.

Das uns bestimmte zentrale Sammellager befand sich auf einer Anhöhe am Rande des östlichen Stadtteils. Der ganze dortige Gebäudekomplex wirkte ausgesprochen bastionsartig und entstammte ganz gewiss noch der alten österreichischen Festungskonzeption. In den Lagertrakt erhielten wir zunächst noch keinen Einlass. Vielmehr mussten wir auf einem großen Vorplatz Aufstellung nehmen. Viel Zeit verstrich, bis die Namen aller 1400 Mann verlesen worden waren und jeder heraustreten konnte. Notierungen und Wiedergabe etlicher Familiennamen erwiesen sich als fehlerhaft und erzwangen zusätzlichen Verzug. Unglücklicherweise fing es während dieser ganzen Abwicklung auch noch heftig zu regnen an, so dass uns bar jeglichen Regenschutzes das Zeug bald klatschnass auf der Haut klebte. Ich weiß heute nicht mehr anzugeben, was mit denen geschehen war, die auf Grund ihres schlechten körperlichen Zustandes die ca. 90 km lange Marschstrecke nicht oder nur zum Teil hatten bewältigen können, ob sie in einem Begleitfahrzeug Aufnahme gefunden hatten und hier auf dem Appellplatz nun wieder mit in unseren Reihen standen oder ob sie unterwegs in ein Lazarett hatten eingeliefert werden müssen. Die Quote der an Durchfall Erkrankten erreichte jedoch keinesfalls die Höhe derjenigen des Marsches von Majdan nach Rudnik, als starke sommerliche Hitze geherrscht hatte.

Aber auch hier ließ man vor Einlass in den engeren Lagerbereich Vorsorge walten. Kolonnenweise wurden wir nämlich erst einmal in eine große Steinbaracke beordert. Dort hockten wir eng aneinander gequetscht auf Pritschen und sahen mit stumpfem Blick unserem weiteren Schicksal entgegen. Die Ausdünstungen der total durchnässten Sachen verursachten eine Luft wie zum Schneiden. Etwa um Mitternacht erging an unsere Kolonne die Aufforderung zu folgen. Im Stockfinsteren tappten wir zu einem Gebäude, das sich als Entlausungsanstalt entpuppte. Hier mussten wir alles, was wir am Leib trugen, ablegen

und uns in den Brauseraum begeben. Trotz des ungewöhnlichen Zeitpunktes empfand ein jeder es schon als Wohltat, sich von Kopf bis Fuß endlich mal wieder abduschen zu können. Chaotisch ging es jedoch zu, als unsere Sachen aus dem Erhitzungsraum zurückkamen. Da hub ein wildes Gegrapsche an, und mancher nahm dabei an sich, was ihm vordem gar nicht gehört hatte. Wohl fand ich die wichtigsten Stücke wieder, musste zwei noch von daheim stammende Taschentücher, Socken, Fußlappen und den letzten Bleistiftstummel am Ende aber verloren geben. Danach fühlte ich mich ziemlich deprimiert, traf am Ausgang aber auf einige gute Bekannte vom Rudniker Lager. Ich schloss mich ihnen an und gelangte auf diese Weise auch in die gleiche Baracke wie sie. Vor dem Eintritt erhielt ein jeder eine Büchse mit heißem Tee und 300 g Brot ausgehändigt. Der Trank wärmte den übernächtigten Körper von innen her wieder auf, und das Brot verzehrte ich mit höchstem Genusse. Dann streckten wir uns auf eine Pritsche nieder. Noch herrschte absolute Dunkelheit, und keiner wusste so recht, wo wir uns eigentlich jetzt befanden.

Nach wenigen Stunden gestattete das Licht des neuen Tages erste Sichtorientierung. Als Baracken im eigentlichen Sinne konnte man unsere Unterkünfte hier kaum bezeichnen. Es handelte sich vielmehr um regelrechte Steingebäude, wenn auch eng beieinander stehend. Einstmals mussten sie den Militärpferden als Stallungen gedient haben. Als ganz überraschend eine Stimme rief, wer ohne Schuhwerk sei, solle sich zur Ausgabe von Strohstiefeln melden, schaltete ich unverzüglich und erhielt dann auch prompt ein paar riesige Stulpen zugereicht. Wie lange ich sie benutzen durfte und konnte, ist mir leider wieder entfallen. Eine allzu ausgedehnte Lebensspanne dürfte ihnen allerdings nicht beschieden gewesen sein. Die Folge dieser an sich zwar sehr erfreulichen Beschaffungsmaßnahme war freilich, dass ich beim mittlerweile begonnenen Zählappell nicht wieder zu den kurz zuvor gerade wiedergefundenen Kameraden stieß, sondern mich an einer ganz anderen Stelle mit einreihen musste. Im Zuge der zugleich erfolgenden neuen Gruppeneinteilung der Gefangenen wurde ich der 11. Kompanie des 3. Bataillons zugewiesen. Diese Einheit sollte Baracke Nr. 12 als Schlaf- und Unterkunftsdomizil beziehen. Hier waren mir sämtliche Kameraden zunächst völlig fremd.

Dass die Gliederung nach Bezeichnungen des deutschen militärischen Vokabulars erfolgte, mag eigenartig anmuten, erklärt sich aber aus dem Umstand, dass das zentrale Sammellager Przemysl selbstverständlich zwar der Oberleitung eines sowjetischen Natschalniks und weiterer Zuordnungskräfte der Roten Armee einschließlich Wachpersonal unterstand, hinsichtlich der internen Organisation aber dem Nationalkomitee Freies Deutschland anvertraut worden war. Wie in Rudnik, wohnte auch hier das Offizierskorps gesondert, nahm aber von vornherein aktive Verantwortungsfunktionen wahr. Eine Hundertschaft Gefangener bildete jeweils eine Kompanie, fünf Kompanien ergaben jeweils ein Bataillon. Nach weiteren Zugängen umfasste das Lager zum Schluss 4 Bataillone mit insgesamt 2 000 Kriegsgefangenen. Als Kompanieführer walteten Leutnante und Oberleutnante des Amtes, wobei sie die praktische Kommandogewalt vielfach den höheren Chargen des Mannschaftsstandes (vom Feldwebel-Rang aufwärts) überließen. Anders als sie selbst, wohnten Letztgenannte ja mit bei den Mannschaften. Die Posten der Bataillonsführer lagen in Händen von Hauptmännern. Der noch darüberstehende Lagerälteste bekleidete m.W. den Rang eines Majors oder gar Oberstleutnants. Wie in alten Zeiten galt es jetzt wieder als Pflicht, die noch ihre Felduniformen und Rangzeichen tragenden deutschen Offiziere mit Ehrenbezeigungen zu grüßen.

Die starke Einflussnahme des Bundes der Offiziere im Nationalkomitee Freies Deutschland auf das Innenleben des Lagers wurde gleich am Mittag des Tages nach unserer Ankunft so recht deutlich, als wir alle wieder auf dem Zählplatz antreten mussten, um uns eine Ansprache des Vizepräsidenten dieser Organisation, Oberst und Ritterkreuzträger Luitpold Steidle, anzuhören. Dieser, ein gebürtiger Bayer, der später in der DDR als Ost-CDU-Vertreter zu einigen

Ehren aufsteigen und u.a. das Amt des Bürgermeisters der Goethe-Stadt Weimar bekleiden sollte, verstand es, einen aufrüttelnden Ton anzuschlagen und zumindest mit der Feststellung auf Zustimmung der meisten von uns zu stoßen, dass Hitler mit seinen wahnversessenen Kriegsvorhaben Verrat am deutschen Volk begangen habe und dass es bei der völligen Aussichtslosigkeit schlechthin unverantwortlich sei, den Krieg auch nur einen Tag noch fortzuführen. Wenn wir bald wieder nach Hause in ein von der nationalsozialistischen Herrschaft befreites Deutschland kommen wollten, sollten wir uns solidarisch mit den Bestrebungen des Nationalkomitees erklären und es nach Kräften unterstützen. Steidle erhielt viel Beifall, doch veränderte sich ansonsten kaum etwas. Nach der Rückkehr in die Baracken setzte sich die Einförmigkeit des Lagerdaseins fort.

Das zentrale Sammellager Przemysl war ganz offenkundig nur als Zwischen- nicht als Endstation für uns Gefangene bestimmt. Es hatte trotz höherer Insassenzahl eine wesentlich geringere Ausdehnungsfläche als das Rudniker Lager, und es bestand so gut wie keine Geh- und Bewegungsmöglichkeit. Anstelle der Rudniker Holzbaracken fanden sich hier ausschließlich massive Steinbauten vor. Alles Erforderliche war vorhanden und stand eng beieinander: Unterkünfte, Küche, Bäckerei, Bade- und Entlausungsanstalt, Bekleidungskammer und sogar eine eigene Schmiedewerkstatt. Hohe Festungsmauern versperrten den Ausblick ins Freie. Arbeitseinsätze außerhalb des Lagers gab es m.W. gar nicht. Im Innenbereich wurde ich nur ein einziges Mal zu einer Dienstleistungstätigkeit herangezogen.

Wie immer man auch zu der Tatsache stehen mochte, dass hier in Przemysl deutsche Offiziere das interne Sagen hatten, so wenig ließ sich abstreiten, dass hinsichtlich Organisation und Disziplin kein anderes Lager es mit Przemysl aufnehmen konnte. Die Verpflegung erwies sich als erstaunlich konstant. Früh gab es einen eigenartigen Mischtrank, halb Tee, halb Malzkaffee, dazu die Tagesbrotration von 600 g, stets sorgsam abgewogen. Bestand sie nicht aus einem ganzen Endkanten oder Mittelstück, sondern aus mehreren Verschnittteilen, waren diese mittels Holzspänchen zusammengefügt. Mittags und abends konnten wir uns an je einer Schüssel Suppe laben, die sich meist aus mehreren Ingredienzen wie Hirse, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln und Kraut unter Beigabe von etwas Fett und Fleisch (einige wähnten, letzteres stamme vom Pferd!) zusammensetzte und kaum je durch allzu krasse Verdünnung enttäuschte. Da es anfänglich an Schüsseln mangelte, zog sich die Essensausgabe oft ungebührlich in die Länge. Bei herbstlich-kühler Witterung standen wir uns vor dem Küchenschalter mitunter bibbernd die Beine in den Bauch. Alsbald wurde aber Abhilfe geschaffen und die Essensausgabe in die Unterkunftsbaracken verlegt. Auch in punkto Bekleidung ließ sich manche Lücke schließen. Hatten in unserer militärischen Sommerausrüstung Mäntel durchweg gefehlt, erhielt hier in Przemysl jeder Lagerinsasse einen soliden Mantel aus ehemaligen Wehrmachtsbeständen ausgehändigt. Schon jetzt, erst recht aber in den folgenden Wintermonaten, erwies sich seine Existenz als unbedingte Lebensnotwendigkeit.

Abgesehen von den Zählungen morgens und abends auf dem Appellplatz, die, vorbereitet und unterstützt von unseren eigenen Ordnungskräften, meist problemlos über die Bühne gingen, spielte sich das ansonsten abwechslungsarme, ja eintönige Lagerdasein meist nur innerhalb unserer Steinbaracken ab. Verkürzten sich in der Kaserne oder auf der Etappe die Landser ihre Wartezeiten häufig mit einem zünftigen Skat, waren bei den Russen Kartenspiele strikt verboten. Ich vermag mich nicht zu erinnern, dass einer von uns nach den zahlreichen mitgemachten Filzungen noch solch ein 32 Blatt umfassendes Kartenbündel sein eigen nennen konnte. Das Schachspiel hingegen stand bei unseren jetzigen Herren hoch im Kurs. Im späteren Verlauf der Gefangenschaft verstanden es geschickte Bastler unter uns, Schachbretter mit 64 Feldern und die dazu gehörigen Figuren in Handarbeit anzufertigen. Mitunter zeichnete man das Spielfeld auch ganz schlicht in den Sand und erkürte Steine oder Holzstückchen zu den

verschiedenen Spielfiguren. Hier im Zwischenlager Przemysl dachte aber noch keiner an derartige Hilfsmöglichkeiten. Da saßen wir nur mehr oder minder gelangweilt in den Gängen der Baracke oder auf den Pritschen herum, allerdings oft auch mit Sehnsucht und Wehmut im Herzen, wenn wir der Lieben in der für uns jetzt unerreichbaren Heimat gedachten. Einzig der täglich aufkreuzende sog. Nachrichtensprecher vom Nationalkomitee Freies Deutschland brachte, indem er die neuesten Meldungen vom Frontgeschehen mitteilte und deutschsprachige Zeitungsnummern verteilte, etwas Abwechslung in den öden Tageslauf und sorgte für manchen Diskussionsstoff. Doch längst nicht alles, was er zu berichten hatte, gab zu großem Optimismus Anlass. Ganz offensichtlich war es den sowjetischen Streitkräften nicht möglich gewesen, ihre Offensive in dem während der Sommermonate angeschlagenen Tempo fortzusetzen. Wohl noch an keiner einzigen Stelle hatten sie die deutsche Reichsgrenze erreicht, ja in Zentralpolen noch nicht einmal Warschau eingenommen. Und an der Westfront hatten die alliierten Armeen mittlerweile zwar Teile von Frankreich erobert, standen aber vom Reichsgebiet noch immer ein gutes Stück entfernt. So mochten diejenigen unter uns, die insgeheim noch immer auf den "Führer" und den deutschen Endsieg vertrauten, sogar neue Hoffnungen schöpfen. Andere wiederum, die mit einem schnelleren Erlöschen des deutschen Widerstandes und in Folge mit einer frühzeitigeren Entlassung in die Heimat gerechnet hatten, waren gut beraten, sich mit mehr Geduld zu wappnen und davon auszugehen, dass das Ende der Gefangenschaftszeit so nah nun doch noch nicht bevorsteht.

Die Nachtruhe in der Baracke litt oft unter Störungen. Die durchgezogenen Pritschen boten den Einzelnen nicht genug Bewegungsraum. Zwangsläufig stieß man seinen Nachbarn bei jedem Drehversuch. So einigten wir uns, wie die Sprotten ineinandergeschachtelt zu liegen und nur auf Kommandoruf die Liegeposition zu wechseln. In der Praxis funktionierte das aber nur bedingt. Glücklicherweise verstand ich mich mit meinen beiden Nachbarn recht gut. Sie gehörten beide meinem Jahrgang an. Tagsüber unterhielten wir uns oft rege miteinander. Der eine, Hans Weber mit Namen, stammte aus dem langgestreckten Straßendorf Niederlungwitz, nicht allzu weit von meinem Heimatort Waldenburg entfernt. Er, ein ausgesprochen solid veranlagter, gutmütiger Bursche, hatte das Böttcherhandwerk erlernt und erzählte mir mit großer Begeisterung von Dauben, Reifen und Spundlöchern und wie so ein mächtiges Holzfass entsteht. Der andere, im Chemnitzer Umkreis daheim, war in einem größeren landwirtschaftlichen Betrieb tätig. Mit Stolz berichtete er über die von ihm gelenkten Fuhrwagen und seine davor gespannten treuen Vierbeiner. Bei so viel beruflicher Emphase meiner beiden Nachbarn kam ich mir als mit den Dingen des praktischen Lebens doch nur wenig bewanderter vormaliger Oberschüler fast arm vor.

Am Sonnabend, 6. Oktober, erfuhren wir aus dem Mund der Lagerleitung, dass unser Abtransport in ein in der Sowjetunion befindliches Stammlager unmittelbar bevorstehe. Des Friseurhandwerkes Kundige, die - wie zuvor im Rudniker Lager - als einzige die Erlaubnis besaßen, mit Messer und Schere umzugehen, wurden aufgefordert, als Schutzmaßnahme gegen Läusebefall jedermann einen totalen Kahlschnitt zu verpassen einschließlich Schur der Achsel- und Schamhaare. Nur wer sich zuvor dieser Prozedur unterzogen hatte, durfte den Gang in die Sauna zum letzten Duschbad vor der Abreise und zur Generalentlausung aller Sachen antreten. Am Abend galt die bisherige Gruppeneinteilung bereits als aufgehoben, und ich wurde in eine ganz andere Baracke eingeschoben.

Der Sonntag vormittag, 7. Oktober, verging mit mehrfachen Zählappellen und der Vornahme einer neuen Mannschaftseinteilung entsprechend den von uns zu besetzenden Transportwagen (45 Mann pro Wagen). Insgesamt waren wir rund 1 500 Gefangene. Nur etwa 500 Mann blieben wegen Krankheit oder anderer Gründe in Przemysl zurück und warteten dort auf den nächsten Abtransport. Die neue Zuordnung stand wenig nach meinem Sinn. Wegen der Vergabe des Nachschlages von der Mittagssuppe entbrannte ein fürchterlicher Streit. Dann wurden wir zu langen Kolonnen formiert, durchschritten in Sechserreihen das Lagertor und marschierten, von den Bewachern wie Wespen umschwärmt, hinab zum Przemysler Güterbahnhof.

8. Abtransport in die Sowjetunion

(Przemysl, 7. Okt., - Koltubanka, 27. Okt. 1944)

Auf dem schmutzigen Przemysler Bahngelände stand ein schier endlos langer Güterzug bereit, uns aufzunehmen. Das einer NKWD-Feldeinheit angehörende Wachpersonal überschlug sich förmlich, uns in die Wagen wie Schlachtvieh zu jagen. Unmittelbar danach warfen sie die Schiebetüren krachend ins Schloss. Zufälligerweise war ich fast als Erster in das Innere des meiner Gruppe vorbestimmten Wagens gelangt und hatte mir demzufolge einen Platz in der vorderen rechten Ecke sichern können. Ein Dresdener meines Alters, der sich unter den Mitgefangenen auf dem Marsch nach Majdan befunden hatte, dann aber meinem Gesichtskreis völlig entschwunden war, ließ sich unmittelbar neben mir nieder. Obwohl er vordem nicht sonderlich gesprächig gewirkt hatte, begrüßte ich es schon, ihn und nicht irgendeinen völlig Fremden künftig an meiner Seite zu wissen.

Der Achtzehntonner russischer Spurweite (1,524 m), damit um eine Spanne breiter als entsprechende Wagen auf deutschen Gleisen (1,435 m), wies innen weder Pritschen noch Decken noch Stroh auf und besaß auch keine Zwischenwände. Wir mussten mit den blanken Holzbohlen vorliebnehmen. An einer Seite unmittelbar unter dem Wagendach befand sich eine winzige, zudem dick verdrahtete Luke, die etwas Licht und Luft, beides jedoch in einem viel zu geringen Maße, einließ. So blieb auch tagsüber, wenn draußen die Sonne schien, der Wagenraum stets in ein tiefgraues Dunkel gehüllt. Und um etwas von der Außenwelt aufzunehmen, war die Luke viel zu hoch angebracht. Allenfalls per Glimmzug ließ sich das Gesicht auf gleiche Höhe bringen. Im stehenden Zustand gewahrten die Posten solch einen Hangelversuch jedoch sehr schnell und schritten dann sofort strafend ein.

Habe ich meinem dreiteiligen Bericht über die Kriegsjahre 1943-45 den Gesamttitel "Aus Deutschlands dunkelster Zeit" unterlegt, so sei festgehalten, dass in rein optischer Hinsicht auf dieser Transportfahrt der dunkelste Abschnitt erreicht wurde, mussten wir hier doch fast drei Wochen lang in faktisch durchgängiger Nacht schmachten. Aber auch in weiterem Sinne stellte diese Zeitspanne eine einzige Tortur dar. Zur Verrichtung menschlicher Bedürfnisse gab es für die 45 Wageninsassen nur einen winzigen, trichterartig erweiterten Rohrstutzen, der neben der stillgelegten linken Schiebetür nach draußen führte. Auf dieser Vorrichtung konnte man nicht sitzen, nur darüber kauern. Mitunter herrschte vor ihr eine arge Drängelei. Auch war der dem nicht abdeckbaren Rohr entströmende Gestank wahrlich nicht von Pappe. Kein Wasser stand zur Verfügung, um sich nach erfolgter Entleerung die Hände zu spülen. Ich habe keine Erinnerung mehr, ob im weiteren Verlauf eine Chlorschüssel, wie im Rudniker Lager, zum Eintauchen der Finger bereitstand oder ob dies während der ganzen Fahrt unterblieben ist.

Die Lebensmittelversorgung erwies sich als äußerst dürftig, zudem unregelmäßig. Früh erhielt die ganze Besatzung einen Eimer mit abgekochtem, meist etwas gesüßtem Wasser, dazu schmissen die mit der Austeilung betrauten Wachleute etwas Brot in einer von Tag zu Tag abweichenden, stets aber zu geringen Menge in den Wagen. In der zweiten Tageshälfte, manchmal auch erst spät in der Nacht, öffnete sich die Schiebetür ein zweites Mal. Zwei Eimer Suppe wurden hineingeschoben. Die zeitlichen Schwankungen hingen naturgemäß vom Fahrtverlauf ab. Essen konnte jeweils nur bei längeren Aufenthalten, nicht aber ausgegeben werden, wenn der Zug rollte. Die Ursache für die quantitative Unausgewogenheit der Brotzuteilung dürfte nach unserer nicht ganz unbegründeten Mutmaßung darin bestanden haben, dass das Begleitpersonal einen Teil des uns Zustehenden in die eigene Tasche wandern ließ bzw. gegen klingende

Münze an Bittsteller verhökerte. Da die damalige Versorgungslage der sowjetischen Bevölkerung denkbar schlecht war, wird es an Interessenten für solch einen Erwerb gewiss nicht gefehlt haben.

Das allerstrittigste Kapitel aber war die gerechte Verteilung des wenigen unter den Insassen. Sie fiel in die Zuständigkeit des Wagenältesten. In unserem Falle vollzog sich dessen Ernennung im Eilverfahren. Noch vor der Abfahrt in Przemysl löste einer der für den Transport Verantwortlichen den Riegel, schob die Tür ein Stück auf und brüllte ins Innere: "Kto starschij?" Als er zum besseren Verständnis in gedehntem Deutsch hinzufügte: "Äl-te-ster wer?", meldete sich ein schon Angegrauter, der an Jahren wohl wirklich der Älteste gewesen sein mochte, für eine Vertrauensstellung aber kaum die geeigneten Voraussetzungen mitbrachte. Etwas Unstetes, Verschlagenes lauerte in seinem Blick. Außerdem neigte er zum Jähzorn. Einen höheren Dienstgrad als Obergefreiter hatte er bei der Wehrmacht nicht bekleidet. Einer von uns, dem diese Amtsübernahme entschieden missfiel, brachte als alternative Möglichkeit den Feldwebel, der mir gegenüber in der vorderen linken Wagenecke seinen Platz hatte, in Vorschlag, doch winkte der sofort ab. Zudem giftete ein anderer aus unserer Mitte: "Von Feldwebels haben wir erst mal die Schnauze gestrichen voll." So blieb es also bei der zweifelhaften Berufung.

Qualen bereitete es, zusehen zu müssen, wie der Alte mit der hereingereichten Brotration herumhantierte. Erschwert wurde die Verteilung freilich schon aus dem Grunde, dass ein richtiges Messer nicht zur Verfügung stand und man sich mit Holzspänen, Dosendeckeln und ähnlichem Ersatzwerkzeug behelfen musste. Bald scharte sich um den "Starschij" beim Verteilungsakt ein ganzer Kranz teils von uns bestimmter, teils aber auch selbsternannter "Aufsichtsräte", die mit Argusaugen darüber wachten, dass letztendlich doch jedermann einen so ausgewogenen Anteil wie möglich erhielt. Nicht minder schwierig gestaltete sich die Ausgabe der Suppe. Zwei halbe Konservenbüchsen bildeten den gesamten Bestand an Essgefäßen. Sie mussten von Mann zu Mann weitergereicht werden. Da kam es oft zu langen Wartezeiten. Die Letzten erwischten oft nur noch kaltes Essen. Überdies besaßen manche von uns keinen eigenen Holzlöffel und waren auf das Entgegenkommen ihrer Nachbarn angewiesen. Blieb im Eimer noch eine Neige zurück, entfachte sich regelmäßig handfester Streit darüber, wie dieser Rest zu vergeben sei. Wäre es allein nach dem Willen des "Starschij" gegangen, hätte dieser ihn sich stets selbst einverleibt.

Da in den Wagen keine Etagenpritschen eingezogen worden waren, alle 45 Mann vielmehr auf dem Boden liegen mussten, herrschte ständige Raumnot und ergaben sich, namentlich zur Schlafenszeit, immer wieder Reibereien. Hatte sich einer mal nicht rechtzeitig auf seinen Platz zurückbegeben, blieb ihm kaum anderes übrig, als so lange zu warten, bis sich dort wieder eine Lücke zum Einschlüpfen auftat. Einmal blühte mir das Los, alles schon besetzt vorzufinden. Da wartete ich dann kauernd in der Mitte, um in dieser unglücklichen Position mal von dieser, mal von jener Seite Fußtritte einzustecken. Die Nerven eines jeden lagen blank. Kam dann noch so ein störender Fremdkörper in die Quere, löste dies in aller Regel eine entsprechend ruppige Reaktion aus.

Je länger die Transportfahrt währte, je tiefer sie in den Osten führte und je ungewisser sich unser weiteres Schicksal abzeichnete, desto kritischer entwickelte sich die allgemeine Stimmungslage und desto beklommener war auch mir persönlich in dem polternd dahinrollenden Kerkerwagen zu Mute. Anfangs schickten sich die meisten noch in all diese Drangsal, vertrauten sie doch den Zusicherungen der Propagandisten des Nationalkomitees Freies Deutschland, wir kämen nun in ein sowjetisches Arbeitslager, wo wir zwar körperlich tüchtig zulangen müssten, aber unsere geregelte und vor allem auch ausreichende Versorgung mit Nahrungsmitteln und dem, was sonst noch lebensnotwendig ist, vorfinden würden. Auch hatte die Tatsache, dass die leidige Fußmarschiererei

nun der Vergangenheit angehörte und wir, wenn auch noch so unbequem, beengt und abgedunkelt, in fahrender Weise das uns bestimmte Ziel ansteuerten, zunächst eher erwartungsvoll als niederdrückend gewirkt. Ein Lager im Umkreis der ukrainischen Hauptstadt Kiew hatten uns erste Gerüchte verhießen. Als der Längengrad jener Gegend aber bereits ein Stück hinter uns lag, mehrten sich die düsteren Prophezeiungen bis hin zu dem absolut Furcht einflößenden Wort "Sibirr" (Sibirien), das sich aus dem Munde unserer sowjetischen Bewacher wie ein mit stärkster Verwünschung durchtränkter Fluch anhörte. Zwar wussten wir selten genau, wo wir uns im Augenblick gerade befanden, doch wenn sich an Haltepunkten zum Fassen der Suppe oder zu Zählappellen die schwergängige Rolltür mal öffnete, konnten zumindest die in ihrer Nähe Postierten schon mal einen kurzen Blick in die Außenwelt riskieren und von ihr das eine oder andere Merkmal aufnehmen. Einigen von uns standen vom deutschen Vormarsch 1941/42 her die Bahnhöfe von Lemberg, Kiew, Kursk und Woronesch und deren Umfeld noch in lebendiger Erinnerung. Aber auch über diese Zone hinaus gelang es hin und wieder, ein russisches Ortsnamensschild zu entschlüsseln. Mitunter teilte uns auch ein sowjetischer Wachtmann mal einen Namen mit, wenn wir ihn höflich darum baten und er sich nicht gerade in grantigster Laune befand. Im Großen und Ganzen ließ sich also schon der Streckenverlauf rückverfolgen. Dennoch sehe ich mich heute völlig außerstande - und war wohl auch schon bei Niederschrift des ersten Berichts 1945 dazu nicht mehr in der Lage -, eine genaue chronologische Beschreibung der Transportfahrt ins Stammlager wiederzugeben. Da sich Tage und Nächte fast glichen, muss mir das Zeitgefühl ziemlich verloren gegangen sein. Noch heute aber habe ich im Ohr das ruckartige Anfahren unseres riesigen Wagenzuges, das Klirren der Puffer bei den vielen umständlichen Rangiermanövern in den Verschiebebahnhöfen, den schaurigschrillen Heulton der russischen Lokomotiven, aber auch das unflätige Schimpfen und Fluchen der Mitinsassen und ihr oft genug verzweifeltes Lechzen nach etwas Trink- und Essbarem. Manchmal drangen menschliche Stimmgeräusche auch von außen ins Wageninnere, Zurufe der Posten oder andere dem deutschen Ohr fremd klingende Sprachfetzen von Arbeiterkolonnen an der Strecke, sich unterhaltenden Frauen und lärmenden Kindern. Auch Gesänge vernahmen wir dann und wann, meist schwermütig langgezogen, mitunter auch rasant und wild mit spritzigem Rhythmus.

Wenn der Zug gleichförmig holpernd über das russische Steppengelände sich hinwegbewegte, dämmerten die meisten von uns trotz des lauten Rüttelns und Schüttelns vor sich hin. Die Stehphasen dauerten indessen meist viel länger als die Fahrtphasen. Ohnehin konnte man trotz aller körperlichen Schwäche nicht immer nur schlafen. So suchte man schon immer mal das Gespräch mit seinen Nachbarn. In meinem Fall war dies der schon erwähnte Dresdener. Allerdings weiß ich heute kaum noch viel über das, worüber wir uns unterhalten hatten, wie ich selbst Vor- und Familiennamen und den eingeschlagenen beruflichen Weg meines Partners total vergessen habe. Mutmaßlich dürften aber Schilderungen leckerer Gerichte, die man irgendwo irgendwann einmal genossen hatte, Beschreibungen häuslicher Herd- und Kuchenspezialitäten und anderer Magenerquickungen im Mittelpunkt des Gedankenaustausches gestanden haben. Auch spielten fußballsportliche Reminiszenzen dabei wohl eine gewisse Rolle. Als gebürtiger Dresdener war mein Nachbar naheliegenderweise ein glühender Fan des DSC (Dresdener Sportclubs), des schon immer großartig aufspielenden, zum damaligen Zeitpunkt aber erfolgreichsten deutschen Fußballvereins. Mir persönlich war dessen Siegesserie aber fast schon unheimlich geworden, und als Westsachse hatten mir Mannschaften wie die des PSV (Polizeisportverein) Chemnitz und des FC (Fußballclub) Planitz näher gestanden.

Oft herrschten auch längere Unterhaltungspausen zwischen uns. Da lauschte ich dann nicht selten den Gesprächen der drei mir gegenüberliegenden Mitinsassen. Sie kannten sich offensichtlich schon aus der Zeit vor dem Transport her und bildeten, so unterschiedlich sie auch veranlagt und vorgeprägt waren, die markanteste Gruppierung innerhalb der Wagengemeinschaft. Zu ihr gehörte

der schon erwähnte Feldwebel, der darauf verzichtet hatte, dem sich vordrängenden Alten den Posten des Starschij streitig zu machen, gegen Ende der Fahrt aber dann doch mehr und mehr die notwendigen Weisungen erteilte, ferner ein nordisch blond aussehender Hüne, m.W. vordem Feldpolizist gewesen und den Rang eines Unteroffiziers bekleidend, und ein schmächtigerer, aber sehr beredter und mit vielen Kenntnissen aufwartender Brillenträger. Den großen Blonden mit den kantigen Gesichtszügen und stechenden Augen hätte ich nicht unbedingt als Vorgesetzten haben mögen. Ausgerechnet er wurde eines Tages vom Wachtposten mit wütenden Peitschenhieben zusammengeschlagen, nachdem er, stets besonders informationsbegierig, sich an der Luke hochgehangelt und wohl auch ein Wort nach draußen gerufen hatte. Ohne mit der Wimper zu zucken, ließ er diesen Strafakt über sich ergehen. Von dem Brillenträger weiß ich noch, dass er den Familiennamen Nagel trug und dass sein Vater in der Krakauer Burg unter dem Generalgouverneur Frank damals einen höheren Verwaltungsposten innehatte. Er berichtete viele aufschlussreiche Details über das Leben der deutschen Herrenriege in dem einverleibten vormaligen polnischen Staatsgebiet.

Die in meinen Augen interessanteste und vielschichtigste Persönlichkeit dieser Dreiergruppe aber war ohne Zweifel der Feldwebel, dessen Familiennamen ich mir nur leider nicht gemerkt habe. Mit Vornamen hieß er Martin und den hatte er ganz gewiss im Gedenken an den großen Reformator Martin Luther erhalten, entstammte er doch, wenn ich mich nicht täusche, einem evangelischen Pfarrhaus. Zumindest hatte er selbst Theologie studiert und den Beruf des Pfarrers erwählt. Ob er allerdings schon längere gemeindliche Erfahrungen hatte sammeln können, ist zweifelhaft; denn an sich vertrat er so gar nicht den Typ des biederen oder gar salbungsvollen Pastors, sondern den des mit der Gottesfrage wissenschaftlich Konfrontierten. Der warmherzig gläubige Katholik Hans Meier sollte ihm bei einer späteren Gelegenheit sogar eine gewisse, ihn als Katholiken befremdende protestantische Verstandeskühle bescheinigen. Nun war in der Tat Martin wirklich mitten im Ursprungszentrum des deutschen Protestantismus, nämlich in Wittenberg, beruflich als Studienleiter zur wissenschaftlichen Weiterbildung des theologischen Nachwuchses tätig gewesen, ehe ihn der Ruf zu den Fahnen ereilt hatte. Mit politischen Verdammungsurteilen gegenüber dem nationalsozialistischen Staat und dessen Anhängerschaft hielt er sich merklich zurück. So erblickte er denn auch kein Hindernis darin, sich mit seinen vom Geist jener Zeitepoche stark geprägten beiden Gefährten unbefangen zu unterhalten. Andererseits habe ich keine einzige Pro-Nazi-Äußerung und auch keine anklagende oder abfällige Bemerkung über die Russen aus seinem Munde vernommen. Uns Mitinsassen des Wagens eine Predigt oder Bibelwortbetrachtung zu halten, unterließ er gänzlich, nicht aber, morgens ein Chorallied, wie "Jesus, meine Zuversicht", leise, doch klar, vernehmlich und mit schöner Stimme zu singen. Ein Lobgesang zu Ehren Gottes auf dieser ins gänzlich Ungewisse führenden Höllenreise - das wirkte schon höchst grotesk und veranlasste manchen unter uns zu einem grießgrämigen Kopfschütteln. Keiner begehrte jedoch gegen das äußerlich unaufdringliche, in seiner entschiedenen Hinwendung jedoch tief beeindruckende Glaubenszeugnis mit zürnenden Worten auf.

Als wir uns nach mehr als zwei Wochen Fahrt Europas größtem Strom, der Wolga, näherten, durften wir zum ersten Mal aus dem Gefängniswagen steigen. Vor Schwindelgefühl und Schwäche vermochten sich viele kaum auf den Beinen zu halten. Dennoch gewährten die Posten uns keine Atempause, sondern trieben uns mit heiseren Dawaj-Rufen sofort in den Laufschritt. Es ging einem stattlichen Gebäudekomplex entgegen, der sich als eine für damalige Verhältnisse recht modern eingerichtete kombinierte Sauna- und Entlausungsanstalt entpuppte. Den verdreckten, ausgezehrten Körper endlich mal wieder gründlich waschen und abbrausen zu können, tat schon sehr gut. Allerdings erkannte ich nun auch, dass er sich im Aussehen der Rudniker Skelettgestalt während der Krank-

heitstage wieder bedenklich angenähert hatte. Unverzüglich ging es nach dem Waschvorgang wieder in unser fahrbares Verlies zurück. Die Wagentür rastete ein, knirschend drehte der Schlüssel das Schloss zu. Neues banges Fragen hob an. Wo genau dieser überraschende Zwischenaufenthalt sich ereignete, weiß ich heute nicht mehr. Es muss sich um eine kleinere Ortschaft zwischen Pensa und Sysran gehandelt haben.

Mit Spannung erwarteten wir nun den gigantischen Strom. Einige von uns erkannten gerade noch rechtzeitig an den Fahrgeräuschen, dass wir uns auf einer langgezogenen eisernen Brücke befinden mussten. Durch die übermannshohe verdrahtete Luke oder durch Ritzen suchte ein jeder nun einen flüchtigen Blick von der denkwürdigen Stelle zu erhaschen. Mir gelang dies nicht. Ohnehin überkam mich alles andere als ein erhebendes Gefühl bei dem Gedanken, dass es nun dem Uralgebirge entgegengeht und dass dann Sibirien, der gefürchtete asiatische Teil der Sowjetunion, nicht mehr weit sein wird. Es dauerte allerdings noch Stunden, ehe wir den Bahnhof von Kuibyschew erreichten. In diese vormals und jetzt wieder Samara genannte Stadt waren 1941 die sowjetischen Regierungsspitzen ausgewichen, nachdem der Druck auf die Hauptstadt Moskau durch die deutschen Truppen allzu bedrohlich geworden war. Viel Zeit verstrich, ehe von Kuibyschew aus die Räder wieder eintönig zu rollen begannen.

Am 18. Fahrttag - nach dem Kalender am Freitag, 26. Oktober - verharrte unser Zug in einer kleinen Bahnstation wie angewurzelt. Nun war solch ein Wartezustand an sich nicht ungewöhnlich. Wie viele derartige Stops hatten wir bis jetzt über uns ergehen lassen müssen! Eigenartig mutete nur die hektische Betriebsamkeit des Begleitpersonals an. Immer wieder streiften Wachmannen laut rufend zugentlang. Plötzlich rollte die Tür unseres Wagens bis zum Anschlag auf. Eine Kommandostimme schrillte: "Aussteigen, alle! Dawaj!" Wir taumelten ins Freie. Es war schon später Nachmittag. Während wir drei oder vier Tage zuvor bei unserem Ausstieg zum Duschen und Entlausen außer Bahngleisen und -anlagen kaum etwas anderes zu sehen bekommen hatten, ließ sich hier sogleich erkennen, dass wir uns in einer sehr abgelegenen ländlichen Gegend befanden. Längere Umschau gestattete man uns allerdings nicht. Sofort hieß man uns, Aufstellung zu nehmen. Dutzende Male zählte man uns durch. Dann erfolgte der Abmarsch in die nahe Ortschaft. Sie trug wie die Bahnstation den Namen Koltubanka. Die heutige Schreibweise dürfte lt. Knaurs Großem Weltatlas (8. unveränd. Aufl. 1981) und The Times Atlas of the World (1968) Koltubanovskij sein. Nach diesen Kartenwerken liegt der Ort etwa 25-30 km nordwestlich von Busuluk an der von Kuibyschew nach Čkalov (Orenburg) führenden Bahnlinie.

Als die Bewohner der ärmlichen Holzhütten am Wege gewahrten, wie der Gefangenenpulk sich auf einen weiträumigen Platz, möglicherweise den Markt, vielleicht aber auch einen für Veranstaltungen verschiedener Art dienenden Anger, zubewegte, sperrten sie Mund und Nase weit auf. Es lag weniger Feindseligkeit oder gar Verachtung in ihren Blicken als Erstaunen. Die Gesichtszüge vieler Betrachter wiesen eher als asiatisch denn als europäisch zu bezeichnende Merkmale auf. Wie ich in späterer Zeit mal ermittelte, hatten sich im südlichen Uralgebiet und -vorland die Baschkiren, ein einst zur Goldenen Horde gehörendes mohammedanisches Turkvolk, angesiedelt und als autonome Republik innerhalb der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik der gesamten Region um die Hauptstadt Ufa ihren Namen aufgeprägt (Baschkirische ASSR). Allerdings gehörte Koltubanka nicht mehr zu dieser, sondern innerhalb der Großregion Ural zur Gebietschaft (Oblast') Čkalov (heute wieder wie vordem: Orenburg). Unmittelbar westlich davon grenzt die zur Wolgaregion gehörende Gebietschaft Kuibyschew an. An den uns so fremdartig anmutenden Gesichtern ersahen wir zugleich aber auch mit erschreckender Deutlichkeit, wie weit wir nun unserer deutschen Heimat entrückt waren.

Unsere Vorstellung, gleich nach dem Entladen in das Stammlager zu kommen und dort sofort ein Dach über dem Kopf vorzufinden, erwies sich als irrig.

Vielmehr mussten wir diese erste Nacht im Freien auf dem erwähnten Platz zubringen. In Anbetracht der empfindlichen, ja schon winterlichen Kälte, die uns hier empfing, und unserer elenden körperlichen Verfassung - die letzten beiden Fahrttage hatten wir kein Krümchen Brot mehr erhalten - stellte dieses Verlangen eine arg harte Zumutung dar. Trotz der in Przemysl empfangenen Mäntel zitterten und schlotterten unsere zum Skelett ausgemergelten Körper auf dem hartgefrorenen Sandboden. Die Periode der nächtlichen Finsternis erstreckte sich zu dieser vorgeschrittenen Jahreszeit bereits über 9 bis 10 Stunden, für uns fast schon eine Ewigkeit. Unglücklicherweise kam ich nicht in der Mitte unseres armseligen Menschenhaufens zu liegen, sondern ganz außen, dem eisigen Ostwind in erster Linie preisgegeben. Um mir nicht den Tod zu holen, rubbelte ich mir immer wieder alle Körperpartien ab, insbesondere den Nierenbereich. Wer sich zu erheben und zur Erwärmung beispielsweise Kniebeugen zu machen versuchte, erhielt sofort unter drohendem Geschrei von den unnachsichtigen NKWD-Posten einen derben Stoß mit dem Gewehrkolben verabfolgt.

Wie zerschlagen erhoben wir uns am Morgen des 27. Oktobers, einem Sonnabend, vom Boden. Eine Nacht lag hinter uns, die an Grässlichkeit jene auf unseren Märschen im August und im September zugebrachten Freilandübernachtungen noch weit in den Schatten stellte. Wiederum mussten wir auf Suppe und Brot verzichten. Dies gäbe es erst, wenn wir im Lager angekommen seien, ließ man nicht gerade trostvoll verlauten. Nach -zigfach wiederholten Zählungen begann die letzte Etappe unseres Weges in das Stamm- oder Arbeitslager. Etwa 7 Kilometer Fußmarsch galt es zu bewältigen. Die Strecke führte fast nur durch Wald und Sumpfzonen. Die während der Sommerzeit offensichtlich stark aufgeweichten Waldwege waren jetzt bereits von einer so dicken Frostschicht überzogen, dass man nicht einsinken konnte. Bäume und Sträucher trugen ein glitzerndes Raureifkleid. Splitterte das Eis der Pfützen unter dem Tritt der Füße, fühlten wir uns lebhaft an freilich unbeschwertere Tage unserer Kindheit zurückerinnert, wo uns solches Tun Spaß bereitet hatte. Schließlich erreichten wir mitten im Wald ein weitgespanntes militärisches Siedlungsgebiet, teils aus groben hölzernen Block-, teils aus Erdhütten bestehend. In der Mitte der Ansiedlung befand sich ein mit morschen Planken und Stacheldraht umzäuntes größeres, noch gänzlich unkultiviertes Terrain: unser künftiges Lager.

9. Stammlager

(Koltubanka, 27. Okt. - 5. Dez. 1944)

Der Anblick unseres Bestimmungsortes und seines Umfeldes löste ganz unterschiedliche Reaktionen in mir aus. Die Lage mitten in einem größeren Waldgebiet, von Baumarten bestanden, die es bei uns zu Hause auch gab - Erlen, Eschen, Ahorn, Birken und Eichen, aber auch Kiefern und Fichten -, ließ in Gedanken sogleich die heimischen Fluren in mir auferstehen. Der unmittelbar vor unseren Augen sich erstreckende Lagerbereich mit meterhoch gewucherten, jetzt verdorrten Hartgräsern und Brennesseln, kümmerlich sich dazwischen duckenden Erdhütten, bar jeglicher befestigter Wege und Stege, wirkte hingegen geradezu abschreckend und drängte die bange Frage auf die Lippen: Wie sollen wir hier bloß existieren können?

Dass vor der Eingangspforte des zu beziehenden Lagers erst mal längeres Warten angesagt war, kannten wir bereits aus Erfahrung. Müde, ausgelaugt und ausgehungert verfolgten wir mit stumpfem Blick, was um uns hier ablief. Doch als ein mit Krautköpfen beladenes Lastauto an uns vorbeifuhr und in der Kurve ein paar lose Deckblätter von seiner Fracht verlor, ging förmlich ein Ruck durch unseren Haufen. Jeder wollte etwas von dem Herabgeglittenen erhaschen, und es entbrannte ein heftiges Gerangel um das Wenige. Die russischen Wachmannen sahen sich veranlasst, energisch mit dem Knüppel dazwischenzufahren. Erst nach erfolgtem namentlichen Aufruf jedes einzelnen durfte hundertschaftsweise ins Lager eingerückt werden. Als bereits 1 300 Mann die Schranke passiert hatten und nur noch eine kleine Herde bibbernd und mit den Füßen stampfend vor dem Tor verharrte, vernahm ich endlich meinen Namen. Spät am Nachmittag konnte meine Hundertschaft an der in der Lagermitte befindlichen Küche die heißersehnte Suppe und die erste Brotration in Empfang nehmen. Ich hatte ziemliches Glück und bekam einen recht ansehnlichen Kanten in die Hand gedrückt. Zudem gab es noch einen Nachschlag der sämigen Hirsesuppe zu fassen. Selten je im Leben habe ich mir etwas Essbares mit solchem Genuss einverleibt wie an jenem trüben Herbstnachmittag meine erste Mahlzeit im fernen Uralvorland.

Dann verwies man uns bis auf weiteres in eine jener seltsamen, in die Tiefe führenden Erdbauten. In dem kaum Licht einlassenden Verlies hob ein mächtiges Schieben und Drängen an. Jeder suchte einen möglichst vorteilhaften Platz zu ergattern und diesen dann mit Zähnen und Klauen zu behaupten. Als es sich völlig eingedunkelt hatte, befahl man uns herauszutreten, um die neue Kompanie- und Gruppeneinteilung vorzunehmen. Das Ergebnis war ein absolutes Chaos. Keiner wusste hernach so richtig, welcher Einheit er nun eigentlich angehören sollte. Mitten im großen Durcheinander hatten etliche pfiffige Leute es verstanden, sich bei der Ausgabe der Abendsuppe ein zweites Mal anzustellen und nochmals eine Portion einzuheimsen. Andere hingegen, darunter auch ich, sahen sich dann vor leere Kessel gestellt und auch um die Brotration gebracht. Allerdings hatte das Küchenpersonal ohnehin noch nicht so richtig Tritt gefasst und war von einer zu geringen Gesamtzahl ausgegangen. Begreiflicherweise entfachte sich nun ein fürchterliches Zürnen und Fluchen. Einigen besonnenen Sprechern gelang es aber zu erreichen, dass noch eine Krautsuppe aufgesetzt und den bis dahin leer Ausgegangenen nachgereicht wurde. Nachts landete ich auf irgendeiner Pritsche in einem der Erdbunker, ohne zu wissen, in welchem und wie es sonst in ihm aussah. Trotz empfindlicher Kälte draußen entwickelten die zusammengepferchten Menschenleiber allerhand stauende Wärme. Der allgemeine Erschöpfungszustand nach all den Aufregungen dieses Tages tat ein übriges, dass ich bald in Schlaf versank und dem nächsten Morgen entgegendämmerte.

Über Nacht hatte sich die Natur ringsum in eine leichte Schneedecke gehüllt, ein malerischer Anblick. Nach der morgendlichen Zählung erfolgte ein abermali-

ger Einteilungsversuch. Diesmal, bei Helligkeit, klappte es besser als in der dunklen Abendstunde des Vortages. Ich wurde innerhalb der 14. Kompanie der 3. Gruppe zugewiesen und erhielt die Nummer 11. Stets sollten wir an unserer Nummer festzumachen sein und diese darum auch nicht aus dem Gedächtnis verlieren. Fortan redeten wir uns - allerdings nur in der ersten Zeit - nicht mit Namen, sondern mit der jeweiligen Nummer an. Das hörte sich dann so an:
"Ach, 15, könntest du mir nicht mal deinen Löffel pumpen?"
"Mensch, geh', wende dich lieber an die 6! Der hat doch zwei in seiner Taschen."

Am frühen Nachmittag des 28. Oktober, laut Kalender einem Sonntag, mussten alle Lagerinsassen draußen im Viereck Aufstellung beziehen. Es erschien der Natschalnik, der sowjetische Lagerkommandant, und hielt eine kurze, von einem Dolmetscher ins Deutsche übertragene Ansprache. Was er so von sich gab, ließ kaum etwas von Hass und Feindschaft erspüren, zielte vielmehr ganz offenkundig auf unser Vertrauen ab. Es fehlte auch nicht die bei Anlässen solcher Art gern verwendete und von den Gefangenen naturgemäß bereitwillig vernommene Ankündigung "Skoro domoj" (= bald nach Hause) in seinen Worten. Einige kritische Leute unter uns warnten allerdings, solch einer Zusage zu viel Gewicht beizumessen. Sie sei nur Teil der sowjetischen Zweckpropaganda, um uns einigermaßen bei Laune zu halten. Im Ernste dächten die Sowjets gar nicht daran, uns so schnell wieder freizulassen. Überdies enthielt die Rede des Natschalniks ausdrücklich den Zusatz: "Nach der totalen Niederwerfung Hitler-Deutschlands". Trotz aller Aussichtslosigkeit, über längere Zeit hinweg dem übermächtigen Druck der Gegner im Osten wie im Westen standzuhalten, schien sich zu diesem Zeitpunkt aber noch immer kein Zipfelchen deutschen Reichsgebietes in fremder Hand zu befinden. Mit sehr viel Geduld und Ausharrungsvermögen mussten wir uns also schon in jedem Fall wappnen.

Nach diesem Begrüßungsrituell begann das Alltagsdasein im Stammlager (Arbeitslager) Koltubanka. Mit geringen Ausnahmen kam es in den ersten Tagen noch zu keinen Arbeitseinsätzen außerhalb des Lagers. Zunächst war in ihm selbst erst mal eine ganze Menge zu ordnen und zu richten. Wie die gesamte Anlage mit ihrem hohen durchgängigen, von einem Stacheldrahtgeflecht bekrönten Bretterzaun und den in Abständen eingegliederten Wachttürmen unschwer zu erkennen gab, musste es vormals bereits als Gefangenenlager gedient haben, kaum aber für deutsche Kriegsgefangene, sondern eher wohl für eigene vorübergehend oder länger aus dem Verkehr gezogene Personen. Nach dem Grad der eingetretenen Verwilderung zu urteilen, dürfte es seit etlichen Monaten aber bereits nicht mehr in Benutzung gewesen sein. An Gebäuden mit festem Mauerwerk gab es nach meiner Erinnerung nur ein einziges in der Lagermitte: die Kuchnja (Küche). Daneben bestanden wohl noch etliche hölzerne Geräteschuppen und Speicher. Auch das Wärterhaus an der Eingangspforte war zur Gänze aus Holz gezimmert worden. Zur Unterbringung der Gefangenen dienten jedoch ausschließlich Erdhütten. Ich hatte eingangs des Kapitels schon geschildert, welch niederschmetternden Eindruck solche in die Tiefe geführten, nach außen nur als eine mit wenigen kleinen Lichtdurchlässen ausgestattete Erdhügelung in Erscheinung tretenden Bauten auf uns ausübten. Manch einer mochte darin gar so etwas wie die typische Ausdrucksform russischen Primitivismus erblicken. Eine sachgerechte Beschreibung und Beurteilung sollte diesen uns so befremdlich anmutenden Räumlichkeiten gleichwohl zuteil werden, auch wenn ich mit genauen Maßzahlen und technischen Details heute nicht mehr aufzuwarten vermag. Soviel aber weiß ich noch, dass jeweils ein ziemlich langgezogenes Rechteck den Grundriss bildete. Bis zu 1-2 m Tiefe war die Erdschicht abgetragen. Die Treppeneingänge mit Innen- und Außentür befanden sich immer nur an den Schmalseiten. Die Stützung des Daches bewirkten hölzerne Trägerpfosten in der Mitte und an den Seiten. Teils Holzplanken und -bretter, teils aber nur lehmuntermischtes Flechtwerk bekleideten Wände und Decke. Der Fußboden bestand in der Regel aus festgestampftem Geröll, manchmal mit einer Sandschicht überstreut. Die Dächer trugen außen weder Ziegel noch Schieferplatten, auch keine

Teerpappe oder Wellblech, sondern eine feste grasüberwachsene Erddecke, in der Regel dem Aushub entnommen. Fensternischen gab es nur in ganz geringer Zahl, so dass im Inneren fast immer eine beklemmende Dunkelheit herrschte. Selten fassten die Rahmen zudem ganze heile Glasscheiben ein. Meist hatte man mehrere Scherben zusammengekittet. Gegen die in jener osteuropäischen Region zur Winterszeit häufig tobenden Eiswinde gewährten diese Erdbauten allerdings besseren Schutz als simple Bretterbaracken. Das Regenwasser wurde für gewöhnlich vom Wurzelwerk des Dachgrases aufgesogen. In neu errichteten Hütten mit noch schwach bewurzelter Dachfläche und bei allzu heftig einströmenden Wassermassen, etwa zur Schneeschmelze, auch in älteren konnte es allerdings, wie an späterer Stelle noch zu berichten sein wird, leicht zu höchst unangenehmen Durchlässen kommen. Die innere Ausstattung unterschied sich kaum von derjenigen, die uns aus Abbildungen deutscher KZ-Baracken bekannt geworden ist: In Längsrichtung durchzogen vier zweistöckige Holzpritschenreihen die Behausung. Zwischen der ersten und zweiten und zwischen der dritten und vierten Reihe erstreckte sich jeweils ein Laufgang. Die erste und vierte Pritschenreihe standen also isoliert an den Außenseiten, die zweite und dritte berührten sich in der Mitte.

Einige dieser Erdhütten bedurften dringender Ausbesserungsarbeiten, andere mussten, zumal weitere Plennys noch eintreffen sollten, erst noch errichtet werden. Jetzt waren die gelernten Bauhandwerker unter uns besonders gefragt, vor allem aber auch die Ofensetzer, mangelte es doch noch spürbar an den im Winter dringend erforderlichen Heizkörpern. Sie fertigten die Brennstellen hauptsächlich aus Klinkersteinen an. Über sie kam eine metallene Platte, meist nur aus rostigem Blech bestehend. Für den Rauchabzug sorgte ein schlichter nach außen gerichteter Rohrstutzen. Aber auch für die handwerklich Unqualifizierten gab es Arbeit genug. Unkraut und Wildwuchs mussten gerodet, Verbindungswege gebaut werden.

In meiner neuen Gruppe fühlte ich mich total vereinsamt, eben nur als Nummer 11 und sonst gar nichts. Es gelang mir jedoch ziemlich bald, meine Gefährten aus der Rudniker Zeit und davor wieder ausfindig zu machen. Sie befanden sich alle in einer Gruppe unter der Führung von Hans Meier. Er und seine Leute wollten mich gern mit bei sich einreihen. Und auf irgendeine mir heute nicht mehr erklärliche Weise gelang dies dann auch. Trotz der vorangegangenen strengen Nummerierung kam ein Ringtausch zustande. Fortan gehörte ich zur Gruppe Meier und empfand diese Veränderung als einen echten Fortschritt.

War die Verpflegung anfangs - sehen wir von der Panne am ersten Abend einmal ab - noch als einigermaßen befriedigend zu bezeichnen, ließ sie wenig später doch spürbar nach. Meist vergebens fischte man in der dreimal am Tag ausgegebenen Wassersuppe nach ein paar festen Bestandteilen. Das zu jeder Mahlzeit in Portionen zu 125 bis 175 g verabreichte Brot war stets feucht und schwammig, mit unserem von Deutschland her gewohnten Backerzeugnissen nicht zu vergleichen. Polnische oder andersvölkische Landarbeiter oder Schmiede stellten es her, da Deutsche - auch wenn es sich um gelernte Bäckermeister handelte - für diese Tätigkeit vorerst noch nicht zugelassen waren. Die Suppe wurde gruppenweise von der Küche in einem Eimer abgeholt und dann innerhalb der Gruppe (sie umfasste jeweils 20 Mann) verteilt. Der Mangel an Eimern, Konservenbüchsen, die als Essgeschirre zu dienen hatten, und Löffeln erschwerte anfangs Ausgabe und Verteilung stark. Später besserte sich dieser Zustand. Einige von uns betätigten sich, obwohl es an geeignetem Werkzeug fehlte, erfolgreich als Holzlöffelschnitzer. Die Essensverteilung war innerhalb der Baracken nicht gestattet und erfolgte daher stets im Freien. Da sich der Frost jedoch von Tag zu Tag stärker bemerkbar machte, gestaltete sich dieser Freiluftakt immer ungemütlicher. Letztendlich fühlten wir uns geradezu erleichtert, wenn wir uns das bisschen Nahrung einverleibt hatten und wieder in unserem Erdloch verschwinden konnten.

Hinsichtlich der Organisationsform stand das Koltubankaer Lager spürbar hinter dem von Przemysl zurück und knüpfte in gewisser Weise wieder an die Rudniker Verhältnisse an. Dolmetscher und Gefangene nichtdeutscher Nationalität gewannen jedenfalls sichtbar an Einfluss und begannen nach schon erprobter Manier im lagerinternen Bereich erneut ihr Zepter zu schwingen. Auf deutsche Offiziere als Aufsichts- und Begleitpersonen etwa bei Arbeitseinsätzen griff man nur in der allerersten Zeit noch zurück. Alsbald verschwanden sie gänzlich aus unserem Blickfeld und kamen in ein eigenes Lager, etwa einen knappen Kilometer von dem unsrigen entfernt, aber noch einbezogen in das weitgespannte Terrain des hier stationierten sowjetischen Militärverbandes.

Kurz nachdem ich unter so glücklichen Umständen zur Gruppe Meier gelangt war, musste die ganze Kompanie in eine andere, etwas stabiler erscheinende Erdhütte umziehen. Auch hierbei blieb mir das Schicksal gewogen, erhielt ich doch per Losentscheid einen Platz in der oberen Pritschenreihe neben Hösel und Kümmel zugesprochen. Wer in der unteren kampieren musste, war Zugluft, Kälte und Feuchtigkeit entschieden stärker ausgesetzt als der oben Liegende. Während einige von uns, darunter auch unser Gruppenführer, neuerdings zu regelmäßigen Arbeitseinsätzen außerhalb des Lagers, u.a. in einer Panjewagenfabrik, tagsüber abkommandiert wurden, gelang es mir verhältnismäßig leicht, von Tätigkeiten solcher Art verschont zu bleiben. Ganz generell griff man lieber auf körperlich rüstig Erscheinende und Fachleute als auf vormalige Schüler und Studenten zurück. Zudem sah man es meiner abgemagerten Gestalt wohl schon von weitem an, dass ich keine Bäume auszureißen imstande sein würde. Half all dies nichts, verwies ich auf mein unzureichendes Schuhwerk. Mit den in Przemysl empfangenen Strohstiefeln war ich offensichtlich nicht allzu weit gekommen. Möglicherweise hatten sie den äußeren Anforderungen nicht mehr standgehalten, vielleicht hatte ich sie aber auch aus irgendeinem heute nicht mehr ersichtlichen Grund wieder abgeben müssen. Jedenfalls war mir nichts anderes übrig geblieben, als mich erneut mit dem ungleichen Rudniker Paar abzuquälen. Wie schon geschildert, drückte dessen linker, zu kleiner Schuh höllisch, während dessen rechtem die vordere Sohlenhälfte völlig fehlte, so dass irgendwelches untergeschnalltes Zeugs als denkbar dürftiger Ersatz herhalten musste.

Um innendienstliche Verrichtungen, also Baracke ausfegen, Umfeld säubern, Türen und Fenster putzen und dgl. mehr, kam ich allerdings nicht herum, ebenso um leichtere Zubringerarbeiten, wie Holzlatten, Ziegelsteine und andere Materialien zu Baustellen innerhalb des Lagers zu befördern. Einmal wurde ich aber auch zu einem Einsatz außerhalb des Lagers abkommandiert. Gleich frühmorgens ging es mit einem Dutzend Mitgefangener ein Stück in den Wald hinein, bis wir an einen Holzumschlageplatz gelangten. Unsere Aufgabe bestand nun darin, globige Holzstubben mit Hilfe eines Vorschlaghammers und einiger ziemlich stumpfer Keileisen und Äxte aufzuspalten und dann noch weiter zu zerkleinern. Rein kräftemäßig fühlte ich mich dabei restlos überfordert, aber auch die Stärkeren sahen sich immer wieder zu längeren Verschnaufpausen genötigt. Später erging an uns der Befehl, gespaltenes Holz in die russische Sauna zu tragen und dort anzufeuern. Zudem sollte Wasser vom Brunnen herbeigeholt und in den Kessel gefüllt werden. Dieser Arbeitsvorgang war jedoch mit besonderen Tücken verbunden, da sich über dem Brunnenloch bereits eine dicke Eisschicht gebildet hatte, die erst aufgebrochen werden musste. Unsere deutschen Militärmäntel boten hier am Rande des Uralgebirges gegen Einwirkungen der strengen Winterkälte keinen hinreichenden Schutz. Manchmal hatten wir den Eindruck, das Blut finge an, in den Adern zu gefrieren. Ich bangte vor allem um meinen nur halbbekleideten rechten Fuß, wenn ich in verschüttetes Brunnenwasser trat. Glücklicherweise konnten wir uns zwischen den einzelnen Schleppgängen in der allmählich sich erwärmenden Sauna bzw. Banja immer wieder ein wenig auftauen. Mit lärmendem Geschwätz trafen die ersten Benutzer dieser Einrichtung ein: gut genährte und offensichtlich auch gut gelaunte russische Milizangehörige. Als sie merkten, dass deutsche Kriegsgefangene hier als

Handlanger fungierten, kam als erste Reaktion das unvermeidliche "Gitler kapuut" über ihre Lippen. Dann schwangen sie sich großsprecherisch auf, wie stark sie, die Russen, seien und wie mächtig Stalin, ihr oberster Befehlshaber. "Nemeckij slabyi" (Deutsche sind schlapp) witzelten sie mit abschätzigen Blicken auf unsere armseligen Gestalten, und einer von ihnen fuchtelte zudem noch mit seinem gewiß Respekt einflößenden Armmuskelpaket aufdringlich vor meinen Augen hin und her. Es lag aber mehr übermütiges Protzen als grimmige Gehässigkeit in ihren Worten und Gesten. Schließlich genossen sie es unter lachendem Gegröl, sich von uns die Rückenpartien einseifen zu lassen, ehe sie unter der Dusche verschwanden und dann ihr Dampfbad nahmen. Spät am Nachmittag erst kehrten wir schlaff und hungrig in unser Lager zurück.

Ein oder zwei Wochen später verdonnerte mich ein mit Befehlsgewalt ausgestatteter Dolmetscher, mit etlichen anderen innerhalb des Lagers eine neue Abortgrube auszuheben. Da befand ich mich bereits in einem derart geschwächten körperlichen Zustand, dass es mir trotz aller Anstrengungen nicht mehr gelang, die mit Erde beladene Schaufel vom Grabenboden nach oben zu befördern. Der Aufseher tobte wütend auf mich herab und witterte Widersetzlichkeit. Abstellen konnte er mein Unvermögen damit jedoch nicht.

Obwohl wir uns in Koltubanka, auf halbem Wege zwischen Wolga und Ural, jenseits aller zivilisierten Kultur zu befinden schienen, wehte doch selbst dort der Geist von St.Bürokratius. Über jeden einzelnen Kriegsgefangenen wurde jedenfalls ganz gewissenhaft ein Doppelbogen mit Personalfragen angelegt, die m.W. bis zum Geburtsnamen der Großmutter reichten. Offenbar haperte es mit der Weiterführung der Daten dann aber ganz erheblich, sollte doch über das spätere Schicksal der Kriegsgefangenen aus solchen Unterlagen selten Näheres und Klärendes in Erfahrung gebracht werden können. Die Personalaufnahmeaktion erstreckte sich in Koltubanka über einen längeren Zeitraum. Verbunden war sie mit einer ärztlichen Eingangsuntersuchung, bei der die Gefangenen in erster Linie aber nur nach ihrer körperlichen Arbeitsverwendungsfähigkeit beurteilt wurden. Vier Wertestufen bestanden, von 1 = sehr gut über 2 = gut und 3 = bedingt tauglich bis zu 4 = nicht arbeitsverwendungsfähig. Das angewendete Feststellungsverfahren war von denkbar schlichter Art. Ein Arzt, meist aber, wie in unserem Falle, eine Ärztin, ließ die zu bewertende Mannschaft im Naktzustand antreten, besah sich die Einzelnen kurz von vorn und von hinten. Nach abschließendem Kniff in die Gesäßpartien verkündete er bzw. sie dann die entsprechende Wertzahl. Wie das Hinterteil beschaffen war, ob straff gespannt oder schlaff herabhängend, bildete nach damaligen medizinischen Kenntnisstand in der Sowjetunion tatsächlich das entscheidende Kriterium für körperliche Tauglichkeit und Belastbarkeit.

Mir persönlich wurde nach erfolgtem "Arschkniff" die Note "4" zuteil. Im Grunde meines Herzens war ich über diese schlechte Einstufung aber gar nicht so unfroh, sollte sie mich künftig doch vor Arbeitseinsätzen bewahren, die ich, wie jüngst beim Aushub der Grube, kräftemäßig einfach nicht mehr zu erfüllen vermochte. Allerdings zog diese Klassifizierung nach dem Leistungsvermögen auch gleich eine generelle Umgliederung der bisherigen Mannschaftseinteilung nach sich. Schweren Herzens musste ich nun die Gruppe Meier verlassen, innerhalb derer - nicht zuletzt ein Verdienst unseres warmherzigen, pädagogisch zudem erfahrenen Gruppenführers - stets ein sehr offener kameradschaftlicher Ton geherrscht hatte. Um so mehr aber durfte ich mich darüber freuen, dass meine getreuen Gefährten, Günter Hösel und Werner Kümmel, aufgrund gleicher Einstufung mich in die neugebildete sog. Genesungskompanie begleiten sollten. Wir drei hielten von der ersten Minute auch sogleich sehr enge Tuchfühlung und erreichten, dass wir in die gleiche Gruppe mit den Nummern 3-5 gelangten. Die Genesungskompanie durfte erstaunlicherweise die beste Erdhütte des ganzen Lagers beziehen. Hier war der Fußboden sogar mit Dielenbrettern abgedeckt. Als noch viel begrüßenswerter empfanden wir, dass wir Insassen eine bessere Verpflegung erhalten sollten. Allerdings erstreckte

sich diese Besserstellung nicht auf die Ingredienz der Suppen. Diese schienen oft eher noch dünner und armseliger auszufallen als sonst im Lager. Wohl aber bekamen wir pro Tag die für heutige Vorstellungen höchst ansehnliche Menge von 750 g Brot zugesprochen und auch tatsächlich ausgehändigt. Nach Aufdeckung mehrerer vom Küchenpersonal begangener Betrugsdelikte wachte jetzt ein russischer Offizier penibel darüber, dass das Brot genau abgewogen und gerecht verteilt wurde. Zwei Mann erhielten morgens am Brotschalter eine Portion von 1500 g überreicht, die sie sich dann untereinander aufteilen sollten. Zwischen manchen Mitgefangenen entfachten sich bei diesem Akt ernsthafte Zerwürfnisse. Mit Werner Kümmel hatte ich hingegen niemals Zwistigkeiten auszutragen. Eine zusätzliche Vergünstigung bestand noch mittags in der Ausgabe von zwei Löffeln Hirsegrütze, von den Russen Kascha genannt. Zuwendungen solcher Art erfolgten freilich nicht aus purer Menschenliebe. Vielmehr verbanden Lagerleitung und Ärzteschaft damit die feste Erwartung, uns wieder aufpäppeln und alsbald wieder in eine der aktiven Arbeitsgruppen versetzen zu können.

Der Tag in der Baracke der Genesungskompanie verlief meist sehr eintönig. Morgens nach dem obligatorischen Zählappell schritten wir zum Brotschalter, um dort unsere Zweimann-Portionen entgegenzunehmen. Die Suppenausgabe erfolgte neuerdings nicht mehr im Freien, sondern innerhalb der Baracke. Mit dem Vertilgen der Tagesration an Brot hatte ein jeder erst mal sein Tun. Je nach Stimmungslage und Temperament verschlang der eine seine Zuteilung in gieriger Hast, der andere kaute sie andachtsvoll und mit innerem Behagen. Kaum jemand nahm jedoch eine über den gesamten Tag sich erstreckende Aufteilung vor. Dazu war die Gefahr, das Zurückgelegte durch Diebstahl zu verlieren, zu groß, in aller Regel aber auch der Hunger zu mächtig. Auslassungen über die qualitative Beschaffenheit des häufig arg feuchten, ja kluntschigen Brotes bildete oft den einzigen Gesprächsstoff des Vormittages. Höchst entzückt zeigte sich ein jeder, wenn die Krume ausnahmsweise einmal Anklänge an das herkömmliche Wehrmachts-Kommissbrot aufwies. Außer mit schlichten Reinigungsdiensten im Innen- und Außenbereich wurden wir tagsüber für gewöhnlich mit keinen weiteren Arbeitsaufträgen behelligt. Viele dösten dann auf der Pritsche trüb vor sich dahin. Wenn draußen grimmiger Frost herrschte, zog es keinen von uns, die wir nur höchst unzulängliche Bekleidungsstücke auf dem Leib trugen, zu einem längeren Gang in die Außenwelt. Nicht umgehen ließ sich, morgens und abends zu den Zählappellen hinauszutreten und um die Notdurft zu verrichten. Toiletten im eigentlichen Sinne gab es nicht. Man pinkelte eben stehend in die offene Grube oder kauerte sich zur hinteren Entleerung vor sie hin. An einigen Stellen waren zu Sitzungszwecken sog. Donnerbalken errichtet worden.

Nummernweise kam jeder von uns mal an die Reihe, nach draußen zu gehen und Brennmaterial für die Öfen einzusammeln. Da hierfür kein fester Ort und auch keine bestimmte Ausgabezeit vorgesehen waren, begaben wir uns gar nicht so selten völlig vergebens auf die Suche. Hin und wieder sprach es sich aber auch rasch herum, wo eine neue Fuhre Gerümpelholz abgeladen worden war. Dann musste allerdings immer unverzüglich gehandelt werden.

Nie wussten wir genau, wie spät es war, hatte doch kein einziger Plenny seine Uhr durch sämtliche Filzungen zu schleusen vermocht. Aber auch ein öffentlicher Chronometer war nirgendwo im Lager angebracht. Unverkennbar blieb indessen in den grau-düsteren Novembertagen, dass die Länge der Tage immer mehr abnahm und die Phase der Dunkelheit immer früher einsetzte. Sobald es draußen ganz finster geworden war, entzündeten wir in der Baracke die Beleuchtungskörper. Die Ölfunzeln, von den Russen Naphtha-Lichter genannt, gaben zwar mächtige Rußschwaden, aber nur einen trüben Schein von sich. Lustiger fackelten die Kienspäne. Sie verlöschten allerdings auch wesentlich früher. Wenn innerhalb der Erdbaracke die Lichter aufflammten, entwickelte sich eine Atmosphäre, die uns ein wenig an die trauliche Adventsstimmung von daheim zu erinnern vermochte. Von der Zählung zurückgekehrt bis zum Eintreffen der Abendsuppe, nach dessen Verzehr für gewöhnlich alle Lichter zu löschen waren, hockten Hösel, Kümmel und ich immer auf unserer Pritsche beisammen und debat-

tierten intensiv miteinander. Dabei ließen wir uns keineswegs nur über die Qualität von Suppe und Brot aus, sondern auch über alle möglichen anderen Dinge und Probleme des Lebens. Ich glaube allerdings nicht, dass ich in meiner doch ziemlich gedämpften Seelenlage von mir aus viel Geistvolles und Geistanregendes beizutragen gehabt hatte, und auch der biedere Werner Kümmel dürfte sich nur über das geäußert haben, wovon er konkretes Wissen besaß. Es war in erster Linie Günter Hösel, der die Themen anschlug und sie variierte. Als Sohn eines Rechtsanwaltes brachte er ein gutes Quantum Beredsamkeit schon von der Wiege her mit. Zudem verfügte er über ein ausgesprochenes Erzähltalent. Wie ich an anderer Stelle schon erwähnte, schätzte ich ihn ursprünglich nicht so besonders. Im Laufe unseres Zusammenseins in der Gefangenschaft erkannte ich aber je länger desto deutlicher, dass durchaus ein rechtschaffener Kern in ihm steckte und er nicht nur sehr objektiv über vieles nachzudenken verstand, sondern sich auch von weichen, manchmal gar sentimentalen Gefühlsregungen bestimmen ließ. Ein Merkmal hatte Günter uns beiden anderen ganz entschieden voraus: einen sonnigen Optimismus, der sich von den Misshelligkeiten des Augenblicks so schnell nicht ins Bockshorn jagen ließ.

Unser hier in der sog. Genesungskompanie so nachhaltig befestigter Dreierbund dürfte die Ursache dafür sein, dass ich über die anderen Kameraden auffallend wenig im Gedächtnis behalten habe und ich heute trotz angestrengten Nachsinnens nicht einmal mehr hervorzukramen vermag, wer als Kompanie- und wer als Gruppenführer fungiert hatte. Auch des Nachts bestand zwischen uns Dreien ein fester kameradschaftlicher Zusammenhalt. Um die Kälte von unten etwas abzuschirmen, breiteten wir einen unserer Mäntel als gemeinsame Unterlage aus, mit den beiden anderen deckten wir uns zu.

Es gab aber auch immer mal eine Unterbrechung im täglichen Einerlei. Am harmlosesten waren da noch die Inspektionen durch den Lagerkommandanten oder irgendeine sowjetische Kommissionsgruppe. Betraten solche Herren die Baracke, hieß es, Haltung anzunehmen und geduldig zu warten, bis die stiernackigen Gestalten mit ihren oft gedunsenen Mienen vorübergezogen waren. Selten zeitigten solche Visitationen irgendwelche Folgen, auch bestand keine Möglichkeit, Wünsche oder Klagen vorzutragen. Meist aber wies, sofern die Verantwortlichen im Lager von anstehenden Kontrollgängen vorher Wind erhalten hatten, die Suppe deutlich mehr Konsistenz auf als an gewöhnlichen Tagen.

Die Haltung, die das sowjetische Aufsichtspersonal von den höheren bis zu den niedrigen Chargen uns Plennys gegenüber einnahm, war von Person zu Person ganz unterschiedlich. Begrüßte uns manch einer, der die Tagesaufsicht zu leiten hatte, morgens mit einem freundlichen "Dobroe ytro" (Guten Morgen!), vielleicht gar auf deutsch, unter lässigem Antippen des Mützenschirmes, zeigten sich andere finster und verschlossen, dehnten die Zählungen über Gebühr in die Länge oder legten uns irgendwelche anderen unerfreulichen Zubußen auf. Am schlimmsten gebärdeten sich oft gar nicht die Russen selbst, sondern die von ihnen zur Unterstützung der Lagerordnung eingesetzten Mitgefangenen, zu Dolmetschern ernannte, aber auch andere Personen aus dem slawischen Sprachraum. Solche Befehlsträger waren nicht selten mit Knüppeln ausgestattet, von denen sie, sobald sich nur die Spur einer Gelegenheit bot, allzu gern auch Gebrauch machten. Auch unsere Genesungseinheit blieb von ihren feindseligen Auslassungen nicht unverschont. Es kam vor, dass sie uns, angeblich vom sowjetischen Dienstherrn dazu autorisiert, nach irgendwelchen als unerwünscht geltenden Besitzgegenständen durchsuchten und diese einbehielten oder dass sie den einen oder anderen von uns zu bestimmten Arbeitseinsätzen innerhalb des Lagers trieben, obwohl wir doch an sich davor bewahrt bleiben sollten.

Einige ausgesuchte Schikanen aber trafen die gesamte Lagerbelegschaft. Mitten in der Nacht beorderten uns rauhalsige Rufe plötzlich nach draußen. Eine geraume Weile mussten wir stehend im Schnee verharren. Dann befahl uns der Tageskommandierende, zugweise unter Liedgesang am Stacheldrahtzaun entlang

um das ganze Lager zu marschieren. Als Begründung für diesen Strafdienst hielt er uns entgegen, wir hätten an den Latrinen nicht die erforderliche Sauberkeit walten lassen und sie in einen verheerenden Zustand verwandelt. Euch Deutschen müsse erst mal Kultur beigebracht werden, höhnte er. Tatsächlich aber war es unter den primitiven Verhältnissen, die im Lager herrschten, und der ständigen Zunahme der an Ruhr und anderen Darminfektionen Erkrankten kaum möglich gewesen, alles immer blitzblanksauber zu halten. Ein anderes Mal wurden wegen einiger Unstimmigkeiten bei der vorangegangenen Zählung alle Lagerinsassen vor das Wachhäuschen getrieben. Dort standen wir lange Zeit inmitten des Eiswassers. Jeder von uns sollte nun einzeln aufgerufen werden und dann an die Seite treten. Die Verwirklichung dieses Vorhabens hätte Stunden in Anspruch und unsere Füße ausnahmslos zum Erfrieren bringen können. Glücklicherweise trat aber noch rechtzeitig eine russische Ärztin auf den Plan und untersagte dem Kommandierenden die weitere Durchführung.

Ohnehin hatte sich das lange Stehen zu den Zählungen im Freien bei Wind, Regen, Eis und Schnee, dazu unzulänglich bekleidet, in gesundheitlicher Hinsicht alles andere als förderlich erwiesen. Nicht nur die schon erwähnten Darminfektionen, sondern auch alle Erkrankungsformen der Atemwege nahmen zu. Einige von uns klagten auch über Schwellungen in Füßen, Gelenken und Gliedmaßen. Ambulanz und Lazarette bekamen alle Hände voll zu tun. Bald raunte man sich ringsum zu, eine ganze Reihe von Toten sei schon aus dem Lager getragen worden.

Der Gesundheit wenig dienlich waren auch die meist zu sehr später Stunde, manchmal mitten in der Nacht oder morgens in aller Frühe angeordneten Gänge zur Entlausungsanstalt. Gewiss mussten bei der Überhandnahme des Ungeziefers in Gestalt von Wanzen, Filz- und Kleiderläusen die Klamotten unbedingt dem Erhitzungsprozess ausgesetzt werden, und auch der Körper bedurfte dringend des Duschstrahles, doch erwiesen sich etliche Begleitumstände, dass es z.B. keine Handtücher zum Abtrocknen gab und sich nach dem Duschen alle Mann bibbernd und schlotternd um den nur spärlich geheizten Ofen drängten, wobei sich die Stärkeren die ofennäheren Positionen sicherten, die Schwächeren aber an den äußeren Rand verwiesen blieben, als nicht zu unterschätzende Gefahrenquellen.

Auch bei Kümmel, Hösel und mir mehrten sich die Krankheitssymptome. Wir versuchten jedoch mit aller Energie dagegenzuhalten, um nicht den Weg in eines der Krankenreviere antreten zu müssen, denen der Ruf vorausging, nichts anderes als ein Umschlagplatz auf dem Weg zum Tode zu sein. Mich hatte ein ausgesprochen bösartiger Husten gepackt. Ich konnte kaum noch sprechen. Außerdem rebellierte der Darm, und ich musste immer häufiger die Latrinengrube aufsuchen, bei der herrschenden Kälte alles andere als ein Vergnügen. Geradezu erschreckend baute Werner Kümmel ab. Er redete kaum noch und wenn, dann klang dies so, als sei er ganz abwesend. Als ich in der Nacht zum 1. Dezember die Grube nicht mehr rechtzeitig erreichte und ich mir die ganzen Sachen versaute, sah ich keinen Ausweg mehr und entschloss mich, die Ambulanz aufzusuchen. Ungeheuerer Andrang herrschte dort. Erst zur Mittagsstunde kam ich an die Reihe. Mit einem Holzlöffel flößte man mir etwas rote Tinktur ein und schickte mich zur Weiterbehandlung in das Lazarett III.

Dieses entpuppte sich als ein fürchterlich kaltes, zugiges und finsteres Erdloch, mit der dielenausgestatteten Baracke der Genesungskompanie nicht zu vergleichen. Für mich gab es nur einen ganz miesen Platz in der unteren Pritschenreihe. Von den übrigen hier Untergebrachten empfing ich kein Willkommenswort. An ihren Mienen konnte man unschwer ablesen, dass sie gesundheitlich durchweg schlecht drauf waren. Im Raum stand ein uralter hoher Kanonenofen, der aber kaum einmal richtig zum Brennen gelangte. Zunächst mangelte es an Holz. Als dieses dann in Form frisch geschlagener Stämme angeliefert wurde, blieb es uns Kranken selbst überlassen, es zu zersägen und zu spalten. Um

gut durchzuglühen, erwiesen sich die Scheite jedoch als viel zu feuchtigkeitsdurchtränkt. So entstand allenfalls ein schwelender Qualm, der die angegriffenen Atemwege zusätzlich reizte. Beim Gang zur Latrine musste eine Wegstrecke von 75-100 Metern durch die Kälte zurückgelegt werden. Die Läuse entwickelten sich zu einer schlimmen Raumplage und krabbelten überall ungeniert umher. Nur gelegentlich erschien ein Sanitäter zur Medikamentenausgabe und zu sonstigen medizinischen Hantierungen. Die übrige Zeit waltete einer der Kranken als Stubenältester des Amtes und traktierte die anderen Insassen mit seinen Anweisungen. Er litt ganz offenkundig an einer schweren Form der Tbc mit viel Auswurf und abends ansteigender Temperatur. Nichtsdestotrotz nahm ausgerechnet er die Suppen- und Brotverteilung vor. Als gelernter Bäckermeister habe er einen ganz genauen Blick für die Ware, so dass jedermann zu seinem gerechten Anteil käme, versicherte er großtönend.

Die Erkrankten wurden hier ganz grob in drei Kategorien eingeteilt: Huster, Wassersüchtige und Scheißer. Letztere, zu denen ich gezählt wurde, standen im geringsten Ansehen und galten als gefährlichste Bazillenträger. Dabei war längst nicht jede Darmerkrankung gleich eine Bazillenruhr. Eine offene Tbc dürfte hingegen mit einem viel höheren Ansteckungsrisiko verbunden gewesen sein. Wasseransammlungen, medizinisch exakt: Oedeme, konnten je nach auslösender Ursache (Störungen der Nierenfunktion, des Kreislaufes oder unmittelbare Folge der Unterernährung) an ganz verschiedenen Körperpartien in Erscheinung treten, meist an Füßen und Unterschenkeln, aber auch an höhergelegenen Stellen bis hin zum Kopf. Mitunter wanderten die Schwellungen auch. Nach längerem Verweilen in der Seitenlage erschien die zuunterst gekehrte Gesichtshälfte der Oedemkranken oft ungleich aufgedunsener als die andere. Streng genommen, hätte ich allen drei Kategorien zugerechnet werden müssen; denn neben dem Durchfall und dem heftigen Bronchialkatarrh, der, wie sich bei späteren Untersuchungen herausstellen sollte, die Lunge in Mitleidenschaft gezogen hatte, begannen auch meine Füße sich teigig zu verformen.

Die in Lazarett III ausgegebene Verpflegung wies einige Vorzüge auf. Es gab dicke Hirse- und Reissuppen, Weißbrot und aller drei Tage sogar etwas Butter, ferner reichlich Zucker. Doch weder Kost noch die ein- bis zweimal täglich verabfolgte Medizin vermochten meinen Zustand zu bessern. Im Gegenteil. Dazu fühlte ich mich seelisch unglücklich und vereinsamt. Ganz stark zog es mich zu meinen beiden Kameraden in der Kompanie zurück. Schließlich hielt mich nichts mehr davon ab, sie dort aufzusuchen. Wegen unserer miserablen Heizungssituation hoffte ich, mich bei dieser Gelegenheit auch mal ein bisschen aufwärmen zu können. Leider traf ich nur Günter Hösel an, selbst in sehr schlechter körperlicher Verfassung und in einer für seine Verhältnisse recht niedergedrückten Stimmungslage. Kurz nach meinem Ausscheiden hatte man Werner Kümmel in das Lazarett II überweisen müssen. Er habe sich nicht mehr aufrecht zu halten vermocht, teilte mir Günter mit.

Hatte die bisherige medizinische Betreuung ausschließlich in den Händen eines nur sporadisch in Erscheinung tretenden Sanis gelegen, sollte am Dienstag, 5. Dezember, endlich eine ärztliche Visite erfolgen. Eine ältere brillentragende Ärztin von kleiner Statur und schon etwas faltigen Gesichtszügen erschien. Ihr ging der Ruf voraus, Jüdin zu sein. Sie befragte mich nach meinen Beschwerden, sah mich dabei aber nur kurz an und händigte mir dann einen Überweisungszettel mit Aufschrift "An Lazarett II" aus. Dieses war den schwereren Fällen vorbehalten. Im Augenblick begriff ich es noch nicht. Tatsächlich aber leitete dieser schlichte Akt meine Rettung ein. Einige Zeit später erfuhr ich, dass meine auf der unteren Pritsche im Lazarett III verbliebenen Nachbarn zur Rechten und zur Linken dort eines elenden Todes hatten sterben müssen.

10. Im Lazarett II

(Koltubanka, 5. Dez. 1944 - 30. März 1945)

Bangen Mutes schritt ich dem Eingang des Lazarettes II entgegen. Dieses befand sich ganz am Rande des Lagers, schon in Nähe des inneren Drahtzaunes. Ein hier tätiger Helfer nahm meinen Überweisungsschein entgegen und die Personalien auf. Wenig später kam der Obersanitäter und Leiter des Lazaretts, Joseph mit Namen, hinzu. Er, ein vierschrötig gebauter Mann von mussolini-ähnlichem Habitus, musterte mich mit durchdringendem, dennoch nicht abweisendem Blick und führte mich dann in den vierten und hintersten Raum des Lazarettbunkers. Mit den Worten:

"Hier kommt noch so ein armer Scheißer aus der III. Du hast doch noch eine Pritsche frei, Emil",

wandte er sich an den für diese Abteilung verantwortlichen Sani und überließ mich diesem. Der Emil Genannte deutete mit ausgestrecktem Arm auf eine noch nicht belegte Liegestelle und fügte dann hinzu:

"Pack dich da erst mal hin! Wir schau'n dann schon, wo's brennt."

Mein erster Eindruck war: Hier scheint zwar ein rauer, in gewisser Weise aber herzlicher Ton zu herrschen. Nichts von jener Kälte und Gleichgültigkeit, die mir im Lazarett III entgegengeschlagen war.

Der Raum unterschied sich dadurch von allen bis jetzt kennengelernten, dass er keine durchgezogenen doppelstöckigen Pritschenreihen aufzuweisen hatte. Jedem Patienten stand vielmehr eine eigene, gesonderte Liegestatt zu. Kaum hatte ich mich auf der meinigen niedergelassen, als mich auch schon eine sehr vertraute Stimme erfreut begrüßte, die Günter Hösels. Er war am Morgen dieses Tages auch gerade erst hier eingewiesen worden. Doch gleich nach den ersten Worten, die wir wechselten, nahmen seine Gesichtszüge einen bekümmerten Ausdruck an.

"Ich muss dir nun etwas sehr Trauriges mitteilen", begann er, "Werner -", Dann schluckte er zweimal.

"Heute früh haben sie ihn hinausgetragen. Man hatte ihm nicht mehr helfen können."

Wie er, Günter, gehört hatte, hätte Werner zuletzt noch recht leiden müssen. Diese Nachricht traf mich in der Tat wie mit Keulen. Hatte Werner Kümmel, wie wir beiden anderen in gleicher Weise, den Kugel- und Granathagel an der Front unverletzt überstanden, musste es ihn nun hier fern von der Heimat auf so tückische Weise niederstrecken und hinwegraffen! Zugleich schreckte mich aber auch der Gedanke, selbst vielleicht nur noch eine kurze Schrittbreite vom gleichen Schicksal entfernt zu sein.

Vieles, was ich nach dem zwar nicht ungünstigen Ersteindruck im Raum fortan sah und erlebte, vermochte die Zuversicht, je wieder heil hier herauszukommen, kaum zu heben. Da lagen Kameraden auf ihren Pritschen, die nur noch vor sich hin stöhnten und lallten. Andere fantasierten laut im Fieberwahn. Einer, der vom Sani nur unter größter Mühe auf den Schieber gesetzt werden konnte, sackte plötzlich tot in sich zusammen. "Zwei bis vier Mann pro Tag kratzen eben ab", hieß es lakonisch. Dadurch, dass ich über keine Sehhilfe mehr verfügte, nahm ich längst nicht alles so voll wahr, was sich um mich herum an Tragödien alltäglich abspielte, doch blieb es noch immer mehr als genug.

Vom einzelnen Todesfall wurde wenig Wesens gemacht. Der Gestorbene kam seitwärts auf eine Trage. Oft mangelte es an einer Decke, um den Anblick der Leiche zu verhüllen. Der Abtransport erfolgte fast immer klammheimlich in der Morgenfrühe. Irgendwo im Walde, abseits des Lagers, versenkte man sie dann in eine hergerichtete Vertiefung. Bei dem meist herrschenden strengen Frost kostete das Ausheben solcher Gruben den damit Beauftragten beträchtliche Anstrengungen.

Emil - er hieß wohl Müller mit Zunamen, doch wurden Sanis stets nur mit ihrem Vornamen angeredet -, ein waschechter Badenser, gab sich meist ziemlich rauschalig. Barsch raunzte er uns an, wenn wir uns nach seiner Auffassung zu sehr hängen ließen. Fraglos hatte er aber auch seine guten Eigenschaften. Unermüdlich befand er sich unseretwegen auf Achse. Dabei war seine Arbeit alles andere als beneidenswert: Immer wieder stinkende Schieber nach draußen schaffen und dort entleeren, verschmutzte Pritschen scheuern und desinfizieren, zu den Schwerkranken herbeieilen, wenn sie dringende Hilfeleistungen benötigten. Daneben gehörten aber auch noch Fiebermessen, die Essensverteilung und Teezubereitung zu seinen Pflichten, wie auch die Wartung der Öfen. Zwei Hilfssanitäter standen ihm allerdings mit zur Seite und konnten ihm die eine und andere Handreichung abnehmen. Er fühlte sich jedoch für alles, was geschah, in erster Linie verantwortlich.

Die medizinische Oberleitung des Lazaretts lag in Händen eines russischen Ärzteteams. Zwei oder dreimal nahm die Visite ein schon angegrauter russischer Arzt im Range eines Kapitans vor. Offenbar war er für den gesamten dort stationierten sowjetischen Militärbereich zuständig. Er erweckte einen fast väterlichen Eindruck und schien über den schlechten gesundheitlichen Zustand der deutschen Gefangenen ehrlich bekümmert zu sein. Einige Male trat auch die schmächtige ältere Ärztin, die jüdischer Herkunft sein sollte und mich von dem verheerenden Lazarett III in die II überwiesen hatte, auf den Plan. Meist waltete aber die ein gutes Stück jüngere, auf der militärischen Sprossenleiter jedoch höherpostierte eigentliche Lagerärztin bei uns des Amtes. Von der Statur wie vom Wesen her ein kompaktes Energiebündel. Ihr Durchsetzungsvermögen hatte sie ja bereits nachhaltig bewiesen, als sie dem Tageskommandanten untersagte, uns nach der Zählungspanne stundenlang in klirrender Kälte stehen zu lassen. Doch auch in rein medizinischem Sinne schien sie über gutes Fachwissen zu verfügen.

Da die russischen Ärzte der deutschen Sprache nicht oder kaum mächtig waren, begleitete sie bei der Visite stets unser Obersani Joseph. Er, der aus Teschen stammte, jenem zwischen Oberschlesien, Polen und der Tschechoslowakei so unglücklich postierten und politisch umstrittenen Gebietsstreifen, in welchem wir bei unserer Fahrt von Zwickau nach Mielec über einen unvorhergesehen langen Zeitraum auf einem Abstellgleis hatten verharren müssen, rechnete sich persönlich der tschechischen Nationalität zu, kannte sich aber sowohl in den slawischen Sprachen als auch in der deutschen hinreichend aus. Hinzu kam, dass er als Berufssanitäter auch medizinische Kenntnisse besaß und genau vermitteln konnte, was dem Einzelnen fehlte. Die Ärzte signalisierten dann meist mit einem kurzen "Da, da" (Ja, ja) unter gleichzeitigem Nicken des Kopfes, dass sie verstanden hatten, worum es ging. Allerdings dürfte ihnen oft genug auch beklemmend zum Bewusstsein gekommen sein, mit den begrenzten Mitteln, die ihnen zur Verfügung standen, und unter den gegebenen primitiven äußeren Verhältnissen nicht allzu viel ausrichten zu können.

Einige Wochen nach meiner Einweisung in das Lazarett II durfte ein im Offiziersgefangenenlager untergebrachter deutscher Arzt zur Entlastung des russischen Teams betreuende Tätigkeit aufnehmen und im Rahmen des Vorrätigen auch Medikamente verordnen. Wir begrüßten dies als echten Fortschritt, konnten wir doch von nun an unsere Anliegen und Nöte auf deutsch vorbringen, ohne auf einen Sprachvermittler angewiesen zu sein. Allerdings handelte es sich bei diesem Mediziner um einen noch relativ unerfahrenen jüngeren Arzt aus Franken. Beim deutschen Barras hatte er nur die Rangstufe eines Unterarztes bekleidet. So wurde er denn auch von uns nie anders als mit "Herr Unterarzt" angeredet. Dafür erschien er jedoch gewissenhaft alltäglich zur Visite, horchte uns immer wieder ab und erteilte geduldig Ratschläge. Verglich man ihn mit der energischen, selbstbewußt auftretenden russischen Lagerärztin, konnte kein Zweifel daran bestehen, dass er das Präfix "Unter" in seinem Titel schon zu Recht trug. Im Laufe der Zeit gewann er allerdings merklich an Sicherheit und Erfahrung. Nicht rundweg beifällig aufgenommen wurde nur, dass er sich

Landesbibliothek

auf seinen Visiten meist vom 2. Hilfssani, einem hochgewachsenen Arztsohn aus Westfalen, begleiten ließ. Dieser, Schenk mit Namen, war zu unserem Gefangenentrupp noch vor Majdan gestoßen. Er strebte wohl an, mal den Beruf seines Vaters zu ergreifen, hatte das Medizinstudium m.W. aber noch gar nicht aufgenommen. Der Unterarzt beabsichtigte ganz gewiss, ihm ein wenig Einblick in die ärztliche Praxis zu verschaffen, doch vermochte Schenk in dieser Position der Versuchung nicht völlig zu entgehen, sich selbst schon als eine Art medizinischer Halbgott aufzuführen. Die Patienten empfanden seine Begleitfunktion vor allem als eine ungerechtfertigte Bevorzugung gegenüber dem anderen Hilfssani, einem kleinen, unauffälligen, doch immer einsatzwilligen Dresdener, der den sonderbaren Familiennamen Symnatschki trug.

Nun bin ich der Chronologie allerdings um etliches vorausgeeilt. Es erscheint angebracht, erst mal den gewöhnlichen Tageslauf in unserer Krankenbaracke zu schildern. Der Betrieb begann, wie man es von deutschen Krankenhäusern her kaum anders kennt, zu einer äußerst frühen Stunde. Oft schon gegen 4 Uhr traten die Hilfssanis mit einer Aluminiumschüssel voll warmen Wassers an die Pritschen, um die Schwerkranken und an Fieber Leidenden zu waschen, die übrigen zum Sich-Waschen aufzufordern. Bedenkt man, dass sonst im Lager, von den Entlausungsaktionen abgesehen, kaum Möglichkeit zur Körperreinigung bestand, war die hier gebotene Handreichung schon als großer Gewinn zu erachten. Etwa zu gleicher Zeit wurde auch das Fieberthermometer in Umlauf gesetzt. Nach dem Waschen und dem Messen konnten wir noch eine ganze Weile weiterschlafen oder vor uns hindösen. Horchten wir hinaus, vernahmen wir häufig in der 5. bis 6. Morgenstunde lauten Gesang von den Russenbaracken zu uns herüberschallen, Marschlieder zumeist mit optimistisch-forschem Stakkato, nach russischer Art häufig langanhaltend auf dem um eine Oktave erhöhten Grundton endend. Manchmal erschien noch vor der Ausgabe der Frühsuppe eine russische Sanitäterin und verteilte auf Anordnung der Lagerärztin Vitamintabletten "für die Schwachen". Doch zu dieser Kategorie zählten ja eigentlich alle im Raum Liegenden. In späterer Zeit erfolgte gleichfalls auf russische Initiative hin die Ausgabe von Bierhefe zur Blutauffrischung und inneren Reinigung, dies allerdings nicht schon frühmorgens.

Für den Suppenempfang hatte hier jeder seine eigene Blechbüchse mit Henkel (vormals Kilokonservendose) und auch seinen eigenen Löffel. Dadurch gab es bei der Verteilung nicht mehr die langen Staus wie zuvor noch im Lager. Mit der Frühsuppe wurden täglich 400 g dunkles Brot ausgehändigt, danach, aber nicht täglich, etwas Zucker und Butter. Weißbrotportionen in Höhe von 200g folgten etwa in der 11. Stunde. Da den Durchfallkranken dringend angeraten wurde, zumindest das häufig äußerst feuchte, ja kluntschige Schwarzbrot nicht so blank zu verzehren, sondern besser geröstet, dann aber auch erst im wieder erkalteten Zustand, drängte ich mich mit meinen Leidensgenossen vormittags meist um den Ofen, um auf dessen blecherner Deckplatte die Röstung vorzunehmen. Dabei galt es allerdings, immer höllisch Obacht zu geben, dass einem nicht unversehens ein Stück von den anderen wegstibitzt wurde. Dank solcher Zubereitungsbemühungen wurde, was sich nicht gerade als undienlich erwies, der Essvorgang etwas in die Länge gestreckt und nicht gleich alles, wie sonst im Lager, auf einen Ritt vertilgt.

Medikamente verteilte Emil meist vormittags, aber auch zu anderen Zeitpunkten, wenn ärztlicherseits dies so angeordnet war. Vielfach behielt sich Obersani Joseph die Ausgabe auch selbst vor. Immer, wenn er den Raum betrat und den Glasbehälter mit übersaurem Kaliumpermanganat in der Hand schwenkte, tönte er mit einer Lautstärke, dass auch ein entfernt auf seiner Pritsche Dahindusselnder es schwerlich überhören konnte:

"Scheißer, antreten zur Polonaise!"

Kein Betroffener kam umhin, einen Löffel von dieser nicht gerade wohlmundenden rötlichen Desinfektionstinktur zu schlucken.

Nach der Mittagssuppe gab es noch 1-2 Löffel Kascha in den Napf, oft das Beste und Geschätzteste vom Tage. Die meist plempigen Suppen wiesen mittags

manchmal allerdings eine kleine Fleischeinlage auf, doch fischten die Verteiler den an Durchfall Erkrankten vorher alle Brocken heraus. Anfangs hatte ich mir dieses Filterungsverfahren widerspruchslos gefallen lassen. Später, als es mir besser erging, muckte ich aber dagegen auf. Nach meiner Ansicht schienen von den in der Suppe schwimmenden Krautblättern und Rübenschnitzeln für den Darm größere Gefahren auszugehen als von den meist mageren Fleischstückchen. Emil war sehr verärgert, ja beleidigt, dass ich die Sanitäterschaft verdächtigt hatte, sich das Entnommene in den eigenen Suppentopf zu stecken. Geradezu provokativ servierte er mir daraufhin immer eigens die mir zustehende Portion auf einem Holztablett. Das wiederum empfand ich den anderen Betroffenen gegenüber als recht peinlich. Bald wurde ich aber aller bestehenden Skrupel entbunden, hörte die Fleischeinlage ohnehin ganz generell auf.

Da in dem neuerdings erst angestückelten, relativ großen Raum 4 die Wärme des Ofens die entfernten Ecken und Winkel nur unvollkommen erreichen konnte, scharten sich in den Nachmittagsstunden viele Insassen, sofern sie sich von den Pritschen noch zu erheben vermochten, kreisförmig um die einzige Brennstelle. Es war schon ein recht gespenstiger Anblick, die ausgemergelten, durchweg kahlgeschorenen Gestalten trübsinnig in die Flammen stieren zu sehen. Manch einer reckte die klammen Fingerspitzen nach dem Feuer, um dessen Wärmewogen gleichsam in sich aufzusaugen. Hin und wieder warf ein Plenny eine soeben erhaschte Laus auf die heiße Deckplatte und ließ sie ungeachtet dessen, dass am nächsten Morgen auf gleichem Belag wieder Brot geröstet werden sollte, dort zerplatzen.

Die Abendsuppe war oft der gestreckte Auszug des am Tage Dargereichten und bot selten positive Überraschungen. Fast immer erfolgte danach aber noch die Ausgabe von Tschaj (Tee). Mitunter bestand dessen Grundlage zumindest teilweise aus echten russischen bzw. grusinischen Teeblättern und wirkte entsprechend belebend. Meist aber gab es ein rein medizinisches Getränk, speziell für die Durchfallkranken z.B. den bitteren, gerbsäurehaltigen Eichenrindentee. Allgemeiner Wertschätzung erfreute sich der Fichtennadeltee, obwohl er ausgesprochen harzig schmecken konnte. Selbiger stand übrigens auch des Nachts immer in Kannen zur Verfügung. Oft nahm ich nach einem notwendig gewordenen Entleerungsgang von jenem herben Gebräu einen Bechertrunk zu mir.

Nach der Teeausgabe wurde zur Nachtruhe aufgefordert. In der 9. Abendstunde drangen, wie schon frühmorgens, häufig Gesänge vom russischen Lager an unser Ohr, nun aber vorwiegend sentimental-schwermütige, etwa das auch von uns Deutschen so geschätzte Wolgaschlepperlied oder gefühlvolle Abendhymnen nach Don-Kosacken-Manier. Unterbrochen wurden solche elegischen Weisen aber auch immer wieder gern von wild-rasanten Tonabläufen, wie sie etwa in dem bekannten Kalinka-Lied so eindrucksvoll aufklingen.

Absolute Stille kehrte oft deshalb so bald nicht bei uns ein, weil die Holzhacker - manchmal noch bis nahe Mitternacht - in unserem Raum zu hantieren hatten. Holz war ja der einzige Brennstoff, auf den man hier zurückgreifen konnte. Abgelagertes, gut entflammbares stand aber nicht zur Verfügung, nur frischgeschlagenes. Die Lazarettleitung suchte diesem Missstand insoweit zu begegnen, dass sie die aus dem Wald angelieferten Stämme im geheizten Raum, so lang es ging, erst mal stapelte, um wenigstens die gröbste Feuchtigkeit entweichen zu lassen. Der große Raum 4 war der einzige, in dem sich solch ein Verfahren einigermaßen bewerkstelligen ließ. In den Abendstunden erschien dann ein aus drei bis vier Mann bestehendes Holzhacker-Kollektiv von den Arbeitskompanien, nahm die erforderlichen Umschichtungen vor und zersägte und zerhackte das zum Verbrauch bestimmte Holz, selbstverständlich in reiner Handarbeit. Maschinelle Sägen standen damals noch nicht zur Verfügung. Die hier Schaffenden waren durchweg noch ungeschwächt aussehende kernige Mannsgestalten, tagsüber außerhalb des Lagers im Einsatz. Sie verdienten sich mit dieser Extraarbeit bei uns ein kleines Zubrot in Gestalt von einem Suppennachschlag oder einem Päckchen Machorka-Tabak. Das monotone Ritze-ratze

der Sägen, die spaltenden Hiebe der Äxte und lauten Zurufe der Tätigen strapazierten anfangs die Nerven mächtig. Bald gewöhnten sich die hier Liegenden aber an diese besondere Art Begleitakustik und schliefen dabei sogar ein.

Drei Öllämpchen blieben auch nachts brennen. Das war notwendig, damit die an Durchfall Erkrankten den für sie bereitstehenden Schieber, ohne anstoßen und anecken zu müssen, erreichen konnten. Dass dieser innerhalb des Raumes stand und die Insassen nicht gezwungen waren, sich, wie im Lazarett III, in die kalte Nacht hinauszubegeben, empfand jedermann als Wohltat, mochten die daraus entweichenden Gestankswolken den menschlichen Geruchssinn manchmal auch arg beleidigen. Einer der Sanitäter oder Hilfssanitäter stand übrigens stets für Nachtdiensteinsätze bereit und hatte dann auch der Aufgabe nachzukommen, den Schieber regelmäßig zu entsorgen.

Trat man nach Mitternacht an das Fenster und spannte mit seinem Blick nach draußen, gleißte der Graben zwischen dem inneren und äußeren Stacheldrahtzaun im grellen Scheinwerferlicht. In regelmäßigen Abständen riefen sich die auf den hölzernen Türmen postierten Wächter bestimmte Losungsworte zu, um zu signalisieren, dass sie noch gegenwärtig und jederzeit schiessgerüstet seien. Eine makabre Szenerie, die jedoch schlagartig unsere derzeitige Situation im wahrsten Sinne des Wortes erhellte.

Obwohl die Sterbefälle kontinuierlich anhielten und ich selbst auf Grund meines Erscheinungsbildes bei Einlieferung den Eindruck hervorgerufen haben mochte, in die Reihe der Todeskandidaten zu gehören, fühlte ich mich im 4.Raum des Lazaretts II relativ geborgen und verspürte bald auch gesundheitliche Besserung. Zumindest ließ der Husten merklich nach, möglicherweise das Verdienst eines offenbar stark kodeinhaltigen Medikaments. Unter Durchfällen litt ich zwar weiterhin, doch nicht mehr so arg wie zuvor. Andere Zimmergenossen waren da mit ausgesprochen ruhrartigen Symptomen unter Schleim- und Blutausscheidung ungleich härter betroffen. Verschlimmert hatten sich allerdings die Oedeme. Das Wasser schwoll nicht nur in Füßen und Unterschenkeln an, sondern staute sich auch in anderen Körperpartien, sogar im Kopf, besonders morgens nach der Nachtruhe. In die sich teigig anfühlenden Füße konnte ich mit den Fingern Vertiefungen eindrücken. Diese schlossen sich erst allmählich wieder. Als besonders bösartig und auch schmerzhaft entpuppte sich eine ohne ersichtlichen Grund entstandene Wundstelle an der rechten Ferse. Die trichterartige Vereiterung erstreckte sich bis auf den Knochen. Als Fistel bezeichnete sie Obersani Joseph, der täglich durch alle vier Räume des Lazaretts ging, um Verbände anzulegen bzw. zu erneuern. Immer wieder tunkte er ein in desinfizierender Lösung getränktes Läppchen in das Wundzentrum und überstrich zum Schluß das Ganze dick mit Ichthyolsalbe. Wie es seiner robusten Wesensart entsprach, ging er dabei nicht gerade zimperlich zu Werke. Mutwillig quälen wollte er allerdings nicht. Ich protestierte daher auch nicht, sondern biss die Zähne fest aufeinander. Joseph imponierte meine Haltung. Als ich mich einmal anerkennend über die gesamte mir im Lazarett II zuteil gewordene Behandlung geäußert hatte, bemerkte er nur ganz trocken in Anspielung auf meine familiäre Situation:

"Schließlich müssen wir ja auch alles tun, damit der einzige Sohn seines Vaters wieder heil nach Hause kommt".

Aus dem Munde eines Mannes, der in den Jahren zuvor bei vielen Altreichsdeutschen abschätzig als Beutegermane gegolten hatte und der sich selbst als Tscheche bezeichnete, zeugte solch ein Ausspruch schon von einem echten, sich über Schranken hinwegsetzenden mitmenschlichen Einsatzwillen.

Während der zweiten Dezemberhälfte wurde Günter Hösel in das Nebenzimmer verlegt. Unsere Verbindung brach deshalb aber nicht ab. Wir besuchten uns weiterhin wechselseitig, um ein wenig miteinander zu klönen und uns gegenseitig aufzurichten. Doch entwickelte sich auch innerhalb meines Raumes mit etlichen anderen dort liegenden Kameraden ein Gespräch, naturgemäß in erster

Linie mit den unmittelbaren Bett- bzw. Pritschennachbarn, die freilich immer wieder wechselten. Leider habe ich in meinem Bericht von 1945 kaum Angaben über solche Kontakte eingeflochten. Heute lässt sich dies nur noch höchst lückenhaft nachholen, die genaue chronologische Abfolge schon gar nicht mehr rekonstruieren. Da ich aus solchen persönlichen Unterhaltungen aber so manches vorher nicht Gewusste über landsmannschaftliche Eigenheiten und Besonderheiten, aber auch über die damals bestehenden sozialen Strukturen, Probleme und Stimmungen erfahren konnte, sollte ich sie hier nicht ganz unerwähnt lassen.

Als Ersten nenne ich einen etwa 35-40jährigen Eisenbahnbeamten aus Hinterzarten im Schwarzwald namens Birkenbacher. Minutiös erläuterte er mir die täglichen Abläufe im Bahnhofsbetrieb, die Abfertigung der Personen- und Güterzüge und die durch Tunnels und starke Steigungen auf der sog. Höllentalbahn von Freiburg im Breisgau bis Neustadt bestehenden Streckenmerkmale. Er klärte mich auf über zulässige Waggon- und Zuglängen, Ladebestimmungen, unterschiedliche Kraftentfaltung bei Normaltraktion und im Rückwärtsgang mit dem Tender voran und manches mehr. Als Eisenbahnfan interessierte mich vieles schon sehr, wenngleich ich das wenigste davon noch im Gedächtnis behalten habe. Birkenbacher konnte aber auch als Grübler, Tüftler und emsiger Autodidakt gelten. Auf naturwissenschaftlichem und technischem Gebiet hatte er sich mancherlei beachtliche Kenntnisse angeeignet. Nicht ohne Stolz bezeichnete er sich ausdrücklich als Freidenker. Von den Kirchen, ja religiösen Bindungen ganz generell hielt er gar nichts. Auf der anderen Seite unterließ er es aber, Spott über mich auszugießen, wenn ich Trost und Erbauung aus meinem kleinen Feldgesangbuch zu schöpfen suchte.

Als geistig ausgesprochen anregend empfand ich die Gespräche, die ich mit einem Berliner namens Völkel oder Völkert führte. Er mochte mindestens doppelt so alt wie ich gewesen sein. Zwischen seiner und meiner Lagerstatt befanden sich zwar noch zwei weitere, so dass wir manchmal im wahrsten Sinne des Wortes über anderer Köpfe hinwegredeten. Die Initiative des Gesprächskontaktes war von ihm ausgegangen. Er hatte vernommen, dass ich Abiturient und an deutscher Dichtung sehr interessiert sei, und wollte meine diesbezügliche Beschlagenheit offensichtlich gern ein wenig testen. Sein Beruf musste irgendetwas mit dem Buchwesen zu tun gehabt haben. Möglicherweise war er vor seiner Einberufung in einem Verlag oder in einer Großbuchhandlung tätig gewesen, vielleicht auch Bediensteter in einer öffentlichen oder wissenschaftlichen Bibliothek. Zwar hatten wir in der Schule einen an sich recht guten Deutschunterricht genossen, waren aber über Goethe und Schiller kaum nennenswert hinausgestoßen. Je länger Völkel und ich uns miteinander unterhielten, desto deutlicher bekam ich zu spüren, tatsächlich nur über höchst bescheidene Kenntnisse zu verfügen und von vielen Dingen auf dem weiten Feld der Literatur bis dahin noch gar nichts vernommen zu haben. Dabei erwies sich mein Gesprächspartner alles andere als ein Avantgardist im heutigen Sinne. Zwar bekundete er kein unbedingtes Faible für betont nationalistisch eingefärbte Blut- und Bodenliteratur, doch standen ihm Dichter wie Stefan George, Rudolf G. Binding, Hans Carossa, Gustav Frenssen und Hermann Stehr weitaus näher als "jüdische Asphaltliteraten", deren weitreichenden Einfluss vor 1933 er für ausgesprochen destruktiv und zersetzend einschätzte. Als passionierter Schachspieler hielt er andererseits große Stücke auf den über Jahrzehnte hinweg unbesiegbaren Schachweltmeister Emanuel Lasker trotz dessen jüdischer Abstammung. Begeistert schwärmen konnte er auch von der großen schwedischen Filmschauspielerin Greta Garbo, der "göttlichen", die Anfang der vierziger Jahre ihren definitiven Rücktritt von der Leinwandbühne erklärt hatte. Er ließ sich noch über vieles andere aus, doch erging es ihm in gesundheitlicher Hinsicht bald immer schlechter. Zum Schluss konnte er vor Schwäche sein Lager nicht mehr verlassen. Eines Tages verlöschte sein Leben im Schlaf.

Mit einem anderen, wesentlich jüngeren Berliner war ich nur kurze Zeit benachbart. Im Zivilleben als Elektrotechniker in einem Fabrikationsbetrieb

tätig, schilderte er mir aus seiner Perspektive höchst anschaulich den Ablauf des Alltagslebens in Deutschlands größter Stadt, aber auch die mannigfachen sportlichen und touristischen Möglichkeiten, die sich dort in der Freizeit auftaten. Sein häusliches Domizil befand sich auf der Pfaueninsel mitten im Wannsee. Solch eine Wohnlage, die Natur- mit Großstadtnähe in idealer Weise zu verbinden schien, faszinierte mich ungemein.

Wesentlich mühsamer als mit dem zwar nicht hochgebildeten, aber wortflinken Berliner Lebenspragmatiker kam ich mit einem auf einem größeren Gutsbetrieb in Ostpreußen tätigen Landarbeiter ins Gespräch. Dort auf dem platten Lande pulsierte ein ungleich bedächtigerer Tagesrhythmus, wobei die zu verrichtende Arbeit Muskeln und Knochen allerdings hart strapazierte. - Vollen körperlichen Einsatz hatte auch der Waldarbeiter aus dem bayerischen Berchtesgaden unter Beweis stellen müssen, etwa wenn es galt, zur Winterzeit mit dem Hörnerschlitten Baumstämme vom steilen Abhang ins Tal zu befördern. In gesundheitlicher Hinsicht erweckte er aber einen ziemlich angeschlagenen Eindruck. Er war nicht nur von Oedemen stark gezeichnet, sondern klagte darüberhinaus auch über rheumatische Schmerzen, insbesondere in den Knien, ein Leiden, das er sich wohl schon bei der beruflichen Arbeit eingehandelt hatte. Vom Ferienaufenthalt 1938 her stand das Berchtesgadener Land noch höchst lebendig in meiner Erinnerung. So fand ich bei dem rothaarigen und sommersprossigen Bajuwaren leicht den einen und anderen Anknüpfungspunkt. - Gleiches galt, was die Riesengebirgslandschaft anbelangt, von einem kurzfristig neben mich einquartierten Sudetendeutschen aus Hohenelbe. Er berichtete, wie stark die ganz überwiegend deutschstämmige Bevölkerung vor 1938 unter der tschechischen Oberherrschaft zu leiden gehabt hätte und wie froh und erleichtert die meisten Menschen gewesen seien, als Truppen aus dem Reich ins Land eingerückt waren. Dass er wegen totaler Vertreibung aller deutschen Bewohner nach der Kriegsgefangenschaft gar nicht wieder in seine Heimat würde zurückkehren können, war ihm zum damaligen Zeitpunkt einfach noch nicht vorstellbar.

Einmal kam ich auch mit einem jungen Jugoslawen zusammen, der nur gebrochen Deutsch sprach. Was den armen Bergbauernsohn bewogen haben mochte, sich freiwillig unter die deutsche Flagge zu scharen, ist mir damals ziemlich unverständlich geblieben. Heute weiß man ja, dass die Differenzen innerhalb der jugoslawischen Völkerschaften geschichtlich weit zurückreichen. Manche Slowenen und Kroaten hatten sich nach dem deutschen Einmarsch 1941 von dieser Seite wohl Unterstützung im Kampf gegen die serbische Vormachtstellung erhofft und sich ihr darum zugesellt. Nach politischer Kämpfernatur sah er allerdings absolut nicht aus, mein Bettgenosse vom Balkan. Er wirkte ausgesprochen sanftmütig. Von Hause aus an drückende Armutsverhältnisse gewohnt, meckerte er nicht einmal über das oft genug wahrlich kritikwürdige Essen, das uns gereicht wurde. Manchmal blickten seine Augen eigenartig versonnen in die Ferne. Welche Art Sehnsucht mochte ihn wohl erfüllen?

So reizvoll es auch für mich war, durch die Zusammenlegung im Lazarett ein wenig Einblick in die Lebensgewohnheiten der aus anderen Gauen Stammenden zu gewinnen, so sehr erfreute es mich andererseits, als ich mal wieder einen echten sächsischen Landsmann an der Seite hatte, einen etwa gleichaltrigen Maurergesellen aus Reichenhain bei Chemnitz, demselben Ort übrigens, in dem auch Günter Hösel zu Hause war. Er hieß Werner Bergelt, war mächtig in die Breite gewachsen, durch die anhaltenden Entbehrungen körperlich aber nun ziemlich zusammengeklappt. Besonders Auffälliges ist über ihn sonst eigentlich gar nicht mitzuteilen, nur eben, dass wir prachtvoll miteinander auskamen und dass uns trotz unterschiedlichen Bildungsweges viele Gemeinsamkeiten miteinander verbanden. Unser beider westsächsiche Heimat in der uns gleicherweise vertrauten Gestalt stand im Mittelpunkt vieler unserer Gespräche.

Ein anderer sächsischer Landsmann, schwer an Wasserschwellungen leidend, ließ mich Einblick nehmen in das entgegen meiner Vorstellung gar nicht so romantische, sondern oft von Mühsal und Not geprägte Leben der kleinen Leute

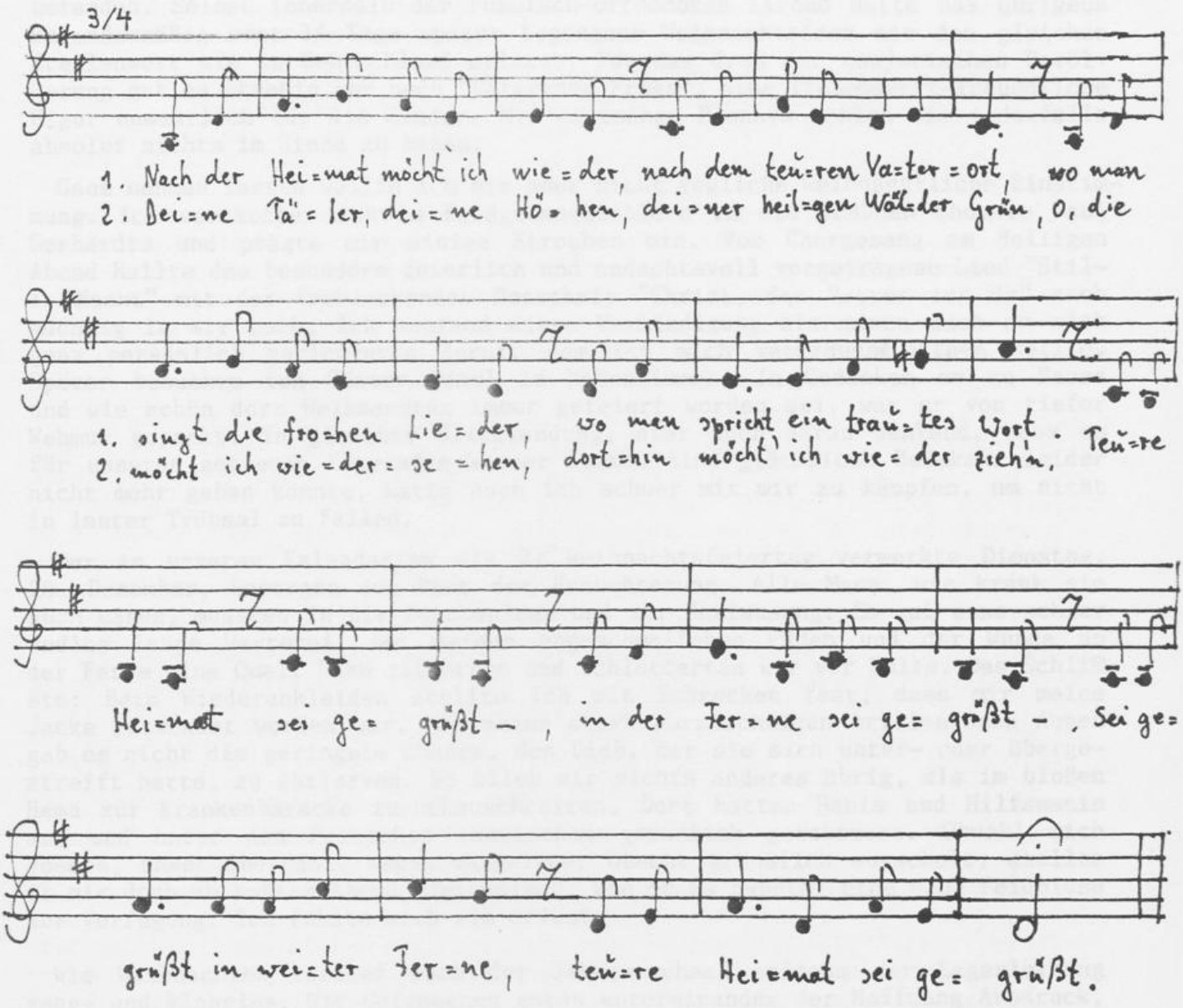
in den Kammregionen des Erzgebirges. Früh noch bei tiefer Finsternis hatte er sich in Wintertagen beharrlich durch Eis und Schnee kämpfen müssen, um die einige Kilometer talwärts liegende Bahnstation und dort den ersten Zug nach der Kreisstadt zu erreichen, in der sich seine Arbeitsstätte befand. Das Frühstück bestand meist nur aus einem simplen Rachemaad. Darunter hat man eine aus geriebenen Kartoffeln mit etwas Mehl zusammengeknetete und gleich auf der Herdplatte gebackene Plinse sich vorzustellen.

Als die Weihnachtstage immer näher heranrückten, ergriff die meisten Lazarettinsassen eine besonders wehmütige Stimmung. Wie immer der einzelne zu den Aussagen der biblischen Verkündigung auch stehen mochte - Weihnachten war als Fest der Liebe, des gegenseitigen Schenkens und Beschenktwerdens in allen Häusern und Familien ganz fest verankert und blieb dies auch inmitten der hereingebrochenen kriegerischen Drangsal. Selbst in Schützengräben und Bunkern hatten die Landser am Heiligen Abend ein bescheidenes Tannenbäumchen aufgepflanzt und versucht, ein paar von Kindheitstagen her geläufige Weihnachtsliedmelodien über die Lippen zu bringen.

Emil, der für unseren Raum zuständige Sani, hatte einen aus Fichtenzweigen geflochtenen Adventskranz unter der Decke befestigen und auch die Wände mit etwas Kiefernreisig dekorieren lassen. In allen übrigen Barackenräumen dürften sich ähnliche Vorgänge abgespielt haben. Der russischen Lagerleitung konnte es unmöglich verborgen geblieben sein, welch hohe Bedeutung ihre deutschen Gefangenen diesem Fest aller Feste zumaßen. Wie würden sie darauf reagieren?

Acht Tage vor Weihnachten hatte jedermann zum ersten Mal ein Päckchen Machorka-Tabak ausgehändigt bekommen, für die Kranken nicht unbedingt gerade das Richtige. Mittels Zeitungspapier drehte man sich aus diesem Stoff sog. Papirossas. Angezündet, verbreiteten sie einen Duft, der an angesengte Pferdehufe erinnerte. Derartige Rauchversuche habe ich aber sehr bald wieder aufgegeben. Für den Rest dieser Zuteilung wie für alle späteren fand ich immer einen Tauschpartner, auch wenn das Gegenprodukt oft nur aus Zuckerwürfelstückchen, selten mal aus einer Kascha- oder kleinen Brotportion bestand. Eine besondere Freude erlebten wir Insassen des Lazaretts II am Nachmittag des Heiligen Abends, als wir mit Sackleinewand überzogene Hartgrasunterlagen auf unsere Pritschen gelegt bekamen. Geradezu himmlisch weich mutete uns das neue "Polster" an. Nur den unter schwersten, nicht mehr kontrollierbaren Durchfällen Leidenden blieb diese Vergünstigung versagt.

Als es draußen dunkel geworden war, betrat zwar kein Weihnachtsmann unseren Raum, wohl aber begehrte ein sich aus ein paar Sangeskundigen gebildeter kleiner Lagerchor Eintritt. Im Schimmer der Naphta-Lämpchen trug er uns ein paar altbekannte weihnachtliche Weisen vor. Gar manchem von uns traten dabei Tränen in die Augen. Hans Meier gehörte mit zur Sängerschar und sprach wohl auch ein paar verbindende Worte. Zum Schluss stimmte der Chor noch ein Lied an, das zuvor auch schon da und dort einmal aufgeklungen war, fortan aber im fernen Koltubanka zu d e m Lied der Gefangenen werden sollte: "Nach der Heimat möcht' ich wieder ...". Die heute nicht mehr zu vernehmende Melodie ist mir ganz fest im Gedächtnis haften geblieben, der Text nur noch bruchstückhaft. Durch Nachfrage beim Musikarchiv des Westdeutschen Rundfunks gelang es mir aber, ihn wieder zu eruieren. 1889 verfasste ihn ein gewisser Karl Kromer (1865-1939) zusammen mit der Melodie. Der Wortlaut ist von sehr schlichtem, ja fast banalem Strickmuster und wirkte im Grunde damals schon recht antiquiert. Doch in Anbetracht unseres Gefangenendaseins, weit getrennt vom heimatlichen Ort und allem, was uns mit diesem verband, und der wirklich schönen, eingängigen, volksliedhaften Melodie, die der in den Radiowunschkonzerten der Kriegszeit beigemischten sentimentalen Unterklänge und Tonschlenker wahrlich nicht bedurft hätte, musste es jeden, der innerlich noch nicht völlig verbittert oder abgestumpft war, ergreifen und packen. Nachfolgend Text und Melodie:



Unsere besonderen weihnachtlichen Erwartungen hatten sich begreiflicherweise auf eine kleine Verpflegungsaufbesserung oder Sonderzulage gerichtet. In dieser Hinsicht wurden wir jedoch grausam enttäuscht. Die am Heiligen Abend ausgegebene Suppe bestand wirklich nur aus getöntem Wasser. Man hätte sie, wie einige entrüstet äußerten, auch dem Wasserkessel einer Dampflokomotive entnehmen können. Hatte der eine oder andere von uns die Hoffnung noch aufrechterhalten, am 1. Feiertag vielleicht einen dickeren Brocken als gewöhnlich im Essensnapf vorzufinden, so erlebte er erneut eine herbe Desillusion. Die Lagerleitung hatte in der Tat nicht nur keinerlei Rücksicht auf die seelische Stimmungslage der deutschen Plennys genommen, sondern ihre abweisende Haltung in denkbar armseliger Beschaffenheit der Mahlzeiten sogar noch besonders hervorzukehren gesucht. Die vorangegangene Tabakzuteilung und die Verteilung der Hartgrasunterlagen waren wohl nur rein zufällig mit Weihnachten zusammengefallen und nicht in der Absicht erfolgt, dem Fest eine besondere Note zu unterlegen. Als uns unsere Sanis am Nachmittag des 1. Feiertages aufforderten, doch noch mal ein paar Weihnachtslieder anzustimmen, erstarben diese alsbald auf unseren Lippen, teils aus innerer Verkrampfung, teils aus mangelnder Textkenntnis, in erster Linie aber wohl aus Ingrimm über die uns widerfahrene schnöde Behandlung. Nun durfte freilich nicht außer Betracht gelassen werden, dass wir uns im Herrschaftsbereich eines streng atheistisch ausgerichteten, zudem in erbitterter Gegnerschaft mit dem Deutschen Reich stehenden Staates

befanden. Selbst innerhalb der russisch-orthodoxen Kirche hatte das übrigens kalendermäßig erst 14 Tage später begangene Weihnachtsfest nie den gleichen Stellenwert wie in Deutschland erlangt. Für das Gros der sowjetischen Bevölkerung gab es ohnehin nur noch "Väterchen Frost", eine liebenswert-freundliche Figur namentlich für die Kinder. Mit deutschen Plennys schien sie jedenfalls absolut nichts im Sinne zu haben.

Ganz nehmen lassen wollte ich mir aber nicht jegliche weihnachtliche Einstimmung. Ich vertiefte mich im Feldgesangbüchlein in die schönen Choräle Paul Gerhardts und prägte mir einige Strophen ein. Vom Chorgesang am Heiligen Abend hallte das besonders feierlich und andachtsvoll vorgetragene Lied "Stille Nacht" mit der frohlockenden Botschaft "Christ, der Retter ist da" noch mächtig in mir nach. Ich empfand diese Verkündigung als einen auch an mich ganz persönlich gerichteten Zuruf, dem ich mich vertrauend öffnen sollte. Später besuchte ich Günter Hösel im Nebenzimmer. In Gedanken an zu Hause und wie schön dort Weihnachten immer gefeiert worden sei, war er von tiefer Wehmut gepackt. In gleicher Blickwendung, aber auch daran denkend, dass es für unseren getreuen Kameraden Werner Kümmel eine glückliche Heimkehr leider nicht mehr geben konnte, hatte auch ich schwer mit mir zu kämpfen, um nicht in lauter Trübsal zu fallen.

Der in unseren Kalendarien als 2. Weihnachtsfeiertag vermerkte Dienstag, 26. Dezember, besorgte den Rest der Ernüchterung. Alle Mann, wie krank sie auch waren, mussten in die Duschanlage und zur Entlausung. Es gab eine schier endlos lange Warterei, bei meinen angeschwollenen Füßen und der Wunde an der Ferse eine Qual. Dazu zitterten und schlotterten wir vor Kälte. Das Schlimmste: Beim Wiederankleiden stellte ich mit Schrecken fest, dass mir meine Jacke entwendet worden war. Für meine stark kurzsichtigen brillenlosen Augen gab es nicht die geringste Chance, den Dieb, der sie sich unter- oder übergestreift hatte, zu entlarven. So blieb mir nichts anderes übrig, als im bloßen Hemd zur Krankenbaracke zurückzuschreiten. Dort hatten Sanis und Hilfssanis auf und unter den Pritschen inzwischen gründlich gescheuert. Obwohl mich Joseph, unser Obersani, wegen mangelnder Obacht gründlich ausscholt, stellte er mir doch am späten Abend "leihweise", wie er es nannte, eine neue Feldbluse zur Verfügung. Ich fühlte mich wie erlöst.

Wie Weihnachten verlief auch der Jahreswechsel seitens der Lagerleitung sang- und klanglos. Wir Gefangenen gaben untereinander der Hoffnung Ausdruck, dass der unselige Krieg im neuen Jahr alsbald sein Ende finden möge, damit sich für uns dann eine Rückkehrmöglichkeit in die Heimat auftue. Eine Woche nach dem Neujahrstag vollendete ich mein 19. Lebensjahr. Ich weiß nicht mehr, ob ich diesen Tatbestand meine Nebenleute wissen ließ oder ihn ganz verschwieg. Soviel ist mir aber noch im Gedächtnis haften geblieben, dass ich den Tag für mich selbst etwas herauszuheben suchte, indem ich ein paar Brotstücke zusätzlich verzehrte, die ich mir an den Vortagen freilich vom Munde hatte absparen und zurücklegen müssen. Diese Übung behielt ich dann auch in der Folgezeit bei. Schließlich besaß ich einen ganzen Tagesvorrat an Brot. Die morgens ausgegebene Tagesration verstaute ich jeweils in meiner an einem Wandhaken hinter der Liegestatt nach unten aufgehängten Feldmütze. Zugleich entnahm ich ihr das ein wenig angetrocknete Brot vom Vortag und verzehrte dieses. Allerdings fand die riskante Verfahrensweise ziemlich bald ein abruptes Ende. Zwar hatte sich nicht, wie es immerhin nahegelegen hätte, ein gieriger Mitinsasse über Nacht heimlich des verlockenden Vorrates bemächtigt, wohl aber musste ich, als ich eines Morgens in gewohnter Weise die aufgeknüpfte Mütze herunterholte, zu meinem maßlosen Schrecken feststellen, dass die sonst nur unter der Pritsche hin und her huschenden, mitunter auch quietschenden und tanzenden Mäuse dem Inhalt in ziemlich happiger Weise zu Leibe gerückt waren. Das vom Kanten noch Übriggebliebene zeigte ringsum kräftige Nagespuren. Klar, dass diese Art von Vorratswirtschaft auf der Stelle ausgedient hatte. Immerhin brachte ich es unter den damaligen Gegebenheiten fertig,

das in der Mütze übriggebliebene Brot trotz aller unappetitlichen Fremdeinwirkungen noch weitgehend zu verzehren.

Anfang des neuen Jahres erfolgten innerhalb unseres Lazaretts einige Verbesserungen, die allseits beifällig aufgenommen wurden. Neben der schon erwähnten Zulassung eines deutschen Unterarztes begrüßten wir es, dass wir endlich unsere zerlumpten Militärklamotten vom Leibe bekamen und fortan weiße Leinenwäsche tragen konnten. Zugleich gab es Stoffdecken für die Bettstellen. Eine Erleichterung nicht zuletzt in hygienischer Hinsicht bedeutete die Aufstellung zweier zusätzlicher Schieber. Allerdings füllte sich gleichzeitig trotz mancher Abgänge infolge Entlassung oder Tod unser Raum so sehr, dass neue Pritschen zwischen die schon bestehenden eingefügt werden mussten. Schließlich bildeten die Pritschen eine geschlosene Reihe. Unter den Neueingewiesenen waren etliche erst kürzlich in Koltubanka eingetroffen, meist aus anderen Lagern des Uralgebietes, u.a. von Orsk und Buguruslan.

Mein gesundheitlicher Zustand besserte sich nach dem Jahreswechsel sichtlich, obwohl noch immer gehörige Schwäche bestand. Neuerdings verspürte ich schmerzende Stiche im linken Brustbereich, befürchtete schon, das Herz würde irgendwie ausrasten, und wies den Unterarzt darauf hin. Dieser horchte und klopfte mich immer wieder gründlich ab, äußerte sich aber nicht näher dazu. Erst ein paar Wochen später sagte er mir, mit dem Herzen hätte ich gar nichts zu schaffen gehabt, nur ein Lungenbefund sei festzustellen gewesen, inzwischen aber abgeklungen.

Allgemeine Beunruhigung kam auf, als sich Fleckfieberfälle im Lager häuften. Diese schwere Erkrankung wird in erster Linie von Läusen übertragen. Trotz aller Entlausungsaktionen und der Einführung der Anstaltskleidung blieb dieses ekelhafte Ungeziefer unablässig am Ball, sprich: am menschlichen Körper. Auch Wanzen aller Kaliber kamen immer wieder von neuem aus ihren Ritzen hervorgekrochen. Nur Flöhe gab es hier im Gegensatz zu Rudnik nicht.

Die Quote der Todesfälle erhöhte sich im weiteren Verlauf des Winters. Manche Kameraden verstarben schon in den ersten Tagen nach der Einlieferung. Zu ihnen gehörte auch der mir von unserem Bibellesekreis in Rudnik her gut bekannte Kurt Weißflog aus Aue im Erzgebirge. Er zählte ja ohnehin nicht mehr zu den Jüngsten, weshalb man ihn oft respektvoll mit "Vater Weißflog" anzusprechen pflegte. Nachdem der harte, geduldig ertragene Arbeitskompanie-Einsatz seine Kräfte total ruiniert und zum körperlichen Zusammenbruch geführt hatte, bestand, als er bei uns eintraf, für sein Leben so gut wie keine Hoffnung mehr. Er nahm kaum noch Nahrung zu sich. Nur dem heißen Fichtennadeltee sprach er gern zu. In fast überschwänglichen Worten und mit noch immer tonvoller Stimme bedankte er sich jeweils bei dem Sani, der ihm die Büchse mit der begehrten Flüssigkeit zugetragen hatte, für solche Hilfeleistung. Danach dämmerte er wieder vor sich hin. Das Verlöschen dieses in seiner christlichen Gesinnung so gefestigten Mannes ging mir durch und durch, aber ich glaube sagen zu können, dass er in vollem Vertrauen auf den Erlöser verschied.

Aber auch jene Sterbefälle setzten mir innerlich sehr zu, wo den körperlichen Auflösungsprozess ein Dahinschwinden der geistigen Fähigkeiten begleitete. Ein aus dem Harz Stammender war seiner Sinne schon, als ich ins Lazarett II eingeliefert wurde, nicht mehr mächtig. Weil er den Schieber häufig nicht mehr rechtzeitig erreichte bzw. zu spät erst danach rief, fuhr ihn Emil ziemlich barsch an, ohne jedoch ein anderes Verhalten damit bewirken zu können. Als der nur noch wirr Redende endlich starb, atmeten alle sichtlich auf. Einen Kameraden aus Lauban in Niederschlesien bemächtigte Stunden vor seinem Ende hektische Unruhe. Ganz ungestüm verlangte er nach all seinen Sachen, weil er jetzt packen müsse. Der Heimtransport stünde doch unmittelbar bevor, und er dürfe den Anschlusszug nach Lauban nicht verpassen.

Als ich Mitte Januar mal wieder Günter Hösel im Nebenraum aufsuchte,erschrak ich mächtig über seine schlechte körperliche Verfassung. Er sah im Gesicht

ganz fahl und eingefallen aus. Vor ihm auf dem Schoß lagen ein paar geröstete Weißbrotscheiben. Es fehlte ihm jedoch sichtlich an Appetit, sie zu verzehren. Ich äußerte mich denn auch recht besorgt über seinen Zustand, doch suchte er nach wie vor Optimismus zu verbreiten. Der Krieg würde sicher bald zu Ende gehen, und wir Nicht-Arbeitsverwendungsfähige kämen dann aller Voraussicht nach als Erste nach Hause. Seien wir erst mal wieder daheim, würden wir auch rasch wieder neue Kräfte sammeln können.

Wegen des um sich greifenden Fleckfiebers wurde es mir wenig später untersagt, den 4. Raum zu verlassen und in einem der drei anderen mich aufzuhalten. Am 5. Februar vernahm ich dann von unseren Sanis die erschütternde Nachricht, Günter sei gestorben. Sie ging mir zutiefst nahe. Vier Kameraden waren wir gewesen, als wir uns im Rudniker Lager geschworen hatten, immer fest zusammenzuhalten bis zur gemeinsamen Heimkehr. Aber noch im gleichen Lager erwischte es Günter Clauß so schwer, dass er in ziemlich hoffnungslosem Zustand in ein russisches Feldkrankenhaus eingeliefert werden musste und dort vermutlich nicht mehr lebend herausgekommen ist. Anfang Dezember löschte Werner Kümmels Leben aus. Und nun hatte es auch Günter Hösel getroffen. Ich, in kräftemäßiger Hinsicht eigentlich der Mickrigste von uns Vieren, war nun als einziger übriggeblieben.

Aber noch ein anderer guter Bekannter, Hans Weber aus Niederlungwitz, mein Pritschennachbar in Przemysl, fand um diese Zeit im Lazarett II den Tod. Ich hatte ihn hier kaum sehen und sprechen können und von seinem Ende auch nur aus zweiter Hand erfahren. Zweifel an der Richtigkeit dieser Mitteilung bestand jedoch nicht.

So lebhaft in Erscheinung wie in den Lagern zuvor trat das Nationalkomitee Freies Deutschland hier in Koltubanka, zumindest in unserer Krankenbaracke, nicht. Dennoch existierte innerhalb der Lagergemeinschaft, wie in allen sowjetischen Kriegsgefangenenlagern, ein Antifa-Ausschuss, dessen Angehörige politisch streng nach Moskauer Diktion eingeschult wurden und die dann auch unter den übrigen Plennys aktive Aufklärungseinsätze zu betreiben hatten. Auch in unser Lazarett kam regelmäßig ein Abgesandter von der Antifa, setzte die jüngste Ausgabe der Zeitung "Freies Deutschland" in Umlauf und teilte uns die neuesten Meldungen vom Kriegsgeschehen mit. Nach längerem Verharren auf der Stelle hatten die sowjetischen Streitkräfte Mitte Januar 1945 entlang der Weichsellinie zum entscheidenden Stoß angesetzt und im Handumdrehen ungeheuere Geländegewinne erzielt. Die Spitzen standen nun schon mitten in Ostpreußen. Im Westen war die im Dezember 1944 vorgetragene deutsche Gegenoffensive in den Ardennen längst an Kräfte-, Material- und Treibstoffmangel zusammengebrochen. Auch hier befanden sich die alliierten Armeen auf dem Vormarsch. Ich kann nicht für alle Mitgefangenen sprechen - unter ihnen mochten manche den Gedanken an den deutschen Endsieg noch immer nicht ganz preisgegeben haben und nun Bestürzung über die für das Hitler-Regime katastrophale Entwicklung empfinden-,doch verband das Gros das konzentrierte Vordringen der Gegner Deutschlands mit der nicht unberechtigten Hoffnung, dass der Krieg dann bald zu Ende sein werde. Jeder rasche Fall einer deutschen Stadt wurde daher regelrecht bejubelt. Ingrimm wiederum stellte sich ein, wenn deutsche Einheiten an manchen Frontabschnitten noch unsinnig hinhaltenden Widerstand leisteten.

Die Propagandisten brachten neben der Zeitung ab und zu deutschsprachige Aufklärungsbroschüren aus dem Moskauer Verlag für Fremdsprachige Literatur mit. Zum Vorlesen erbot sich ein Mitinsasse namens Brechling. Schon vor Majdan war er zu meinem Gefangenentrupp gestoßen. Ich weiß heute nicht mehr, aus welcher deutschen Landschaft er stammte, nur dass er sich als Abiturient und angehender Student der Germanistik bezeichnete. Mit der Literatur verband er wohl große Pläne, ja, er schien sich selbst schon als halben bis ganzen Dichter zu betrachten. Sein stets verdrossener Gesichtsausdruck ließ indessen auf eine beträchtliche Portion innewohnenden Pessimismus schließen. Hans

Meier, der kernige Charakterisierungen liebte, hatte ihn seiner grimmig-abweisenden Mimik wegen einmal mit dem berühmten preußischen Hofmaler Adolph von Menzel verglichen.

Brechling jedenfalls unterzog sich dem Auftrag des Vorlesens mit Verve und Verbissenheit zugleich, obwohl die wenigsten von uns Neigung verspürten, das zu Gehör Gebrachte tief in sich aufzunehmen. Ich selbst habe das meiste davon auch längst vergessen. Einen naiv-geschönten Anstrich trugen Geschichten aus der Jugend- und Verbannungszeit Lenins, des späteren Begründers der Sowjetmacht, und auch die Schilderung, wie er als Staatsoberhaupt an den von ihm eingeführten Sobotniks (Arbeitswochenenden) eigenhändig mit zugepackt haben soll. Kein Wort selbstredend über die nicht erst von Stalin, seinem Nachfolger, sondern schon von ihm angeordneten rücksichtslosen Liquidierungen unliebsamer Gegner im Lande.

Nach sowjetischer Auffassung hatte Greueltaten ausschließlich Hitler-Deutschland begangen. Mit Abscheu, aber auch etlichem Zweifel an der Richtigkeit reagierte ich auf die von Brechling verlesene Darstellung über das von der SS in Ostpolen eingerichtete Konzentrationslager Treblinka. Tausende jüdischer und sonstiger Festgenommener seien dort ohne vorangegangenen Rechtsprozess in die Gaskammern geschickt und darin umgebracht worden. Darüber hinaus sollten die deutschen Wachmannschaften sich noch ganz besonders sadistische Folterungsmethoden ausgedacht haben, indem sie beispielsweise abgerichtete Schäferhunde auf die Todgeweihten loshetzten, um diesen die Geschlechtsteile abbeißen zu lassen. Wohl war vorauszuahnen gewesen, dass der von Hitler ausgelöste fanatische Rassenhass eines Tages sämtliche Schranken der Ethik und Moral niederreißen würde, auch hatte sich schon längst mehr als deutlich genug gezeigt, dass in seinen Reihen Leute standen, die zu jeder Untat fähig waren, doch hielten die meisten von uns die in der genannten Broschüre aufgestellten Behauptungen für maßlos übertrieben.

"Natürlich erleben die in solchen Massenlagern Einsitzenden dort kein Zuckerschlecken", so der allgemeine Tenor, "und ganz gewiss gehen viele von ihnen bei ungenügender Ernährung und grassierenden Krankheiten vor die Hunde. Der schlagendste Beweis für solches Geschehen wird doch hier in unserem Lager geliefert."

Mehr als einmal kam es in jenen Wochen zu ausgedehnten Diskussionen über die jüdische Frage. Dabei zeigte sich ziemlich deutlich, dass weder eine ausgesprochen pro- noch eine ausgesprochen antisemitische Gesinnung das Volk beherrschte und dass der"Mann auf der Straße" um ein ausgewogenes Urteil durchaus bemüht blieb. Der Ansicht, die Juden hätten in der Zeit vor Hitler auf Grund ihrer Schläue und Intelligenz sich in vielen Lebensbereichen "ziemlich mausig" gemacht, so dass eine gewisse Einschränkung ihrer Vormachtstellung zugunsten der deutschen Bevölkerungsmehrheit schon angebracht gewesen sei, widersprach zwar kaum einer völlig, doch war man sich andererseits darüber nahezu einhellig im Klaren, dass die Pogrome im November 1938 jedes vertretbare Maß weit überschritten hatten. Auch unterließ man nicht, all jene Wohltaten aufzuzählen, die jüdischer Seite zu verdanken gewesen waren, nicht etwa nur die preiswerten Frühstücke und sonstigen Einkaufsvergünstigungen bei Aschinger, Wertheim und anderen großen Warenhäusern, sondern auch, was jüdische Ärzte an besonderen Leistungen zum Segen der Menschheit vollbracht oder was jüdische Logen armen und verwaisten Kindern an Unterstützungen zugewendet hatten. Allerdings galten zum damaligen Zeitpunkt die Juden in den Augen aller noch nach traditionellem geschichtlichen Verständnis als in Deutschland und anderen Ländern lebende Angehörige eines versprengten semitischen Volkes. Dass die heute erwünschte Lesart, sie als Deutsche jüdischen Glaubens zu bezeichnen, bis zur Jahrhundertmitte noch nirgendwo eine Chance auf Akzeptanz besaß, mag man bedauerlich finden, sollte dies aber historisch zu verstehen versuchen und nicht den damals Lebenden im Nachhinein als eine moralische Schuld anlasten. Auch das Gefühl, an den Verfolgungsmaßnahmen gegen die Juden eine kollektive Mitverantwortung zu tragen, war damals

einfach nicht vorauszusetzen. Schließlich lebte man ja nicht in einer Demokratie, sondern in einem streng obrigkeitsorientierten Staatsgefüge. Allein die Führung besaß die Befugnis, Anordnungen zu erteilen. Sie allein hatte dafür aber auch geradezustehen. So die generelle Vorstellung. Erschwerend trat hinzu, dass jeder Staatsbürger auch nur für den Versuch eines Widerstandes unnachsichtige Bestrafung zu gewärtigen hatte. Zudem vollzogen sich nach der spektakulären "Reichskristallnacht" alle weiteren Aktionen so abgeschirmt, dass die Bevölkerung oft nichts oder nur ganz Vages darüber erfuhr. Wenn ich an mich selbst zurückdenke, so war mir zwar bekannt gewesen, dass die Nazis Konzentrationslager errichtet hatten, so in Dachau und Sachsenhausen, von dem räumlich viel näher gelegenen Buchenwald bei Weimar wusste ich hingegen nichts. Wohl hatten auf Urlaub weilende Soldaten einiges über Massenerschießungen von jüdischen Partisanen hinter den eigenen Linien verlauten lassen, doch wie wären solche Informationen aus zweiter Hand, für deren Richtigkeit man selbst nicht bürgen konnte, denn ernstlich als Beweismaterial für eine Anklage gegen die Staatsmacht zu verwenden gewesen?

Ende Februar/Anfang März zeigten sich hinsichtlich des Verdauungsvorganges bei mir keine krankhaften Symptome mehr: Ich wurde deshalb in den Nebenraum verlegt. Hier herrschte jedoch eine höchst unerfreuliche Atmosphäre, und ich fühlte mich alles andere als wohl. Als ich nach drei oder vier Tagen wieder etwas Durchfall erlitt, schrien einige Mitinsassen sogleich Zeter und Mordio und erreichten, dass ich - worüber ich so unglücklich gar nicht war - wieder in den "Scheißer"-Raum 4 zurückversetzt wurde. Dessen Insassenzahl hatte sich inzwischen auf 60 erhöht. Als zweiter Sanitäter neben Emil wirkte hier neuerdings der mir von der Rudniker Krankenbaracke her noch gut bekannte Chemnitzer Walter. Dank einer energischen Intervention der Lagerärztin verbesserte sich die Verpflegung. Die Suppen fielen merklich sämiger aus, es gab nur noch Weißbrot, und zwar 500 g täglich, Kascha aus Grieß, nicht, wie gewöhnlich, aus Graupen, Hierse oder Buchweizen, und manchmal sogar eine Scheibe Speck.

Schwer zu schaffen machte uns bei draußen eingetretener Schneeschmelze, dass das getaute Wasser durch immer neue Stellen der Decke zu sickern begann und auf uns herniedertropfte. Bald herrschte im Raum eine Luftfeuchtigkeit wie in einer Waschküche. Hier zeigte sich ein entscheidender Nachteil des nicht hinreichend isolierten und noch nicht voll bewachsenen Erdhüttenbaues. Ich glaube jedoch, dass selbst bei vollem Graswurzelwerk die stark herniederbrechenden Wassermassen nicht voll aufzufangen gewesen wären.

Ein besonderer Schmerz widerfuhr mir gegen Ende des Monats März. Bei der Entlausungsaktion büßte ich das letzte bis jetzt noch immer hindurchgerettete Verbindungsstück zur Heimat ein: mein kleines Feldgesangbuch. Wie oft hatte es mir in all den düsteren Stunden des Gefangenendaseins ein Wort des Trostes und der inneren Aufrichtung zugesprochen. Nun blieben seine Seiten mir für immer verschlossen. Manches davon trug ich jedoch weiter im Herzen als fortkeimendes Saatgut.

11. Im Lazarett IV

(Koltubanka, 30. März - 20. Juli 1945)

Die wachsende Zahl der Krankheitsfälle veranlasste die Lagerführung, ein weiteres Lazarett einzurichten. Sie sah jenen großen Erdbarackenbau dafür aus, der uns nach Eintritt ins Lager Koltubanka als erste Behelfsunterkunft gedient hatte. Fortan trug er die Bezeichnung Lazarett IV. Dieses sollte die leichteren Fälle aus den anderen Lazaretten zu deren Entlastung übernehmen. Da ich nicht mehr als schwerkranker Patient gelten konnte, gehörte ich mit in die Reihe derer, die zur Umverlegung bestimmt waren.

Am 30. März - nach dem christlichen Kalendarium Karfreitag - erfolgte der geplante Umzug. Zunächst hatten wir unsere leinene Anstaltskleidung zurückzugeben und mit den wieder ausgehändigten Altklamotten in die Entlausungsanstalt zu ziehen, wo es diesmal zu einem besonders nervenaufreibenden Schieben und Drängen kam. Als wir endlich die Räumlichkeiten verlassen durften, tobte draußen ein unbeschreibliches Schnee- und Graupelgewitter. Es gab jedoch kein Pardon: Wir mussten uns über die etwa 300-400 m lange Strecke, nur mit Holzschlappen an den Füßen, bis zu unserem Bestimmungsort hindurchkämpfen. Dieser zwar nicht weite, bei dem wirbelnden Orkan aber ungemein beschwerliche Marsch gehört mit zu meinen grässlichsten Gefangenschaftserinnerungen. Auf den unbedeckten kahlgeschorenen Schädel prasselten nur so die Eispartikel. Nach dem wochenlangen Krankenlager und jeglicher Frischluftentwöhnung reagierte ich auf diesen plötzlichen knallharten Kälteaufprall zweifelsohne ungleich empfindlicher als es normalerweise der Fall gewesen wäre, und ich rechnete mir in Gedanken schon die schlimmsten Krankheitsfolgen bis hin zu Hirnhautentzündung und was weiß ich noch aus, doch sollten sich alle Befürchtungen dieser Art bald als völlig gegenstandslos erweisen.

In seiner generellen Anlage hatte sich dieser auffallend langgestreckte Erdbunker gegenüber dem Zeitpunkt unseres Eintritts nicht verändert: Vier durchgezogene doppelstöckige Pritschenreihen mit je einem Laufgang zwischen der ersten und zweiten sowie der dritten und vierten Reihe. Dennoch wirkte der Raum nunmehr wesentlich heller und freundlicher als seinerzeit. Vielleicht hatte das Gebälk einen neuen Anstrich erhalten, war der Boden mit frischem hellen Sand bedeckt worden oder lag es ganz schlicht nur an der Tatsache, dass der Bau jetzt nicht mehr einer unübersehbaren Menschenmasse als Unterkunft zu dienen hatte, sondern jedem Insassen einen eigenen Hartgrassack als Liegestätte bereithielt. Vier stattliche Öfen spendeten wohlige Wärme. Nach dem mörderischen Schneesturmmarsch tauten die starr gewordenen Glieder denn auch bald wieder auf.

Die Umstellung auf die neue Umgebung fiel mir nicht sonderlich schwer. Ich hatte Glück, mich in der oberen Etage einer Außenreihe etwa in Hüttenmitte plazieren zu können. Mit den Pritschennachbarn kam ich im Großen und Ganzen gut zurecht, doch darüber an späterer Stelle mehr. Im Unterschied zum Lazarett II lag die ärztliche Leitung hier in deutscher Hand. Meiner Erinnerung nach teilten sich ein Stabs- und ein Oberarzt rein räumlich in die medizinische Betreuung. Meine Reihe unterstand jedenfalls der Obhut des Oberarztes Dr. Roth, eines sehr gewissenhaften, vor allem aber auch menschlich sympathischen und einsatzbereiten Arztes aus Osnabrück. An den militärisch ranghöheren und damit wohl auch eigentlichen Leiter dieses Lazarettes habe ich hingegen kaum eine Erinnerung behalten. Als Obersanitäter und damit zugleich als Vorsteher der Barackeninsassen fungierte ein schon älterer gelernter Sanitäter, der, wie sein Kollege vom Lazarett II, Joseph hieß und gleichfalls dem oberschlesischen Raum entstammte. Im Unterschied zum vorhergegangenen, sich sehr autoritär gebenden Joseph war der hiesige von ausgesprochen sanfter, ja weicher Wesensart, obwohl er sein Fachgebiet nicht minder gut beherrschte. Denen

er Verbände anlegen oder sonstige Handreichungen verabfolgen musste, lächelte er stets aufmunternd zu. Lief eine Sache unvermutet quer, konnte über seine Lippen schon mal das in Oberschlesien eingebürgerte Schimpfwort "Perunje" rollen, was im Bezug auf den slawischen Donnergott Perun soviel bedeutete wie unser "Himmeldonnerwetter", bei ihm aber stets mehr Verwunderung oder auch Verlegenheit ausdrückte als den Charakter einer zornigen Verwünschung annahm.

Ganz ohne sowjetische Oberaufsicht konnte es natürlich nicht abgehen. Immer mal wieder kreuzte eine Kontrollkommission zur Visite auf und nahm die Berichterstattung der deutschen Ärzte entgegen. Auch erschien jeden Morgen nach der Verteilung der Frühsuppe eine weibliche Sanitäterin mit militärischem Rang zur Medikamentenausgabe. Die Personen wechselten dabei häufig. Wir machten Bekanntschaft mit den unterschiedlichsten Typen, couragierten und schüchtern wirkenden, mürrischen und heiter gesonnenen. Eine der sanften, sehr zurückhaltenden Pillenverwalterinnen sehe ich noch heute deutlich vor mir. Maria oder Mara lautete ihr Vorname. Ihre strohblonden Haare und hellblauen Augen lenkten die Blicke aller geradezu magisch auf sich. Ohne ihre plumpeckig zugeschnittene Schwesternkluft hätte sie zweifelsohne als Schönheit gelten können. Es stimmte mich nachdenklich, dass blonde und blauäugige Erbgutträger gar nicht ausschließlich bei den nordisch-germanischen Völkerschaften angesiedelt sein müssen, sondern dies auch bei den als minderwertig eingestuften Ostvölkern sein können, während die vielgepriesenen nordischen und fälischen Rassenmerkmale im eigenen Volk ja gar nicht in so überwältigendem Maße hervorzutreten pflegen. Mit ihrer Rassenlehre hatten die Nazis uns nicht nur blühenden Unsinn aufgetischt, sondern auch ein völlig ungerechtfertigtes Selbstüberheblichkeitsgefühl anzuerziehen versucht.

Von ganz anderem Kaliber als Maria erwies sich die am häufigsten bei uns Dienst verrichtende Schwester Klara, ein dralles Weibsbild mit forschen Allüren. Sofort nach dem Betreten des Raumes schnarrte sie los:
"Gutt' Morrgen. Nu kak, Supp karosch'?" (Nun, wie geht es? War die Suppe gut?)
Auch wenn ihr ein vielstimmiges entrüstetes:
"Supp plochoj. Woda, woda" (Suppe war miserabel, pures Wasser)
entgegenscholl, zeigte sie sich von dieser Reaktion gänzlich unbeeindruckt und ging ohne sichtliche Gemütsbewegung, manchmal wohl das bei den Russen so geflügelte und häufig zu vernehmende Wörtchen "nitschewo" (macht nichts, alles halb so schlimm) auf den Lippen, zur Tagesordnung über. Vor Wonnegefühlen konnte sie jedoch förmlich aufkreischen, wenn ein paar Sangeskundige unter uns ihr den Oldie aus den zwanziger Jahren als morgendlichen Begrüßungszuruf lautkräftig entgegenschmetterten:

"O Donna Klara, ich hab' dich tanzen geseh'n.
O Donna Klara, du tanzst wunderschön ..."

Die Qualität der Verpflegung war in der Tat im Lazarett IV bald auf das niedrigste Niveau abgesunken. Oft bestand die Suppe lediglich aus Brennnesselblättern, Gurken- oder Rübenschnitzeln. Auf eine Besserung zum Osterfest, dem höchsten Feiertag der russisch-orthodoxen Kirche und angeblich auch des nichtgläubigen Bevölkerungsteils, hatten, eingedenk der traurigen Erfahrungen zu Weihnachten, ohnehin nur die unverwüstlichsten Optimisten noch ihre Hoffnung gesetzt. Sie sollte kläglich zuschanden werden. Aber auch unsererseits entwickelte sich keinerlei Aktivität, dem Fest eine besondere Note unterzulegen. Jeder blieb mit seinen Gedanken so ziemlich allein. Die uns von draußen zugetragenen Nachrichten besagten, dass Hitler-Deutschland nun in den letzten Zügen lag und die gegnerischen Streitkräfte nicht unbeträchtliche Teile des Reichsgebietes bereits in Besitz genommen hatten. Welche Szenen würden sich im Augenblick wohl bei den Lieben daheim abspielen, fragte sich wohl ein jeder nicht ohne Bangen.

Mitte April wäre es eigentlich an der Zeit gewesen, mich aus dem Lazarettbereich zu entlassen und wieder zur Lagerkompanie zu schicken, doch hatte mich inzwischen eine ganz neue Krankheit befallen und, ganz bildlich und wörtlich genommen, den Körper ringsum überzogen, ein fürchterlich juckender und Pusteln bildender Hautausschlag. Als Dr. Roth und Joseph mich vom Kopf bis Fuß besehen hatten, stellten sie gemeinsam fest: "Ja, daran besteht kein Zweifel: Das kann nur Krätze sein." Ich war bestürzt, konnte ich mich doch erinnern, wie während der Schulzeit einmal vor der Ausbreitung dieser Erkrankung gewarnt und sie als Folge von Unsauberkeit bezeichnet worden war. Immerhin gab es hier im Lazarett IV, was noch nirgendwo zuvor bestanden hatte, eine bescheidene Waschanlage mit zwei oder drei Hähnen und einer Blechrinne zum Ablauf. Ich hatte mich ihrer selbstverständlich immer bedient. Darum fühlte ich mich nun auch besonders betroffen, ausgerechnet jetzt mit der Unsauberkeits-Krankheit behaftet zu sein. Dr. Roth verstand es aber, mir solche Selbstvorwürfe auszureden. Die Übertragung der winzigen, Fraßgänge unter der Haut treibenden Milben könne ganz andere Ursachen gehabt haben und ließe sich manchmal trotz gründlichster Körperpflege nicht vermeiden. Es gebe ein wirksames Mittel dagegen: Schwefelsalbe. Sie sei von der Lagerapotheke bereits angefordert worden, dort aber nicht vorrätig und müsse erst von auswärts beschafft werden. Leider vergingen ganze zwei Wochen, bis die Salbe endlich eintraf. Dem quälenden Jucken vermochte ich kaum noch standzuhalten. Nach der ersten Einreibung mit dem Schwefelprodukt stank ich zwar wie ein Höllengeist, doch ließ sich schon Linderung verspüren. Nach der dritten Anwendung war der Spuk ganz verflogen.

Aber nun traten Folgen zu Tage, die eher auf das eigene Schuldkonto zurückzuführen sein mochten als die vorangegangene Ansteckung mit der Milbenkrankheit. Durch das häufige Kratzen der juckenden Stellen hatte sich nämlich eine Kette von Abszessen gebildet, die zu eitern begannen. Besonders bedrohliche Formen nahm die Furunkulose im Lippe- und Wangenbereich an. Vor Schwellungen konnte ich kaum noch Nahrung zu mir nehmen. Dazu schwächte das nachmittags bis über 39° ansteigende Fieber den Körper. Dr. Roth und Joseph zeigten sich sehr besorgt um mich. Ersterer kam auch über die normale Visite hinaus mehrfach an mein Krankenlager, befürchtete Blutvergiftung, sprach mir aber gleichzeitig auch Mut zu und verordnete ein fiebersenkendes Mittel wohl in Gestalt von Chinin. Joseph legte mir immer wieder kühlende Kompressen auf die glühende Stirn und erneuerte unermüdlich die Wundverbände. Dank beider Hilfe bewältigte ich auch diese Krise.

Noch im Laufe des Monats April hatte eine höhere Gesundheitskommission aus Moskau das Lager inspiziert und unter anderem die miserable Qualität der in unserem Lazarett ausgegebenen Suppen gerügt. Das Ergebnis dieser Beanstandung war verblüffend. Plötzlich gab es dicke Mehlsuppen, zudem noch mit Nudel- oder Graupeneinlage und Fleisch. Letzteres erhielten wir auch kalt in Stücke geschnitten zugeteilt. An einigen Tagen kamen Quark und hartgekochte Eier auf den Tisch. Und dem Kascha mittags war ganz unverkennbar ein ordentlicher Schuss Nussöl zugesetzt. Er mundete ganz hervorragend. Leider geschah diese gravierende Verpflegungsaufbesserung gerade in jener Zeit, wo ich fiebergeschwächt darniederlag und mit Kaubeschwerden behaftet war. Schlagartig drei Wochen nach Einführung erfolgte schon wieder das abrupte Ende aller Vergünstigungen. Fortan gab es erneut die ehedem gehabte Plempe ohne jegliche Extras. Somit hatte die Lagerleitung dem Ersuchen der Kommission zwar Genüge geleistet, es aber nicht für notwendig erachtet, die Verbesserung über eine Zuteilungsperiode hinaus aufrecht zu erhalten. Hinsichtlich der Verpflegungsausgabe bestand, wie wir unschwer beobachten konnten, ganz generell ein Drei-Wochen-Zyklus. In solch einer Zeitspanne hatten wir alltäglich früh, mittags und abends nahezu die gleiche Suppe zu gewärtigen, also 3 Wochen lang Rübenschnitzelsuppe, dann mal wieder 3 Wochen lang Fisch- oder Krautsuppe. Ohne das ständig bohrende Hungergefühl hätte sich wahrscheinlich mancher geweigert, den immer wiederkehrenden Einheitsfraß in sich hineinzulöffeln.

Anfang Mai waren die Geschwürbildungen im Gesicht weitgehend verheilt. Zwei oder drei vereiterte Stellen an den Beinen machten mir aber noch zu schaffen. Nach russischem Vorbild behandelte mich Dr. Roth jetzt, um den Blutreinigungsprozess zu befördern, mit Eigenblutinfusionen. Eine Entlassung aus dem Lazarett stand vorerst noch nicht an.

Der Einzug der milderen Jahreszeit ließ sich nun selbst im fernen Koltubanka deutlich verspüren. Wärmende Sonnenstrahlen durchdrangen das milchige Trüb der hochliegenden Fensterluken unserer Erdbaracke. Im Unterschied zum Lazarett II, wo wir das Gebäude, zuletzt sogar unseren Raum, nie eigenmächtig hatten verlassen dürfen, bestand hier die Möglichkeit, uns tagsüber im Freien zu ergehen, allerdings nur innerhalb des zur Behausung gehörenden Bereiches. Ein niedriger Lattenzaun, der die Sicht aber nicht versperrte, markierte seine Grenzen. Unsere Sanitäter und Hilfssanitäter hatten sich der Mühe unterzogen, einen Rundweg um die Baracke anzulegen und sogar ein paar einfache Holzbänke aufzustellen. Im Laufe der Zeit kamen, meist von den Lazarettinsassen in Eigenleistung besorgt, weitere Verschönerungen hinzu: Strauchwerk- und Blumenanpflanzungen, mit Mosaiksteinbildern geschmückte Erdaufwallungen und sogar die Anlage einer Sonnenuhr, die uns mangels echter Uhren bei schönem Wetter tatsächlich eine verlässliche Zeitansage zu vermitteln vermochte.

Ich suchte, so oft es ging, das Außenrevier auf und ließ mich von der frischen Luft umfächeln. Dem Körper und in gewisser Weise auch dem Geist tat diese Art der Bewegungstherapie gut; denn der Blick in die Weite - und sei es auch nur bis hin zur Lagerumwallung - gab dem Denk- und Erinnerungsvermögen manchen zusätzlichen Anreiz. Mir fiel auf, wieviel lichter das gesamte Lagergelände seit unserem Eintritt geworden war. Wo vordem urwaldartige Farn- und Krautwucherzonen jedes Durchkommen verwehrt hatten, erstreckten sich jetzt festgestampfte Gehwege. Aber auch unzählige Bäume mussten inzwischen der Axt zum Opfer gefallen sein. Streckenweise hatte das Lager mit seinem sandigen Magerboden fast die Gestalt einer Kahlschlagzone angenommen. Ringsum rauschte aber nach wie vor der dichte Wald, von dessen Rand aus manchmal Vogelschwärme in das gerodete Gelände des Lagers einfielen, um von dort aus wenig später wieder auf ihre erhöhten Eckpositionen zurückzuflattern. Die Kuckucke veranstalteten ein regelrechtes Wettrufen. Nie wieder im Leben habe ich von diesen Vögeln solch ein Konzert vernommen wie damals im Gefangenenlager Koltubanka. Auch manche anderen ungewohnten Naturbeobachtungen ließen sich im Laufe des Frühlings und beginnenden Sommers machen: Eines Tages sonnte sich eine Smaragdeidechse im prunkvollsten grünen Hochzeitsgewand oberhalb der Eingangstür. Ein anderes Mal hatte sich eine schwarze, mit netzartigen Schuppen besetzte Höllenotter in unseren Barackenbereich eingeschmuggelt. Vorsichtig bugsierten zwei Mutige mit Hilfe einer langen Stange das giftige, mit unserer einheimischen Kreuzotter eng verwandte Reptil wieder nach draußen. Geradezu unheimlich hörte sich an den warmen Mai- und Juniabenden das Gebrumm an, das die globigen Nashornkäfer außerhalb, teilweise aber auch innerhalb unserer Baracke entfalteten. An Größenwuchs übertreffen diese stattlichen Insekten unseren allbekannten Maikäfer ganz beträchtlich.

Im Zuge der Spaziergänge um die Erdbaracke und bei Verweilpausen auf einer der Bänke entwickelte sich rasch ein Gespräch mal mit diesem, mal mit jenem Kameraden, während man im Lazarett II mehr oder minder nur auf den unmittelbaren Pritschennachbarn angewiesen blieb. Nach wie vor bildete das Essen und alles, was damit zusammenhängt, den herausragenden Gesprächsstoff. Mit größtem Interesse lauschte ich den Berichten der in der Nahrungsmittelindustrie Beschäftigten, so einem Nürnberger Lebkuchenbäcker, einem Käsereimeister aus Kempten im Allgäu und einem Pfälzer Metzgergesellen. Besonders fesselten mich auch die vielleicht nicht durchweg wahrheitsgetreuen Schilderungen eines reichen Gutsbesitzerssohnes aus Siebenbürgen in Rumänien. Was für ein großzügiges herrschaftliches Leben mit Reitpferden und lukullischen Köstlichkeiten musste seine Familie dort geführt haben!

Eher in geistige Gefilde wiesen die Unterhaltungen mit einem aufgeweckten Germanistikstudenten namens Hummel. Er stammte aus dem schwäbisch-badischen Raum, war vielseitig interessiert und hatte mit nicht wenigen seiner Landsleute die Eigenschaft der behäbigen Mitteilungsfreudigkeit gemein. Aus jedem und allem verstand er, Gedankenfäden zu spinnen und diese immer wieder mit Neuem zu verbinden, den Gesprächsfluss also nie abreißen zu lassen. So wie ich inzwischen längst wieder die Finessen der Lebkuchen- und Käsezubereitung aus dem Gedächtnis verloren habe und nur noch weiß, dass die Nürnberger Köstlichkeiten schon im September gebacken werden müssen, wenn sie zu Weihnachten ihr volles Aroma entfallen sollen, und dass ein Rad des berühmten Schweizerkäses Unmengen an Salz verschlingt, so ist es im Prinzip denn auch mit dem, was ich aus Hummels Mund erfuhr, nicht anders bestellt. Seltsamerweise steht klar in meiner Erinnerung nur noch, was er einmal eher beiläufig erwähnte, dass das elterliche Grundstück in seinem kleinen Schwarzwälder Heimatort unmittelbar an das der seiner Zeit sehr geschätzten, aus Schweden stammenden, heute jedoch gänzlich vergessenen Schriftstellerin Clara Nordström gegrenzt habe. Er sei ihr als Schüler auch persönlich begegnet.

Zu den Pritschennachbarn gehörten links von mir der aus dem Sudetenland stammende ehem. Feldwebel Schück, der anfangs in Rudnik meine Gruppe geführt, nun aber unter mannigfachen gesundheitlichen Beschwerden zu leiden hatte, und ein biederer Gefreiter aus dem Erzgebirge, Schneider von Beruf, jedoch mit einer Sprachbehinderung behaftet, so dass die Unterhaltung mit ihm immer wieder auffallende Verzögerungen erlitt. Einmal äußerte er, dass Verwandte von ihm in meinem Heimatort Waldenburg-Altstadt wohnten. Diese waren mir zwar nicht persönlich, aber vom Hörensagen her bekannt. An meiner rechten Flanke trat häufig Wechsel ein. Die Reihe bekomme ich heute nicht mehr voll zusammen. Im Gedächtnis stehen mir noch ein Österreicher mit dem Namen Aschenbrenner, ein etwa dreißigjähriger Bergarbeiter aus Essen und ein junger Bremer meines Alters. Während der Essener sich leider als kurz angebundener, mürrisch aufbegehrender Geselle entpuppte und offensichtlich eine Menge an meiner Person auszusetzen hatte, zeigte sich der Österreicher sehr gesprächig und teilte mir so manches Wissenswerte aus der Hauptstadt seines Heimatlandes mit. Von Hause aus sozialdemokratisch orientiert, wollte er die Zeit ab 1938 möglichst ganz aus den Annalen getilgt wissen und wieder bei den vorangegangenen Geschichtsabläufen anknüpfen. Er nannte Politikernamen wie Karl Renner und Theodor Körner, die ich zuvor noch nie vernommen hatte. Ich wusste nur von dem vergeblichen, ja verzweifelten Bemühen des letzten österreichischen Bundeskanzlers, Kurt von Schuschnigg, die drohende Invasion Hitlers zu vermeiden, aber auch von seinem Scheitern, weil die Bevölkerungsmehrheit auf Gassen und Märkten spontan für den Anschluss an das Deutsche Reich votiert hatte. Von dem jungen Bremer habe ich außer dem Familiennamen Schwan und seiner noch ziemlich knabenhaften Gestalt, den blonden Haaren und blassen Gesichtszügen nicht allzu viel Konkretes in Erinnerung behalten. Wir führten wohl auch keine ausdauernden und tiefgreifenden Gespräche miteinander. In seiner wohlerzogenen, zurückhaltenden, doch keineswegs hochnäsigen Art hob er sich allein sprachlich vom üblichen Landser-Jargon ab. Das gefiel mir ausgesprochen gut an ihm, und ich bedauerte es darum auch sehr, als wir wieder getrennt wurden.

Die zügig dem Ende zustrebende Entwicklung des Krieges bot in den April- und ersten Maitagen naheliegenderweise eine Menge Gesprächsstoff. Die Leute vom Antifa-Komitee unterrichteten uns laufend über den Stand der Dinge. Als Mitte April von Kampfhandlungen im Chemnitzer Umkreis die Rede war, hielt ich unwillkürlich den Atem inne. Auch von Hitlers Selbstmord und der Bildung einer neuen Reichsregierung in dem nur noch kümmerliche Gebietsfetzen umfassenden Restdeutschland unter Großadmiral Dönitz am 1. Mai erhielten wir Kunde. Nicht am 8. Mai, dem eigentlichen Kapitulationstag, sondern, wie in der gesamten Sowjetunion, erst einen Tag später, erfolgte die feierliche Verkündigung

des Kriegsendes im Lager. Auch in unserem Lazarett wurde eine kleine Gedenkstunde abgehalten. Ein Abgesandter der sowjetischen Militärlagerleitung kreuzte mit geschniegeltem und ordengeschmücktem Uniformrock auf und gab ein paar mit Ruhmesfloskeln auf die siegreiche Sowjetarmee gespickte Sätze von sich. Über eine möglich gewordene baldige Entlassung in die Heimat verlor er kein Wort, doch vermied er andererseits jegliche Schmähung des deutschen Volkes in seiner Gesamtheit. Abschließend bemerkte er noch, dass von nun an wieder neue, bessere Beziehungen zwischen den Völkern der Sowjetunion und dem deutschen Volk erwachsen und aufblühen könnten. Einer unserer Ärzte - ich glaube, es war der Stabsarzt - übernahm die heikle Aufgabe, aus deutscher Sicht ein paar Gedanken hinzuzufügen. Er tat dies mit Bedacht und Würde, indem er zunächst all der vielen Opfer gedachte, die der Krieg an sämtlichen Frontabschnitten und auch unter der Zivilbevölkerung auf beiden Seiten gekostet habe. Die deutschen Soldaten hätten gemäß dem abgelegten Eid ihr Leben mutvoll in die Bresche geworfen, aber für eine Politik kämpfen müssen, die verhängnisvolle Wege eingeschlagen und nicht zuletzt dem eigenen Volk zutiefst geschadet habe. Es bestehe Grund genug, dankbar die Hände zu falten, dass der Aggressor niedergeworfen sei und die Waffen endlich schweigen könnten. Danach wurde der Choral "Nun danket alle Gott" angestimmt. Als grotesk mag die Diskrepanz des äußeren Anlasses erscheinen: Einst erklang er im Heere Friedrichs des Großen nach der siegreich bestandenen Schlacht von Leuthen, nun aber im Angesicht der bedingungslosen Kapitulation der eigenen Streitmacht. Die allermeisten von uns sangen trotz teilweise mangelhafter Textkenntnis bewegt mit. Zum Schluss erscholl noch - dies allerdings in erster Linie ein Akt der Verbeugung - ein dreifaches Hoch auf die alliierten Armeen, bemerkenswerterweise nicht auf die sowjetische allein. Jeder, der, wie ich selbst, in diesen Ruf mit einstimmte, verband mit ihm aber auch die Hoffnung und das Vertrauen, man werde unserem Volk eine ehrenvolle Behandlung angedeihen lassen und es nicht um jeglichen Lebensanspruch berauben.

Rückblickend betrachtet, erweist es sich als schwieriges Unterfangen, dem 8. bzw. 9. Mai 1945 die ihm wirklich zukommende Bedeutung beizumessen. Ihn in naiv einäugiger Verblendung als freudig zu feiernden "Tag der Befreiung" herauszustellen, so wie es 40 Jahre lang in der vormaligen DDR geschehen ist und wie linkslastige Machtgruppierungen es zum 50. Jahrestag für das gesamte Bundesgebiet zu erzwingen versucht hatten, widerstrebt mir zutiefst. Es ist an jenem Tag ja nicht nur das unheilvolle Nazi-Regime dahingegangen. Gedenken müssen wir doch auch der unendlich vielen Gefallenen, im Bombenhagel Umgekommenen, in Gefangenschaft Gestorbenen, des Verlustes wertvollsten deutschen Kultur- und Besitzstandes im Osten, des Elends der Vertriebenentrecks, der über 40 Jahre währenden, erst 1989/90 überwundenen Teilung des verbliebenen Staatsgebietes und vieles anderen mehr. Dennoch markiert das genannte Datum nicht nur den Tief-, sondern auch den Wendepunkt zu einem im einzelnen noch nicht absehbaren, durch die definitive Niederschlagung Hitlers und all seiner innegehabten Machtpositionen aber in den Bereich des Möglichen gerückten Neubeginn. Wir Kriegsgefangenen in sowjetischer Hand spürten damals deutlich genug, dass es erst von diesem Ereignis an echte Hoffnung auf eine Befreiung aus unserer misslichen Lage geben konnte. Darum überkam uns schon ein Gefühl der Erleichterung, ja des Jubels. Darum ging der Dankeschoral nicht formal über unsere Lippen, sondern strömte aus dem Herzen empor.

Mit meinem gesundheitlichen Ergehen konnte ich Ende Mai/Anfang Juni recht zufrieden sein. So sehr ich mich anfangs dagegen gewehrt hatte, in ein Lazarett eingeliefert zu werden, so wenig aber drängte es mich jetzt danach, wieder entlassen zu werden. Mächtig graute mir vor den harten Arbeitseinsätzen, die den Angehörigen der Kompanien mit den ständig antreibenden Rufen "Dawaj, raboti!" (Los, arbeiten!) abverlangt wurden. Solchen Anforderungen schienen meine Kräfte zumindest zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht gewachsen zu sein. So kamen mir Verdauungsstörungen, die sich ab und an wieder bemerkbar

machten, im Grunde gar nicht so ungelegen, boten sie mir doch die Möglichkeit, bei der ärztlichen Visite nicht ohne jeden Klagegrund dazustehen. Mein damaliger Essener Pritschennachbar bezichtigte mich aber ganz ungeschminkt der übelsten Drückebergerei. Ich war stinksauer deswegen. Bis zu einem gewissen Grade hatte der Mann ja Recht. Andererseits sollte es in der damaligen Situation einem Lagerinsassen nicht verdacht werden, wenn er versuchte, so schonend wie möglich über die Runden zu kommen. Dr. Roth zeigte sich jedenfalls sehr verständnisvoll mir gegenüber. Zudem stellten sich bald auch wieder Rückfallerscheinungen gravierender Natur ein, wie plötzlicher Fieberschub und starke Schwellung am Arm durch einen Furunkel, der es angezeigt erscheinen ließ, für ein paar Tage das Gliedmaß ruhigzustellen und in der Binde zu tragen.

Im Laufe des Juni wiederholte sich im Lager das Geschehen der Rudniker Zeit. Die herrschende Dolmetscher-Clique wurde kaltgestellt, und deutsche Offiziere übernahmen innerhalb der Lagergemeinschaft abermals das Kommando. Ein gestandener Oberst avancierte zum Lagerführer. Er bemühte sich auch sogleich, diese und jene Verbesserung zu erreichen, teils mit Erfolg, z.B. was den Ausbau der Waschanlagen und die Ausgabe neuer einheitlicher Essbüchsen anbelangte, teils aber auch ohne erkennbare Wirkung. Am wenigsten ließ sich auf die Verpflegungszuteilung Einfluss nehmen. Innerhalb des Lazaretts gab es neuerdings eine Art Dreiklassengesellschaft. Sämtliche Insassen wurden einer der drei Kategorien zugeteilt: Volldiät, Halbdiät und Vollkost. Letztere entsprach der generellen Lagerbeköstigung. Alle Leichtkranken ohne Magen- und Darmbeschwerden erhielten sie. Die Brotration belief sich auf 750 g pro Tag. Die u.a. auch mir zuerkannte Volldiät hatte ganz andere Maßzahlen: 500g Weißbrot, 15 g Butter, Reiskascha und Wegfall der Fischsuppen. Die Halbdiätler bekamen 400 g Schwarz- und 200 g Weißbrot pro Tag, aber keine Butter. Wegen der Butterzuteilung wurden die Volldiätler von den anders Eingestuften immer stark beneidet. Dafür konnten sich die Vollköstler in der Regel einer etwas gehaltvolleren Suppe erfreuen. Die unsrige erwies sich meist als abscheulich dünn und geschmacklos. Übrigens blieb die Zahl der Portionen stets streng normiert und richtete sich nie nach der Höhe der Krankheitsfälle. Herrschte Überfüllung im Lazarett, mussten all Überzähligen eben mit Vollkost vorliebnehmen. Da die Dreiklasseneinteilung in mannigfacher Weise Anlass zur Unzufriedenheit bot, vereinbarten manche Insassen, miteinander zu tauschen. Doch sobald sich ein Partner bei solch einem Wechselgeschäft über den Tisch gezogen wähnte, flog es unverzüglich wieder auf.

Ob im Zuge des lagerinternen Führungswechsels oder ganz unabhängig davon, vermag ich heute nicht mehr zu belegen, kam es auch innerhalb der Lazarettleitung und -betreuung zu einer Veränderung. Der stets gütige und hilfsbereite Joseph wurde in ein anderes Lazarett berufen. Die Spitzenposition als Obersani nahm fortan ein gewisser Peter ein, vordem selbst hier Patient gewesen. Er stammte m.W. aus dem Kölner Raum. Wie es hieß, gehörte er zu den wenigen Stalingrad-Überlebenden. Wenn ihm auch die menschliche Ausstrahlung seines Vorgängers fehlte, so schien er sein Handwerk doch zu verstehen. Und dass er die Zügel etwas straffer in der Hand hielt als Joseph, erwies sich durchaus nicht als nachteilig. Wenig Sympathie fand hingegen unser stets brummiger Essensausgeber. Wir hatten den nicht unbegründeten Verdacht, dass er sehr geschickt das Dünne von oben abzuschöpfen wusste, um von dem dicken Bodensatz zuletzt ein gutes Teil in die eigene Büchse abwandern zu lassen.

Bei dem meist heiteren Sommerwetter machten wir von der Möglichkeit, uns tagsüber im Freien aufzuhalten, regen Gebrauch. Es blieb nicht nur bei schlendernden Spaziergängen und Diskussionen auf den Sitzbänken. So manchen verlangte es nach regelrechter Betätigung an der frischen Luft. Einem gelernten Gärtnergehilfen mangelte es nicht an Aufgaben, das Umfeld mit Anpflanzungen zu verschönern, wobei er freilich mit Blumen und Sträuchern, die die umliegende Natur bot, vorliebnehmen musste. Nicht wenige von uns halfen ihm bei seinem Bemühen. So galt es bei herrschender Trockenheit, das in den kargen

Sandboden Eingepflanze gründlich zu wässern. - Auf irgendeine Weise war ein Ball - möglicherweise handelte es sich auch nur um ein als Ball dienendes rundgepresstes Drahtgeflecht - in unseren Lazarettbereich gelangt. Er hatte zu manchen kleinen Spielchen herzuhalten. Besonders gern gaben sich mit ihm zwei zu ihrer Fortbewegung auf Krücken angewiesene Beinamputierte ab. Sie übten sich dabei regelrecht im Fußballspiel, bauten freilich auch immer wieder verwegene Stürze. Das machte ihnen jedoch herzlich wenig aus. Die Beiden hatten ein Bein jeweils in voller Länge eingebüßt und befanden sich wegen dieser Behinderung als Dauerpatienten im Lazarett, obwohl ihnen in gesundheitlicher Hinsicht sonst nichts weiter fehlte. - Für turnerische Fitnessübungen hatte man eigens einen auf Holzpflöcke montierten Barren hergerichtet, der sich allerdings nicht als absolut standfest erwies. - Scharen an Guckern lockten die Ringkämpfe an, die sich ein in dieser schwerathletischen Disziplin Bewanderter aus Halle mit einem körperlich größeren niederbayrischen Jungbauern lieferte. Meist vermochte sich Letzterer auf Grund seiner körperlichen Vorzüge durchzusetzen. Er demonstrierte auch auf dem Barren gern seine Kraftreserven. Mir blieb einigermaßen schleierhaft, woher er diese bei den unzureichenden Verpflegungsrationen nahm und was ihn eigentlich überhaupt ins Lazarett geführt hatte.

Aber auch innerhalb der Lazarettbaracke regten und artikulierten sich die unterschiedlichsten Bedürfnisse, dem tristen Dasein ein wenig Glanz und Farbe zu verleihen. In einer Ecke taten sich ein paar Gesangsbeflissene zusammen, um Volks- und sonstige Lieder mehrstimmig erklingen zu lassen. In einer anderen saß ein der graphischen Kunst Kundiger und zauberte mit einem Bleistiftstummel ein paar kurvenreiche weibliche Figuren auf Tütenpapier oder Holzplatten. Besondere Bewunderung erntete ein Tischlermeister aus dem westfälischen Sauerland. Er war unentwegt damit beschäftigt, mit kunstvollen Intarsien-Ornamenten versehene Schmuckkästchen zu basteln. Dabei hätte es seinem Körper zweifellos besser getan, wenn ihm wenigstens ab und zu etwas mehr Bewegung im Freien zugute gekommen wäre. Ein Herzklappenfehler hinterließ auf Gesicht und Lippen eine bedrohlich anmutende blaue Verfärbung. - Auch zu Spielen mannigfaher Art fanden sich etliche bereit: Da ließen zwei ihre selbstgeschnitzten Schachfiguren über ein in 64 Felder unterteiltes Holzbrett ziehen. Schneidwerkzeuge wurden von den Lagerinspezienten jetzt mehr oder minder geduldet, jedenfalls nicht mehr so rigoros konfisziert wie zu Beginn der Gefangenschaft. Nach wie vor verdeckt gehalten werden mussten aber Spielkarten. Kaum einem Plenny war es gelungen, einen Kartensatz durch sämtliche Filzungen hindurchzuschmuggeln. Einige gewandte hatten es aber verstanden, sich aus Holzplättchen Ersatzkarten anzufertigen und diese als Dominosteine zu tarnen. - Eine Theatertruppe, die nach gängigen Berichten in kaum einem sowjetischen Kriegsgefangenenlager gefehlt haben soll, bestand in Koltubanka, zumindest in unserem Lazarett, zum damaligen Zeitpunkt noch nicht. Ziemlich albern, wenn nicht fragwürdig, muteten sog. Ehepaarspielchen an, mit denen zwei Plennys die Umstehenden, in erster Linie aber wohl sich selbst zu amüsieren trachteten, wobei einer den männlichen, der andere den weiblichen Partner mimte. Auf drastische Weise unterstrich solche Szenerie, dass neben Hunger und Durst dem Menschen eben auch noch andere Lebensbedürfnisse innewohnen und dass man, da es hier an naturgegebenen Anreizpunkten auf weiter Fläche mangelte, ganz ungeziert bei Ersatzmodellen und -vorstellungen Zuflucht suchte. Im allgemeinen spielten sexuelle Wünsche und Begierden aber nur eine untergeordnete Rolle und standen hinter dem Verlangen nach Essen und Trinken klar zurück. Im Zuge der Stabilisierung der Ernährungsverhältnisse mag sich in den nachfolgenden Jahren dieses Erscheinungsbild allerdings um einiges verändert haben.

Die vorausgegangenen Schilderungen dürfen aber keinesfalls zu dem Trugschluss verleiten, wir hätten uns hier in einem fidelen Lazarett befunden. Gewiss war es für die leichteren Fälle eingerichtet worden, und die Sterblichkeitsrate lag darum auch erheblich niedriger als im Lazarett II während der harten Wintermonate. Trotzdem ereigneten sich Todesfälle auch hier bzw. ver-

legte man hoffnungslose Fälle rasch noch in ein anderes Lazarett. Als besonders erfreuliches Faktum ist zu vermerken, dass sich die uns bisher ständig begleitende Ungezieferplage hier kaum noch stark bemerkbar machte. Dafür rief die sommerliche Wärme aber andere Störenfriede in Massen auf den Plan: Fliegen und Mücken. Und denen war auch die Ausbreitung neuer Infektionen zuzuschreiben. Im Juni und Juli streckte es etliche von uns an Ruhr darnieder. Die daran Erkrankten wurden isoliert gelegt. Wie in Rudnik, mussten wir auch jetzt bei jedem Betreten und Verlassen der Baracke, vor allem aber nach allen Entledigungen auf dem Abtritt die Finger in eine Chlorschüssel tauchen.

Eine ganze Reihe von uns zeigte deutliche Symptome von Malaria. Auch ich bekam des öfteren Fieber, doch schien mir das immer im Zusammenhang mit anderen körperlichen Schwächezuständen zu stehen. Erst ein dreiviertel Jahr nach meiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft stellte sich nach plötzlichen hohen Fieberschüben heraus, dass auch ich mir diese Krankheit während meiner Plenny-Zeit eingefangen haben musste. Die gängige Lazarettpraxis, jede Temperaturerhöhung mit Chinin zu bekämpfen, hatte in meinem Fall die volle Entfaltung der Infektion, auch ohne sie richtig diagnostiziert zu haben, verhindert. Nach Wiederausbruch in der Heimat konnte zunächst ebenfalls nur ein Chinin-Präparat helfen. Dank einer mehrmonatigen, konsequent befolgten homöopathischen Tropfenkur gelang es dann aber, die Malariakeime ganz aus dem Körper zu tilgen.

Wer fiebert, gerät leicht in stammelndes Phantasieren. Es konnte aber auch geschehen, dass ein Lazarettinsasse ohne jegliche Erhöhung der Körperwärme und ohne sonstige erkennbare Befallssymptome plötzlich wild vor sich hin zu palavern begann und seine Nachbarn in Unwillen und Schrecken versetzte. Ein für gewöhnlich ganz umgänglich und normal auftretender Norddeutscher auf einem mittleren Pritschenplatz schräg mir gegenüber gab uns da manches Rätsel auf. Nicht auszuschließen ist, dass im Kampfeinsatz, vielleicht auch erst in Gefangenschaft erlittene Traumata jäh in ihm wieder aufloderten, ebenso wenig aber auch, dass er lediglich eine Geistesstörung simulierte, um so rasch nicht wieder aus dem Lazarett entlassen zu werden.

Anfang Juli befand sich unter den in unser Lazarett neu Eingewiesenen auch Hans Meier. Obwohl an sich von körperlich recht robuster Konstitution und bis jetzt gut über alle Miseren hinweggekommen, hatten ihm die harten Anforderungen im Arbeitseinsatz zuletzt doch so stark zugesetzt, dass er sich, um wieder zu Kräften zu kommen, gezwungen sah, sich für einige Zeit krank schreiben zu lassen. Ich für meinen Teil freute mich sehr über diese unerwartete Wiederbegegnung, hatte ich ihn in seiner menschenfreundlichen Art, aber auch in seiner geistigen und religiösen Einstellung seit den Rudniker Tagen immer sehr geschätzt. Wir trafen von nun an täglich zusammen und tauschten, manchmal im Beisein des Studenten Hummel, unsere Gedanken und Empfindungen aus, wobei er als engagierter und erfahrener Pädagoge wie auch als vielseitig belesener Mann mir ungleich mehr zu bieten hatte als umgekehrt. Was Hans Meier über das gegenwärtig in den Arbeitskompanien ablaufende Geschehen berichtete, hörte sich alles andere als ermutigend an. So unschön die Dolmetscher-Cliquenwirtschaft auch gewesen sei, so empörend sei es auf der anderen Seite, welchen rüden Kasernenton jetzt die an die freigewordenen Stellen gerückten deutschen Offiziere anschlügen, urteilte Hans. Das ständige Antreiben zu schnelleren und höheren Arbeitsleistungen durch die russischen Aufseher malträtiere natürlich nicht minder Körper und Geist. Statt fest zusammenzuhalten, stritten sich die deutschen Plennys leider ständig untereinander. Oft schwärze einer den anderen bei den Leitenden an, und jeder führe sich auf wie des anderen Geier. So deprimiert hatte ich meinen Gesprächspartner zuvor noch nicht erlebt, doch meldete sich der ihn beflügelnde rheinische Frohsinn stets auch wieder zurück. Ich wiederum sah ein, allen Grund zu haben, dankbar zu sein, im Lazarett IV noch immer eine Galgen-, besser: Gnadenfrist zu haben und noch nicht wieder ins raue Leben der Kompanien zurückversetzt worden zu sein.

Einen Bibellesekreis, wie er in Rudnik unter einer Barackenpritsche zusammengekommen war, gab es hier nicht. Treibende Kräfte, wie der kluge katholische Theologiestudent Paul Just und der fromme evangelische Gemeinschaftschrist Kurt Weißflog, fehlten. Jener war in Przemysl hängen geblieben, dieser, wie schon geschildert, zu Jahresbeginn im Lazarett II verstorben. Ein Mitinsasse hatte es aber fertiggebracht, eine Taschenausgabe des Neuen Testamentes durch alle bisherigen Kontrollen hindurchzuretten. Unter der Hand lieh er sie Interessierten sogar aus, doch sollte sich nach seinem Willen dieser Vorgang stets so unauffällig wie möglich abspielen. Aus Besorgnis vermied er auch, sich in längere Gespräche über den Inhalt einzulassen. Wohl hält das Buch der Bücher fast auf jeder Seite tiefe Lebenseinsichten bereit, vermag zu Selbsterkenntnissen zu führen und auch Trost und innere Aufrüstung in mannigfacher Weise zu vermitteln, doch bleibt es in seiner ganzen Anlage ein historisch gewachsenes, unter ganz unterschiedlichen Gegebenheiten entstandenes Buch, das schwerlich nach Art eines simplen Nachschlagewerkes für Lebensfragen zu handhaben und, ohne seinen jeweiligen Hintergrund in die Betrachtung einzubeziehen, nur unzureichend zu verstehen ist. Sachkundige Anleitung und gegenseitige Aussprache können da fraglos gute Wegbahnung besorgen. Mit meinen isolierten Lesebemühungen gelangte ich hingegen nicht allzu weit vom Fleck.

Einige Wochen war der Krieg in Europa zu Ende, als im Lager erste Gerüchte über eine bald bevorstehende Entlassung nichtdeutscher Gefangener aufkamen und sich wenig später auch bestätigten. Vor allem die Elsässer, die sich ja sofort nach der Gefangennahme als Franzosen ausgegeben, untereinander und auch mit den übrigen Kriegsgefangenen vom ersten Augenblick an kein Wort deutsch mehr gesprochen hatten, spitzten sich auf ihren Abtransport. Unentwegt hockten sie in entsprechender Erwartungshaltung beisammen. Tatsächlich waren sie auch die Ersten, die freikamen. Bald folgten Ungarn, Jugoslawen, Rumänen und andere Nationalitätenangehörige. Selbst die Österreicher sollten eine bevorzugte Behandlung erfahren, obwohl das die "Reichsdeutschen" nur schwer zu begreifen vermochten. Schließlich waren jene 1938 mit offenen Fahnen zu Hitler übergelaufen, der als gebürtiger Braunauer selbst aus ihren Reihen stammte.

Manche Gerüchte besagten, dem gesamten Lager stünde eine durchgreifende Umstrukturierung, vielleicht auch Umverlegung bevor. Zum Zeitpunkt, als sie die Gemüter heftig bewegten, erlitt ich gerade einen gesundheitlichen Rückfall. Wieder einmal rebellierte der Darm. Selbst als ich mich jeglicher Nahrungsaufnahme enthielt, blieb der abscheuliche Durchfall weiter bestehen. Schließlich verabreichte mir Dr. Roth eine Opiumtablette. Sie bewirkte in der Tat sofortigen Stopp. Nunmehr trat aber der Magen in den Streik. Nichts mehr wollte mir schmecken, weder die Suppen noch das als bitter empfundene Weißbrot. Ja, selbst der sonst so hochgeschätzte Reiskascha rutschte nicht mehr hinunter. Es ekelte mich förmlich vor dem lätschigen und pappigen Zeug. Nach einiger Zeit zielten die ersten Appetitregungen ausgerechnet auf jenes ab, welches mir in meiner Verpflegungskategorie nicht zustand, auf Fischsuppe und Schwarzbrot. Zögerte ich anfangs noch, solchem Gelüste nachzugeben, tauschte ich mir dann aber doch diese Erzeugnisse ein, und sie bekamen mir auch.

Zweier Naturereignisse, die in der ersten Julihälfte beobachtet werden konnten, sei hier noch erwähnend gedacht. Eines Tages inmitten einer glühenden Hitzeperiode umzog sich der Himmel plötzlich bedrohlich. Eine unheimliche Spannung schien die Atmosphäre zu erfüllen. Dann fegte ganz unversehens ein hochgetürmter wirbelnder Sandschlauch schräg über das Lagerterrain hinweg, erfasste einen Holzschuppen und riss dessen Bedachung mit fort. Doch ebenso rasch wie gekommen, eilte die Windhose wieder von dannen. Bald sandte die Sonne, wie zuvor, ihre sengenden Strahlen hernieder, so, als sei nichts geschehen. - Die zweite Begebenheit war von kosmischer Weite und kann genau auf den Nachmittag des 9. Juli datiert werden: eine fast totale Sonnenfinster-

nis. Obwohl kaum jemand ein Taschenkalendarium auf das Jahr 1945 besaß, hatte sich die bevorstehende besondere astronomische Konstellation doch überall herumgesprochen. Einige von uns trafen Vorkehrungen, indem sie aus dem Schutt hervorgekramte Glasscherben mit Ofenruß überstrichen, um bei direktem Einblick in das Geschehen den Augen als Schutzschild zu dienen. Glücklicherweise überzog den Himmel an diesem Nachmittag eine leichte Schleierwolkenschicht, so dass der Sonnenball bereits eine natürliche Schutzfolie trug, aber dennoch wahrzunehmen blieb. Auch die Nichtbesitzer einer Rußscheibe hatten somit die Möglichkeit, ohne Gefährdung der Augen zu beobachten, wie sich der Mond langsam in den Lichtkreis der Sonne hineinschob und diese mehr und mehr überdeckte. Auf dem Höhepunkt trat eine spürbare Helligkeitsminderung ein, so dass man vermeinen konnte, der Abend sei schon hereingebrochen.

Ende Juni war wieder mal eine übergeordnete Kommission im Lager und auch in unserem Lazarett aufgetaucht, um eine Registrierung der sog. Dystrophiker, also der Gefangenen mit Unterernährungssymptomen und mangelnder Arbeitskraft, vorzunehmen. Eine flüchtige körperliche Untersuchung, besser: Fleischbeschau nebst dem obligatorischen Zwack in die Gesäßmuskulatur, begleitete sie. Dieses Vorgehen hatte unter uns zu mancherlei Spekulationen Anlass gegeben. Sollten die sowjetischen Herren sich wirklich des in wirtschaftlicher Hinsicht nur Verlust einfahrenden Menschenteils entledigen wollen, indem sie die Leute nach Hause abschieben, oder beabsichtigten sie lediglich die Überführung in ein anderes Lager? Vieles war vorstellbar, niemand wusste wirklich Bescheid. Am Morgen des 18. Juli aber erging an die Lazarettverwaltung die offizielle Mitteilung, alle Ende Juni Registrierten hätten sich nun für die Abtransport bereitzuhalten. Diese überraschende Weisung löste ungeheuere Emotionen unter uns aus. Etwas ganz Entscheidendes war in Gang gesetzt worden. Noch immer schwebte jedoch absolute Ungewissheit über uns, ob es denn wirklich nach Hause gehen werde oder ganz wo anders hin.

Dass ausgerechnet für den Nachmittag dieses so aufregenden Tages die Lagerleitung eine kulturelle Veranstaltung, einen Vortrag über Goethe, auf den Programmzettel gesetzt hatte, war rein zufällig und dem in seiner Art ganz neuartigen Vorhaben nicht gerade förderlich. Wer verspürte in Anbetracht des bevorstehenden Abtransportes schon große Neigung, sich über einen alten deutschen Dichter - und sei er ein noch so berühmter - Unterweisung einzuholen? So hatten sich denn zunächst auch nur ganz wenige Insassen mit dem festen Vorsatz eingefunden, der Veranstaltung beizuwohnen. Der vorgesehene Referent war kein anderer als Martin, der Morgenchoräle singende Feldwebel im Transportwagen von Przemysl nach Koltubanka, von Beruf theologischer Studienleiter in der Lutherstadt Wittenberg. Seit unserem Eintreffen im Uralvorland hatte ich ihn gänzlich aus dem Blickfeld verloren, kürzlich nur aus dem Munde Hans Meiers vernommen, er existiere noch und bemühe sich sogar, im Lager Gottesdienste abzuhalten.

Martin trat ohne jede theatralische Pose auf. Er nahm unter einer schattenspendenden Eiche Platz, forderte die wenigen Herbeigekommenen auf, sich im Halbkreis um ihn zu lagern, und lud zugleich die noch zögernd Abseitsstehenden mit ausgebreiteten Armen ein, doch mit heranzurücken. Tatsächlich füllte sich die Runde noch um etliche Personen. Dann hob er, der weder ein vorgefertigtes Redemanuskript noch einen gedruckten Band vor sich liegen hatte, zu sprechen an. Zunächst wies er darauf hin, dass es ihm immer viel Überredungskunst gekostet und auch manchen Fehlschlag eingebracht habe, bei der sowjetischen Lagerleitung eine Genehmigung für die Abhaltung eines Gottesdienstes einzuholen, dass ihm für den geplanten Goethe-Vortrag aber unverzüglich grünes Licht signalisiert worden sei. Ja, der Natschalnik habe ausdrücklich versichert, über Goethe etwas vorzutragen, sei sehr verdienstvoll. Etwas von dessen humanistischer Gesinnung anstelle der verheerenden Hitler-Doktrin sollten die Deutschen jetzt in sich aufnehmen.

Martin beging den Fehler jedoch nicht, vom Namen und Lebenswerk Goethes nun eine Art Gegenideologie zum Nationalsozialismus zu entwickeln. Er versuchte vielmehr, uns alle Hemmungen vor dem überragenden Geistesheroen zu nehmen, indem er ihn als ganz schlicht und nicht wesentlich anders als wir gewöhnlich Sterblichen auch denkenden und empfindenden Menschen uns gegenüberstellte. In besonderem Maße gegeben sei ihm allerdings gewesen, seinen Beobachtungen, Gedanken und Gefühlsregungen einen unnachahmlich genauen und treffenden Ausdruck zu verleihen. Martin versetzte uns in den Park von Weimar, in die beschauliche thüringische Landschaft und durchwanderte sie gleichsam in Begleitung des großen Dichters mit uns. Unter Anspielung auf die gerade in diesen Tagen im Lager herrschende Unruhe und die gesamte Stresssituation des Gefangenendaseins trug er als ersten poetischen Beitrag das unvergleichlich stimmungsvolle Gedicht "An den Mond" vor. Schon die einleitenden Verse:

"Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh' und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud und Schmerz
In der Einsamkeit"

zogen mich wie auch gewiss manchen anderen Zuhörer in ihren Bann, gaben Anstoß, die Seele vom Grau des Lageralltags abzuheben und sie höheren und weiteren Horizonten zu öffnen.

Selbstverständlich habe ich heute nicht die gesamte und schon gar nicht mehr die genaue weitere Abfolge der herangezogenen Gedichte im Kopf. Ich weiß nur noch, dass auf die rein lyrischen wie "Mailied" und "Das Veilchen" verschiedene Balladen folgten, angefangen vom liebenswerten "Der Sänger" über "Der Fischer" bis hin zu den grausig-dramatischen wie "Der Erlkönig", "Der Zauberlehrling" und "Der Totentanz", alle auswendig und mit geradezu melodischer, nie jedoch aufdringlich pathetischer Artikulation dargeboten. Nach überleitenden Gedichten eher belehrenden Inhalts, so "Der Schatzgräber", "Der getreue Eckart", "Legende vom Hufeisen" und "Die wandelnde Glocke", folgten als Abschluss und Höhepunkt zugleich ganze Szenenfolgen aus Goethes berühmtester dramatischer Dichtung, dem "Faust", auch sie ohne jede Vorlage gesprochen.

Nun begegnete ich hier wahrlich nicht zum ersten Mal dem Vortrag deutscher Dichtung. Auch waren mir nicht wenige der vernommenen Goetheschen Werke textlich bereits bekannt. Unsere Deutschlehrer hatten im Schulunterricht so einiges davon schon zu Gehör gebracht. Auch waren etliche Male durchreisende Rezitatoren bemüht gewesen, uns Schüler in die Schönheit poetischer Kunst mit deklamatorischer Verve einzuführen. Doch muss ich gestehen, dass mich nie zuvor ein anderer auch nur annähernd so zu beeindrucken vermocht hatte wie unser ebenso versierter wie einfühlsamer Mitgefangener an diesem Tag. Nach monatelanger Entwöhnung von aller Poesie und gehobener Prosa brachte diese Veranstaltung eine beglückende Wiederbegegnung und Bereicherung zugleich. Sie wurde zur eigentlichen Geburtsstunde meiner bis auf den heutigen Tag anhaltenden Verehrung für den großen klassischen Meister am Musenhof zu Weimar.

Tagsdarauf wurde bekannt gegeben, dass der vorgesehene Abtransport bereits am folgenden Tag, einem Freitag, vor sich gehen solle. Überall herrschte fieberhafte Unruhe. Die russische Lagerärztin musste noch einmal voll in

Aktion treten, um zu entscheiden, wer nun defintiv mitfahren darf und wer nicht. Einige Krankheitsfälle gestatteten wegen ihrer Schwere einen Transport nicht. Ich gehörte jedoch mit in die Reihe derer, die zur Fahrt bestimmt waren. Da solch ein Vorgang bei den Russen erfahrungsgemäß strapazierend und entbehrungsreich verlaufen würde, appellierte ich immer wieder an mich selbst, unbedingt eisernen Durchhaltewillen aufzubringen.

Abends begann für die zum Transport Bestimmten die Entlausungsaktion und Neueinkleidung, doch muss es bereits nach Mitternacht gewesen sein, als man uns im Lazarett IV wachrüttelte und nach draußen beorderte. Es herrschte stockfinstere Nacht. Auch in der Sauna spielte sich alles wegen Ausfall der Lichtanlage im Dunkeln ab. Nach dem Duschen warf man uns russische Militärjacken und -hosen und eine Mütze zu, jedoch außer Fußlappen kein Schuhwerk. Die Klamotten erwiesen sich als ziemlich fadenscheinig. Da fehlten Knöpfe, dort hingen regelrecht die Fetzen herab.

Am Morgen des Abreisetages überfiel mich quälender Brechreiz. Mittags tauschte ich mir, um den Magen wieder etwas anzuregen, eine Fischsuppe ein, doch erwies sich diese, eigentlich für einen Sanitäter bestimmt, als so fettangereichert, dass sie mir denkbar schlecht bekam und erneut Durchfall auslöste. Für den Rest des Tages nahm ich überhaupt keine Nahrung mehr zu mir. Abendsuppe und was ich an Brot noch besaß überließ ich meinem stotternden Pritschennachbarn, der mir, für einen Schneidermeister kein Problem, dafür die schadhaften Stellen an der neugefassten "Garnitur" ein wenig ausbesserte.

Als der Nachmittag verflog und schon der Abend sich näherte, vermeinten einige von uns, nun gehe es bestimmt nicht mehr ab an diesem Tag. Dann aber erscholl wider Erwarten doch noch der Ruf zum Antritt. Etwa 400 Dystrophiker standen nun harrend vor dem hölzernen Wachthäuschen neben der Lagereinfahrt, jeder noch mit einer neuen Essbüchse ausgestattet. Einzeln wurden wir namentlich aufgerufen. Nach altbekannter Gepflogenheit erfolgte ein gründliches Absuchen nach Messern und anderen für gefährlich erachteten Gegenständen. Eine ganze Eskorte von Wachtleuten umschwärmte uns. Endlich erging der Befehl zum Abmarsch. Das Lagertor öffnete seine Flügel, und das Lager Koltubanka, schicksalsgetränkter Aufenthaltsort für fast 8 Monate, lag hinter uns.

12. Rücktransport nach Deutschland

(Koltubanka, 20. Juli, - Hoyerswerda, 24. Aug. 1945)

Von den 400 aus dem Lager Koltubanka am Abend des 20. Juli Entlassenen wurde etwa ein Viertel wegen ihres stark geschwächten körperlichen Zustandes mit Lastwagen zum Bahnhof befördert, alle übrigen mussten die etwa 7 km lange Strecke zu Fuß bewältigen. Nach monatelangem Aufenthalt in Lazaretten und entsprechendem Bewegungsmangel fiel mir das forcierte Marschtempo, zu dem uns die NKWD-Wachleute antrieben, bannig schwer. Hinzu kam, dass die Sandalen mit ihrer unbiegsamen Holzsohle das zügige Ausschreiten stark beeinträchtigten und dass ich als brillenloser Kurzsichtiger in der nächtlichen Finsternis ohnehin Mühe genug beim Gehen hatte. Unseren bewaffneten Begleitern schien es hingegen ein höllisches Vergnügen zu bereiten, uns mit lauten Dawaj- und Bistree-Rufen (Los, los! Schneller!) durch enge Hohlwege und knietiefe Sumpfstellen des düsteren Waldgebietes zu hetzen. In einem dieser Moraste versackte eine meiner Sandalen auf Nimmerwiedersehen. Nun blieb mir nichts anderes übrig, als barfuß weiterzuhasten. Weil einige von uns wegen Entkräftung immer wieder zurückfielen, feuerten unsere Bewacher zur Aufstachelung sogar ein paar Schüsse ab. Dazu schrie der sie befehligende Oberleutnant geradezu hasserfüllt vom Pferd aus in Russisch auf uns hernieder, was auf Deutsch soviel bsagte wie:

"Euch faschistische Halunken sollte man alle zur Strecke bringen!"

"Jetzt geht es nach Sibirien",

stöhnte einer der sich vorwärts Quälenden vor Verzweiflung auf. Und auch mich durchfuhr der angstvolle Gedanke: Sollte der angekündigte Heimtransport in der Tat nur eine Vorspiegelung falscher Tatsachen gewesen sein? Dennoch biss ich die Zähne ganz fest aufeinander und appellierte an mich selbst, es am nötigen Durchhaltewillen nicht fehlen zu lassen.

Obwohl ich an diesem Tag so gut wie keine Nahrung zu mir genommen hatte und unter den geschilderten Voraussetzungen der 7 km lange Geschwindmarsch mein geringes Kräftereservoir entschieden überforderte, erreichte ich im Pulk mit den anderen etwa nach 23 Uhr den Saum der kleinen Ortschaft und alsbald das Bahngelände von Koltubanka. Ohne großes Nachzählen und sonstige Umstände stießen uns die Wachmannen unter Nachhilfe ihrer Gewehrkolben in schon bereitstehende Güterwaggons. Ich geriet in einen großen 40-Tonner, musste darin aber mit einem denkbar ungünstigen Lagerplatz vorliebnehmen. Nichtsdestotrotz atmete ich zunächst aber erst mal erleichtert auf, nicht länger mehr durch Nacht und Nebel gejagt zu werden und den Körper nun wieder in Ruhelage versetzen zu können.

Schon früh beim ersten Lichtschein des neuen Tages beorderte uns ein schriller Kommandopfiff nach draußen. Einige Mann aus unserem Waggon wurden umquartiert. Von den übrigen hatte jeder nun etwas mehr Platz für sich. Etwa eine Stunde später forderte ein Feldscher alle mit Durchfallbeschwerden Behafteten auf, sich zu melden. Ich zögerte zunächst noch, hob dann aber aus Furcht, von den Mitinsassen wegen Verheimlichung des Übels verpfiffen zu werden, doch den Finger. Umgehend sollte ich mein Bündel schnüren und ihm folgen. Zusammen mit 19 Gleichbetroffenen kam ich nun in einen kleineren separierten Wagen. Das erwies sich als kein schlechter Tausch. Hatten sich auf dem Hintransport 45 Mann in einen Wagen gleicher Größenordnung quetschen müssen, bestand jetzt keinerlei Grund, über drückende Enge zu klagen. Auf beiden Schmalseiten war zudem noch eine Holzpritsche eingezogen worden, so dass jeder über einen hinreichenden Ruhe- und Schlafplatz verfügte. Als größte Erleichterung aber empfanden wir, dass die Schiebetür tagsüber offen gehalten werden durfte und wir uns nicht mehr total zugedrahtet zu fühlen brauchten. Das ließ sich eigentlich nur als ein sehr positives Zeichen deuten.

Neben unserem "Scheißerwagen" befanden sich noch zwei oder drei andere Krankenwagen. Alle Insassen dieses Zugteils wurde Volldiätverpflegung gewährt. Sie bestand aus 500 g Weißbrot und Suppen mit mehliger Beschaffenheit. In meinem Falle legten sich die Beschwerden binnen weniger Tage denn auch wieder, einige Mitinsassen plagten sich hingegen noch länger damit herum.

Ansonsten tat sich an diesem Sonnabend kaum noch etwas. Zwar schritt immer wieder der Transportkommandant, ein Oberleutnant, mit gewichtiger Miene und dicker Umhängetasche, die ihm alsbald den Spitznamen "Briefträger" eintrug, den Zug entlang, ab und zu assistiert von seinem Vize, seiner spitzen Gesichtszüge wegen von uns "Alter Fritz" genannt, doch wollten sich die Wagen den lieben langen Tag hinweg einfach nicht von der Stelle bewegen. So gab es für uns Gelegenheit genug, durch die offene Tür das Leben und Treiben auf dem kleinen Bahnhof zu beobachten. Hinsichtlich der Gleisanlagen unterschied er sich von ländlichen Bahnhöfen in Deutschland nicht wesentlich. Den Giebel des Hauptgebäudes zierten jedoch - für unsere Augen ungewohnt - mit reichem Schnitzwerk versehene Holzzierleisten. Allerlei Bauersleute - die Frauen meist mit bunten Kopftüchern - bevölkerten Bahnsteig und Vorplatz. Die für das Wirtschaftsleben keinesfalls unwichtige Verkehrsverbindung von Kuibyschew (Samara) nach Čkalov (Orenburg) und weiter in den asiatischen Teil der Sowjetunion war ziemlich stark befahren, doch nur wenige Züge hielten in Koltubanka. Die meisten drosselten bei der Durchfahrt ihr Tempo allerdings so stark ab, dass Fahrgäste, die hier ihr Ziel hatten - meist handelte es sich um Militärpersonen -, abzuspringen wagten. Manch einer machte bei solch einem verwegenen Satz mit dem Boden Bekanntschaft, steckte den Fall aber stets ohne ersichtlichen Schaden weg. Ähnlich beherzt wie die einen aus dem fahrenden Zug absprangen, schwangen sich andere im Sprint hinauf. Szenen dieser Art wären im preußisch-streng geregelten deutschen Bahnbetrieb undenkbar gewesen.

Gegen Abend verriegelten, weil die Abfahrt unmittelbar bevorstünde, die Wachleute alle Schiebetüren. Einige Zeit später begann ein Rangiermanöver. Als ich in der Nacht zum 22. Juli erstmals aus dem Schlaf schreckte, musste sich unser Transportzug bereits um etliche Kilometer von Koltubanka entfernt haben. Am Morgen aber wurde es anhand des Sonnenstandes zur Gewissheit: Wir fahren in westliche Richtung. Ödes, weites Steppenland umgab uns, nur dann und wann einmal tauchte ein armseliges, von spärlichem Feldanbau umgebenes Kolchosendorf auf. In zwei oder drei kleineren Bahnstationen ähnlich derjenigen von Koltubanka verweilte unser Zug einige Zeit, um vordringlicheren Güter- und Reisezügen die Vorbeifahrt zu ermöglichen. Der von uns zum Starschij (Waggonältesten) Erkorene, ein gebürtiger Westpreuße mit polnischen und daraus verballhornt abgeleitet auch russischen Sprachkenntnissen, verspürte keinerlei Hemmungen, durch die Schiebetür die auf dem Bahnsteig wartenden Menschen anzusprechen und anzubetteln. Besonders älteren Frauen wandte er sich zu. Mit der umschmeichelnden Anrede Matja bzw. Mamuschka = Mütterchen bat er radebrechend, uns armen Gefangenen doch eine milde Gabe zukommen zu lassen. Und er hatte dabei erstaunlich oft Erfolg. Etwas von der berühmten weiten Seele scheint vielen einfachen Russenmenschen eben doch innezuwohnen. Es waren gewiss nur bescheidene Gaben - etwas Milchrahm, Quark, Brot, Machorka-Tabak u.ä. -, die, aufgeteilt, unter der Hand verschwanden, doch stammten sie ja durchweg von Leuten fern jeglichen Reichtums. Dabei erwies sich unsere Transportverpflegung als so ergiebig wie nie zuvor. Ich empfand die Anbettelei unseres Waggonältesten deshalb auch wirklich nicht als gerechtfertigt.

Gegen Mittag stieß vom Nordosten her eine andere Bahnlinie auf die unsrige. Ein ehemaliger Buguruslaner wusste sofort Bescheid:

"Das kann nur die aus dem Ural von Ufa über Buguruslan nach Kuibyschew führende Strecke sein."

Bald danach stoppten wir im Bahngelände einer Stadt mittlerer Größe. Es dürfte sich um die Ortschaft Kinel gehandelt haben. Hier ließ uns der "Briefträger" vor den Waggons antreten und verkündete uns dann hochoffiziell, woran

eigentlich kaum noch Zweifel bestanden hatten, dass er die Aufgabe habe, uns bis zum Entlassungslager nach Deutschland zu begleiten. Es würden uns auf der Fahrt alle möglichen Erleichterungen gewährt. Bei längeren Aufenthalten dürften wir sogar aus dem Wagen steigen und uns im Rahmen des vom Wachpersonal angezeigten Bereiches im Freien bewegen, doch bitte er sich dabei unbedingte Disziplin aus. Noch seien wir Kriegsgefangene. Selbst bei nur geringfügigen Verstößen gegen die Ordnung könne er, wenn er wolle, den Sack sofort wieder zumachen und uns in ein Straflager schicken. Die Botschaft, es geht wirklich nach Hause, überstrahlte alle nachfolgenden Drohungen und löste ein vielstimmiges Jubelgeschrei aus. Schon aus purem Eigeninteresse hütete sich fortan jedermann vor fahrlässigen Überschreitungen. Unsere beiden Transportführer, der "Briefträger" und der "Alte Fritz", brauchten die lange Leine, an der sie uns zu halten gedachten, also nicht zu kürzen. Die Wachleute hielten sich an die ihnen erteilte Order und verschonten uns weitgehend vor kleinlichen Schikanen. Selbst der als Deutschenhasser bekannte Sergant Elia oder wie immer sein Name auch gelautet haben mochte, der den Transport als Betreuer des Produkten- und Küchenwagens zu begleiten hatte, stieß keine Verwünschungen mehr hervor, sondern setzte seine bestmögliche Miene auf. Tatsächlich erwies sich die Verpflegung für sowjetische Verhältnisse als auffallend gut, was freilich ganz und gar der Praxis des in diesem Lande herrschenden Regimes entsprach, unmittelbar vor der Entlassung stehende Gefangene mit besserem Essen förmlich aufzupäppeln in der Meinung, damit das Vorangegangene einigermaßen verdecken zu können.

Am Morgen des 23. Juli fuhren wir nicht mehr durch ödes Steppen-, sondern zunehmend städtischer anmutendes Siedlungsgelände. Die Schienenstränge rechts und links von uns vermehrten sich, die Häuserfassaden wuchsen immer höher, und bald stand es mit Gewissheit fest: Wir hatten die riesige, einst und auch heute wieder Samara genannte Stadt Kuibyschew an der Wolga erreicht. Damals umfasste sie etwa 800 000 Einwohner, heute beläuft sich deren Zahl auf 1 1/4 Millionen. Unser Zug schob sich in das Gleisgewirr des kaum noch überschaubaren Güterbahngeländes ein und gelangte an einer langen Laderampe zum Stehen. Die Lokomotive entfernte sich, und Stunde um Stunde verrann, ohne dass irgendetwas erfolgte. Etliche Wagen mit weiteren Gefangenen sollten an die unsrigen noch angekoppelt werden, so hieß es, doch warteten wir im Verlauf des Montags vergebens auf den entsprechenden Vollzug.

Da wir von der Güterrampe aus außer rangierenden Wagenzügen kaum viel von der großen Industriestadt und ihren Menschen wahrnehmen konnten und die Bewegungsmöglichkeit sich hier als ziemlich eingeschränkt erwies, wir also die meiste Zeit über im Wagen verblieben, erscheint es angezeigt, ein Wort den Mitinsassen zu widmen. Nach einer Zeitdauer von über 50 Jahren vermag ich mich freilich an die meisten von ihnen nicht mehr zu erinnern, und das wenige, das von den übrigen haften geblieben ist, bezieht sich im wesentlichen nur auf ein paar äußerliche Auffälligkeiten. Mit dem schon erwähnten Wagenältesten - an Jahren war er wohl tatsächlich auch der Älteste - verband mich kein unbedingt herzliches Verhältnis. Er vereinte in sich angestammten preußischen Ordnungssinn mit verschmitzter slawischer Händlerschläue zu einer seltsamen und ziemlich befremdenden Mischung. In erster Linie nur auf den persönlichen Vorteil bedacht zu sein, konnte man ihm indessen nicht nachsagen. Er bemühte sich stets um gerechte Verteilung von Suppe, Brot und auch von dem, was er in der schon geschilderten Weise von Passanten erfochten hatte. Auch achtete er darauf, dass keine schwerwiegenden Misshelligkeiten unter uns aufkamen. An Möglichkeiten hierzu mangelte es nicht gerade, hatten wir doch einen in unseren Reihen, der immer wieder für Stunk sorgte, einen grobschlächtigen Gutsgehilfen aus dem norddeutschen Raum, nicht gerade mit Weisheit gesegnet, dafür aber auf eine sehr penetrante Art immer alles besser wissen wollend und damit Zusammenstöße mit den übrigen regelrecht heraufbeschwörend. Er hieß Stichmann. Das höchste Glück der Erdenkinder schien für ihn im Genuss

kernig-rauschaliger, aber ausgereifter winterfester niederdeutscher Boskop-Äpfel zu bestehen.

Vermochte der Wagenälteste Stichmanns hemdsärmelige Herummotzerei nicht mehr recht zu bremsen, sprang ihm ein gleichfalls schon etwas Älterer bei und nahm sich den ihn fast um Haupteslänge überragenden ungeschliffenen Naturburschen kräftig und meist auch mit Wirkung zur Brust. Er, aus dem zwischen Leipzig und Halle gelegenen Delitzsch stammend, vertrat ganz und gar den Typ des auf die Realitäten eingeschworenen, zugleich mit ihnen aber auch recht geschickt taktierenden Menschen, dem man so leicht nichts vorzumachen vermag. Als Mitarbeiter in der Schokoladenfabrik Böhme fehlte er noch in meiner Reihe der in der Nahrungs- und Genussmittelindustrie tätigen Mitgefangenen. Dabei ließ er freilich keinerlei Illusionen über seinen Job aufkommen.
"Jeder, der bei uns eintritt", erläuterte er, "darf im Hause so viel Schokolade verzehren wie er möchte, doch tut er dies höchstens zwei oder drei Tage lang. Dann hat er nämlich genug von dem Zeugs."
Auf seinen Betrieb als solchen ließ er aber kein Untätchen kommen. Als ich mal meine Bewunderung für die Leipziger Traditionsfirmen Felsche und Riquet zum Ausdruck brachte und hinzufügte, von Böhme bislang noch kaum viel vernommen zu haben, machte er nur eine wegwerfende Handbewegung und meinte: "Böhme ist ein zehnmal größerer, leistungsfähigerer und entsprechend modernisierter Betrieb. Die Leipziger stellen doch vieles gar nicht mehr im eigenen Hause her und zehren nur noch von ihrem Namen."

Am liebsten und intensivsten, insbesondere über Politik, Geschichte und Literatur, unterhielt ich mich mit einem klugen, ansonsten aber zurückhaltend wirkenden Abiturienten aus Meißen namens Lorenz. In gesundheitlicher Hinsicht war es um ihn jedoch nicht so sonderlich gut bestellt. Er litt ziemlich stark unter Durchfall. Wie beim Hintransport stand uns zur Verrichtung der Notdurft nur eine armselige Trichterrinne zur Verfügung, doch kam es selten zu großen Drängeleien. Erinnern kann ich mich nur noch, wie einer von uns sich immer wieder über die Öffnung beugte, um größere Mengen Speichelwasser aus dem Mund abfließen zu lassen. Entweder litt er an einer Drüsenerkrankung oder an übersäuertem Magen.

Auch am folgenden Dienstag verharrten unsere Wagen noch an der Güterrampe. Nachmittags erschien ein höherer Inspektionsoffizier und begutachtete unsere Bekleidung. Er beanstandete denn auch dieses und jenes, doch erfolgte weder jetzt noch im weiteren Verlauf der Fahrt eine verbesserte Ausstattung mit Sachen. Es kann sein, dass wir später auf ein anderes Gleis geschoben und mit den angekündigten weiteren Wagen verkoppelt wurden. Die Nacht gestaltete sich sehr unruhig. Es herrschte drückende Wärme, und ständig rumpelten beladene oder unbeladene Güterzüge mit entsprechendem Getöse an uns vorüber, wobei die plump gebauten Dampfrösser mit ihren auffallend hochragenden Schornsteinen meist noch ein schauerliches Signalgeheul ertönen ließen. Wie wir herausfanden, erwiesen sich die kleinsten Rangierloks oft als die durchdringendsten Heuler.

Nach der Ausgabe von Suppe und Brot setzte sich am Mittwoch vormittag, dem 25. Juli, gegen 10 Uhr unser Zug ganz unvermittelt in Bewegung. Ohne weiteren Zwischenhalt passierten wir den Hauptbahnhof von Kuibyschew. Der Anblick eines schnittigen Triebwagenzuges, wohl eine Art S-Bahn in dieser Großstadt, faszinierte uns. Dass die Russen so etwas Modernes bereits besaßen, hatte ihnen wohl keiner aus unseren Reihen zugetraut. Im übrigen aber wirkte der Anblick der Stadt kaum sehr berauschend: viele häßliche Fabrikhallen, Speichergebäude und Wohnsilos. Da Kuibyschew an der Wolga liegen soll, erwarteten wir jede Minute das Erscheinen des Stromes. Bald tauchte auch eine Brücke auf und überquerte einen allerdings nicht gerade mächtigen Flusslauf. Stichmann pflanzte sich breitbeinig vor der offenen Tür auf und tönte großfressig:
"Achtung! Jetzt pisse ich in die Wolga."

Sofort setzte er seine Ankündigung in die Tat um, begabterweise in die Vorwärtsrichtung, so dass das Gepinkelte nicht etwa hinab zum Bestimmungsort, sondern, durch die Gegenluftströmung bedingt, ins Wageninnere hineinplatterte.
"Mensch, Stichmann, du hast wirklich 'nen Riesenstich!!"
schrien alle Mitinsassen voller Empörung auf. Einigermaßen verdattert stoppte der Gescholtene den eingeleiteten Prozess, doch war das Gewässer unter uns mittlerweile auch schon wieder entschwunden.
"Das soll alles gewesen sein?" fragten wir uns sichtlich enttäuscht.

Bald ließen wir die große Stadt mit ihren Vororten hinter uns. Es ging in eine weite Ebene hinein mit vielen sumpfigen Flächen, von der Bahn durch Dämme und Brückenstelzen überkreuzt. Dann und wann eine bescheidene dörfliche Ansiedlung mit Hirsefeldern, aber auch Obstbäumen und etwas Buschwerk. Meist bestand die Bodenbedeckung jedoch nur aus schilfartigem Gras. Der klare Sonnenschein erlaubte uns, den Blick bis an den Horizont zu heften. Im Hintergrund erstreckte sich, mal etwas näherkommend, mal sich weiter entfernend, unentwegt eine Hügelkette (lt. Atlas die bis zu 370 m hohen Schigulj-Höhen). Über gut 100 km immer das gleiche Bild. Einer von uns wusste sich eines geographischen Kartenbildes zu erinnern. Danach liege Kuibyschew zwar an der Wolga, doch bilde diese dort dem Höhenzug folgend ein mächtiges nach Osten gerichtetes Knie. Eine längere Strecke wälze sie dann ihre Wassermassen gen Westen, ehe sie wieder Südkurs auf das Kaspische Meer nehme.
"Wir fahren jetzt bestimmt in einem gewissen Abstand immer an ihr entlang", schlussfolgerte er. "Die große Brücke wird erst noch kommen. In Kuibyschew haben wir nur einen Nebenfluss oder einen Kanal überquert."
Es geschah genau so, wie er prophezeit hatte. Am späten Nachmittag knickte die Hügelkette auffallend nach Süden ab und stellte sich uns in den Weg. Und mit ihr davor der riesige Strom. Ein geraumes Stück vor dem eigentlichen Wasserlauf erhob sich bereits der Brückenbau. Dann rollten wir mit monoton stählernem Begleitklang über die gewaltigen Flutmassen hinweg. Unter den Strahlen der Sonne hatten sie eine freundliche bläuliche Tönung angenommen. Einige wenige Lastkähne bewegten sich über die Fläche. Bogen um Bogen der Brücke schloss sich. Gut 1 km Strombreite war gewiss nicht zu hoch geschätzt. Das Westufer ragte steil auf. Ein paar säumende Gebäude ließen sich gerade noch wahrnehmen. Dann verschwanden wir auch schon in den sandigen Hängen des Niedergebirges. Der Zug musste nun kraftvoll bergauf stampfen. Nach Einfahrt in den Bahnhof einer offensichtlich größeren Stadt - es kann sich eigentlich nur um Sysran gehandelt haben - verharrte er erst einmal für einige Zeit. Dieser Aufenthalt bot mir Anlass, das soeben Geschaute und Erlebte noch einmal Revue passieren zu lassen. Hatte mich schon während meiner Arbeitsdienstzeit im westpreußischen Kulm die stattliche Weichsel zu faszinieren vermocht, so überbot die Wolga, Europas größter Strom, die dort empfangenen Eindrücke doch noch um Längen. Kein Wunder, dass "Mütterchen Wolga" von der russischen Volksseele so tief Besitz ergriffen hat.

Nach dem Lokwechsel ging die Fahrt in westliche Richtung weiter. Es war schon später Abend, als wir jenen Bahnhof erreichten, der uns auf der Hinfahrt den einzigen Ausstieg gestattet hatte, allerdings nur bis zum nahen Banja- und Entlausungsgebäude und danach rasch wieder zurück in unser vierrädriges Verlies. Diesmal rollten wir hier nur durch. Mit einigen längeren und kürzeren Unterbrechungen setzte sich anderntags unsere Fahrt fort. Die Landschaft war nicht mehr so tellerflach wie östlich der Wolga, an deutschen Verhältnissen gemessen aber noch immer einsam und eintönig genug. Tiefe Erosionsrinnen, die sich immer wieder zeigten, ließen darauf schließen, dass hier starke Naturkräfte gestaltend am Werk gewesen sein mussten. Eine zum Liegen nicht benötigte Holzpritsche hatten wir auseinander genommen und die Bretter zur Errichtung einer Behelfsbank vor der tagsüber offen gehaltenen Schiebetür verwendet. So oft es ging, saß ich auf dieser und schaute hinaus in die freie Landschaft. Auch wenn ich brillenlos vieles nach wie vor nur mehr oder minder verschwommen wahrzunehmen vermochte, begrüßte ich als in geographischer Hin-

sicht stark Interessierter die Möglichkeit, im Gegensatz zur Hinfahrt die Blicke nun ganz frei und offen auf alles, was wir passierten, lenken zu können.

Am Morgen des 27. Juli standen wir nach zügiger Nachtfahrt eine Zeitlang im Bahnhof der Stadt Kusnezk, nicht identisch mit dem gleichnamigen Steinkohlenbecken in Sibirien. Zwei gigantische Statuen von Lenin und Stalin grüßten die Ankommenden. Das ganze Bahngelände blitzte vor Sauberkeit. Die Allmacht des Staates offenbarte sich aber auch in manchen anderen Erscheinungsbildern während unseres Transportes. Überall sahen wir Posten mit Gewehr auf dem Rücken oder in der Hand etwas bewachen. Selbst der armseligste Schrotthaufen hatte seinen Aufpasser, und sei es auch nur in Gestalt einer uralten beflinteten Babuschka (Großmutter).

Befand sich der Zug im Rollen, konnte die Verpflegungsausgabe verständlicherweise nicht immer pünktlich auf die Minute erfolgen, sondern verzögerte sich dann jeweils um einige Zeit, manchmal sogar um Stunden. In der Regel erfolgte morgens zuerst die Brotausgabe. Der Starschij nahm die Laibe vom Produktenwagen in Empfang. Drei Mann hatten sich dann ein Dreipfundbrot zu teilen. Das von Koltubanka mitgeführte Brot wies schon nach wenigen Tagen Schimmelbefall auf, war aber nun von dem wesentlich besser durchbackenen aus Kuibyschew abgelöst worden. Rief der Diensthabende zum Abholen der Suppe auf, schnappten sich zwei von der Wagengemeinschaft bestimmte Leute den Kübel und ließen ihn sich vom Personal des Küchenwagens füllen. War baldige Weiterfahrt angesagt, mussten sie manchmal ganz schön spurten mit ihrer kostbaren Last. Butter und Zucker verteilte der russische Feldscher anschließend aus Dosen. Die Butterration mochte etwa 30 g pro Tag betragen. Wenn es sich ermachen ließ, erhielten wir zu Tagesschluss sogar noch etwas schwarzen Tee in die Büchse. Um das Flüssigkeitsdefizit etwas zu decken, durften wir uns aber auch der Wasserhähne auf den Bahnsteigen bedienen. In einigen Fällen zapften wir die für die Lokomotiven bestimmten Pumpen an. Wasser benötigten wir natürlich auch zum Waschen, wobei wir uns mangels Schüssel oder Becken der schon mannigfach erprobten Methode bedienten, soviel als möglich Flüssigkeit in die Mundhöhle einzusaugen, sie von da in die Rundung der gefalteten Hände zu leiten und von da weiter an die zugedachten Körperpartien zu befördern. Für die Medikamentenverteilung waren zwei Sanitätshelferinnen zuständig, doch hatten diese wohl immer ziemlich stoische und unzugängliche Mienen aufgesetzt, so dass ich keine lebendige Erinnerung an sie zurückbehalten habe.

Die nächste größere Stadt, die wir berührten, war Pensa. Danach bewegten wir uns in südwestlicher Richtung, bis es im Bahnknotenpunkt Rtischtschewo zu längeren Rangiermanövern und zu einer Teilung unseres Transportzuges kam. Die in Kuibyschew angekoppelten Wagen wurden hier wieder abgetrennt. Über die weitere Fahrtroute bis Woronesch besteht bei mir heute keine völlige Klarheit mehr. Manches spricht dafür, dass sie, wie im Bericht von 1945 niedergelegt, über Tambow, Koslow (später Mitschurinsk genannt) und Gryasi verlief, doch begleitet mich andererseits noch immer die Vorstellung, wir seien bis nach Morschansk gelangt, was sich freilich von Pensa aus auf viel direkterem Wege hätte erreichen lassen. Tatsächlich kam es wohl zu allerlei Umleitungen. Mitunter hatten wir den Eindruck, uns auf ganz entlegenen Nebenstrecken zu bewegen. Immer wieder gab es lange Stockungen und unvorherzusehende Aufenthalte.

Mittlerweile war der Monat August angebrochen. Mancher von uns hatte erwartet, zu diesem Zeitpunkt wieder in der Heimat, zumindest nicht mehr fern von ihr zu weilen, und noch immer befanden wir uns inmitten der weiträumigen Sowjetunion. Wenn wir so im Ungewissen auf der Stelle verharrten oder scheinbar sinnlos auf den Gleisen mit ungestümen Rammstößen, weit entfernt von der beim Rangierbetrieb in Deutschland waltenden Obhut, hin- und hergeschoben wurden, sank die Stimmung im Wagen ziemlich in den Keller. Mancher unkte dann sogar, es werde wohl gar nicht, wie angekündigt, in die Heimat gehen,

sondern ganz woandershin. Rumpelte es dann aber wirklich mal wieder ein Stückchen weiter und einigermaßen erkennbar in westliche Richtung, kletterte das Stimmungsbarometer gleich wieder um einige Grade.

In allen kleineren Bahnhöfen, die uns zum Verweilen zwangen, entfaltete sich um uns herum ein buntes Leben und Treiben. Was sich in Mitteleuropa auf Märkten abzuspielen pflegt, das Feilbieten landwirtschaftlicher Produkte und sonstiger Warenartikel, erfolgte hier im ländlichen Russland ganz offensichtlich im Bereich der Bahnhöfe. Völlig ungeniert traten einige Geschäftsgierige an unseren Wagenzug heran in der Hoffnung, vielleicht doch irgend einen kleinen Tauschhandel mit uns abschließen zu können. Was wir da an Verlockendem alles zu sehen bekamen - Brot, Milch, Gurken, Tomaten, Zwiebeln, aber auch Machorka, Fische und Obst -, reizte schon sehr, aber welche Gegengaben außer alten Hosenträgern, abgetrenntem Mantelfutter, Kämmen mit fehlenden Zinken konnten solche armen Plennys wie wir, ohne eine Kopeke in der Tasche, denn schon bieten? Erstaunlicherweise wanderten dennoch etliche Güter hin und her. Auch verstand es unser Wagenältester weiterhin mit einigem Erfolg, die Seele so mancher Babuschka bzw. Mamuschka zum Schmelzen zu bringen und den gutmütigen Frauen ein paar Brosamen abzuschwatzen.

Da wir ja durchweg keine deutsche Militärbekleidung mehr auf dem Leib trugen, sondern ausschließlich russische Klamotten, allerdings mit Aufdruck WP (Wojennoplennyj = Kriegsgefangener), mochten wir wohl nicht sofort für jedermann gleich als Deutsche erkennbar gewesen sein. Andererseits war man an den Anblick von Strafgefangenen und Gefangenentransporten im diktatorisch beherrschten Sowjetstaat ja durchaus gewohnt. Als wir aber in das Gebiet um Woronesch gelangten, das deutsche Truppenteile während des Krieges in schweren Kämpfen teilweise erobert und später erbittert verteidigt hatten, wandte sich die Stimmung der Bevölkerung zunehmend gegen uns. Unser Wagenältester hielt es für geraten, seine Fechtbemühungen jetzt ganz einzustellen. In zwei oder drei Fällen warfen Halbwüchsige mit großer Wucht sogar Steine gegen unsere Wagen. Als wir die Stadt Woronesch durchfuhren, sahen wir erhebliche Spuren der im Kriege angerichteten Zerstörungen.

Im Bahnhof des gleichfalls stark umkämpften Kursk, das wir einen Tag später erreichten, wurden 20 Kameraden von uns, darunter der sichtlich hinfällige Lorenz aus unserem Wagen, auf Tragen abtransportiert und einem dortigen Krankenhaus zur Behandlung übergeben. Durchfallerkrankungen mit ruhrartigen Symptomen hatten innerhalb der letzten Tage stark zugenommen, nicht zuletzt wohl eine Folge der Fliegenplage und der mangelhaften Hygienemöglichkeiten. Normalerweise hätte die Transportleitung laufend Umverlegungen vornehmen, Neuerkrankte in unseren Wagen einweisen, inzwischen Gesundete daraus wieder entlassen müssen. Nach meiner Erinnerung geschah jedoch kaum etwas in dieser Richtung. Ich selbst fühlte mich jetzt einigermaßen auf dem Posten und hatte über keine größeren Beschwerden zu klagen.

In allen Berichten, die wir über die Sowjetunion gelesen hatten, stand, die Ukraine sei die Kornkammer dieses Riesenreiches. Sie war denn auch ein bevorzugtes Eroberungsziel der deutschen Wehrmacht gewesen. Als wir etwa 200 km westlich von Kursk die Grenze des heute eigenständigen Staatsgebietes überfahren hatten, herrschte aber ziemliche Ernüchterung unter uns. Die Landschaft unterschied sich von der zuvor berührten nicht wesentlich. Gewiss nahm der Boden manchmal eine auf Fruchtbarkeit schließende dunkle Tönung an, doch blieb, wohin man auch immer seine Blicke gleiten ließ, von üppigen Felderträgen wenig zu erspähen. Die schier endlosen, von Kolchosenbetrieben bewirtschafteten Flächen muteten sehr oberflächlich bearbeitet an und wiesen nur spärlichen Halmwuchs, dafür eine umso üppigere Unkrautflora auf. Selbst auf kargen Böden in Deutschland schien da doch immer noch mehr zu gedeihen als hier unter den so viel gepriesenen guten Voraussetzungen. Einen überwältigenden Eindruck boten aber - freilich nicht erst hier, sondern häufig schon

auf der vorangegangenen Fahrtroute - die kilometerlangen Sonnenblumenfelder mit ihren tausend und abertausend dem Licht entgegengestreckten Blütendolden. So etwas kannten wir von daheim nicht.

Nach dem Passieren der Stadt Konotop und einer Reihe kleinerer Ortschaften gelangten wir am Abend des 5. August bis an die Randbezirke der ukrainischen Hauptstadt Kiew. Von weitem grüßten schon zwei riesenhohe Funktürme. Dort, wo die von Poltawa kommende Bahnlinie einmündet, wurde uns aber erst einmal Halt geboten. Die Nacht verbrachten wir auf den Gleisen der zugehörigen Vorortstation. Am nächsten Morgen setzte sich der Zug langsam wieder in Bewegung. Nach wenigen Kilometern überquerten wir auf einer Behelfsbrücke, die neben der durch Kriegseinwirkungen zerstörten eigentlichen Brücke errichtet worden war, den Dnjepr, einen an Breite und Majestät der Wolga nur wenig nachstehenden Strom. Eine gute Stunde lang hielt uns dann der Güterbahnhof der Millionenstadt gefangen. Er bot kaum Ausblicke. Erst als es weiter rollte, empfingen wir einige Eindrücke von dem sich über mehrere Hügel hinweg erstreckenden Kiew. Es zeigten sich Prachtstraßen, Brücken und klotzige Großbauten der stalinistischen Aera, aber auch manche Zeugnisse vorangegangener Epochen. Neben großstädtischem Prunk fielen zahllose armselige Hütten und zerbröckelnde Mietskasernen ins Auge. Keiner von uns verspürte Neigung, in so einer Stadt auf Dauer zu wohnen.

Von Kiew aus führte die Weiterfahrt in südwestliche Richtung über Fastow nach Winniza, wo neue Brotvorräte eingelagert wurden. Es herrschte unentwegt Sonnenschein. Einige von uns hatten die jetzt befahrene Strecke vom Kriege her noch gut im Gedächtnis und konnten manche Erläuterungen geben. So schauten wir immer gespannt nach draußen durch die offene Türluke. Leider erlitt ich am Morgen des 8. August einen bösen Unfall: Unsere nur ganz lose zusammengefügte Lattenbank, gerade mit vier Mann, darunter dem gewichtigen Stichmann, besetzt, stürzte urplötzlich in sich zusammen. Mein rechter Fuß, den ich im Zehenstand darunter aufgestellt hatte, wurde dabei voll erwischt und ganz fürchterlich gequetscht. Es tat höllisch weh, und ich konnte mich in den folgenden Tagen nur noch humpelnd von der Stelle bewegen. Vielleicht aus diesem, möglicherweise aber auch aus einem ganz anderen Grund erlitt ich am Nachmittag desselben Tages wieder mal einen Fieberanfall, der aber nach Einnahme von Chinin rasch zurückging.

Hinter Winniza nahmen wir nordwestlichen Kurs auf und erreichten nach Prosskurow bald vormaliges polnisches Staatsgebiet. Diese als Ostgalizien bezeichnete Provinz hatten sich die Sowjets bereits 1939 im Rahmen des Hitler-Stalin-Paktes unter den Nagel gerissen, und nach der Wiedereroberung 1944 bestand ihrerseits in keiner Weise die Absicht, sie dem polnischen Staat zurückzuerstatten. Noch immer befanden wir uns zu diesem Zeitpunkt also auf sowjetischem Hoheitsgebiet, obwohl von einem wesentlichen, wenn nicht überwiegendem polnischen Bevölkerungsanteil bewohnt. Auf manchen Bahnhöfen konnten wir aber Wagenkolonnen ausreisewilliger oder zur Ausreise genötigter Polen beobachten. Hinsichtlich der Landschaftsgestaltung und Feldbestellung bestanden jedoch auffallende Unterschiede gegenüber der bis jetzt durchmessenen Fahrstrecke. Hier in Ostgalizien gab es wieder richtige Bauerndörfer und eng begrenzte, aber auch besser und intensiver genutzte Feldareale. Der uns bis jetzt beherrschende Eindruck von monotoner Weite wich anderen Impressionen. Manches erinnerte uns fast schon an die heimatlichen Gefilde. Als reichlich ungepflegt im Gegensatz zu den vorangegangenen Streckenabschnitten boten sich nur Bahnhofsgebäude und Gleisanlagen dem Auge dar.

Am Abend des 8. August blieb unser Transportzug in einem Vorort der hügelumgebenen Gebietshaupt- und alten habsburgischen Universitätsstadt Lemberg (heute: Lvov) stehen. Am nächsten Morgen warteten wir in der zerstörten Halle des Lemberger Hauptbahnhofes längere Zeit auf das Hochschnellen des Abfahrtssignals. Mein gequetschter und verstauchter Fuß verwehrte mir jegliches Umher-

wandeln. Ich war zu ständigem Sitzen oder Liegen verurteilt. Als ziemlich langwierig erwies sich die Weiterfahrt bis Przemysl, der ersten Station im Bereich des nunmehrigen polnischen Staatsgebietes. Ehe wir die Grenze überfuhren, legte uns unser Transportführer beschwörend ans Herz, uns vor der polnischen Volkswut tunlichst in Acht zu nehmen und jegliche Provokationen zu vermeiden. Doch es kam alles ganz anders als vorgezeichnet. Gleich auf dem Bahnhof von Przemysl erlebten wir, wie polnische Menschen jeglichen Alters und jeglicher sozialer Stellung an unseren Zug herantraten und uns allerlei Köstliches in Gestalt von Brot, Obst und Tabak zureichten. Kinder brachten uns farbige Limonaden in Flaschen herbei. Eine Ewigkeit schien es her zu sein, als ich mir letztmalig so etwas Erfrischendes zum Munde hatte führen können. Es ergab sich auch mancher freundliche Wortwechsel mit der Bevölkerung, befördert durch unseren perfekt Polnisch sprechenden Wagenältesten. Recht klar ließ sich daraus erkennen, dass die Polen über die derzeitige sowjetische Besatzung sehr unglücklich waren. In ihren Augen schien die vorangegangene deutsche Herrschaft gar noch das geringere Übel gewesen zu sein. Unsere Transportbegleiter kochten bald vor Zorn bei solcher Begrüßungsszenerie. Schließlich rannten "Briefträger", "Alter Fritz" und der Sergeant mit verdrießlichstem Gesichtsausdruck an den Waggons entlang und trieben die Menschenansammlung gebieterisch zurück. Gleichzeitig drohten sie, unsere Wagentüren zu verschließen.

Bei Abfahrt von Przemysl konnten wir wohl auch einen Blick hinauf zum offensichtlich nun verödet daliegenden zentralen Sammellager vom vergangenen Oktober lenken. Als wir Jaroslau erreichten, war es schon nahezu finster. Das Gelände hinter Przeworsk, wo sich nicht weit vom Bahndamm jene unglückseligen, unserer Gefangennahme vorausgehenden Kampfhandlungen abgespielt hatten, ließ sich im Dunkeln nicht mehr ausfindig machen. Im Morgengrauen des nächsten Tages standen wir bereits im Bahnhof von Tarnow. Ziemlich flott ging es alsbald bis Krakau weiter. Als sich hier ähnliche Gunstbezeugungen seitens der Bevölkerung anbahnten wie in Przemysl, verschlossen die Wachleute tatsächlich für gut zwei Stunden die Wagentüren. Nachmittags setzte sich die Fahrt in Richtung auf Oberschlesien fort.

Im Laufe dieses Tages, möglicherweise auch schon des Vortages oder des erst folgenden, musste die Nachricht von der Kapitulation Japans und damit des endgültigen Kriegsendes auch unserem Transportzug zugetragen worden sein. Der Abwurf einer amerikanischen Superbombe mit ganz fürchterlicher Sprengwirkung auf Grund von Atomkernzertrümmerung habe das so rasch nicht vorauszusehende Ende bewirkt, hieß es. Dabei zeigte sich aber, dass ein paar in physikalischen Dingen Bewanderte unter uns, darunter auch Hans Meier, mit dem ich, obwohl etliche Wagen von mir entfernt, bei längeren Aufenthalten hin und wieder zusammentraf, von der theoretischen Möglichkeit solcher ungeheueren Energiefreisetzung durchaus eine Vorstellung besaßen und sogleich die kühne Zukunftsvision an die Wand projizierten, einstmals werde man mit der in einer Streichholzschachtel unterzubringende Energiemenge einen ganzen Ozeandampfer antreiben können.

Spät am Freitag abend, 10. August, langten wir in Kattowitz an, einer an sich überwiegend deutschen Stadt, die aber nach dem verlorenen 1. Weltkrieg an Polen hatte abgetreten werden müssen und verständlicherweise nun auch wieder zu diesem Staat gehörte. Als wir aber am nächsten Morgen erwachten und erkannten, dass wir das ostoberschlesische Industriegebiet hinter uns gelassen hatten und uns auf Oppeln zubewegten, glaubten wir felsenfest, uns endlich wieder auf deutschem Boden zu befinden. Die ersten menschlichen Gestalten, derer wir ansichtig wurden, gehörten zu einer fünf- oder sechsköpfigen Streckenarbeiterkolonne, die sich, in einer Draisine stehend, uns auf dem Nebengleis näherte. Da diese keinen Motorantrieb besaß, hielt ihre Besatzung sie noch nach altertümlicher Weise mittels Hebeldruckbetätigung im Gang. "Hallo, Landsleute!" rief einer der Unsrigen mit fröhlich winkender Handbewegung durch die Türöffnung nach draußen. Die Männer reagierten jedoch mit

keinem Wort auf diese Anrede, sondern setzten verbissen ihre manuelle Pumpbewegung fort. Nur einer lüftete für einen flüchtigen Moment seine Kappe, was aber eher wie eine Verlegenheitsgeste als eine echte Grußerwiderung anmutete. Dann war das vorsintflutliche Gefährt auch schon an unserem Wagen vorbeigeglitten.

"Die verstehen wohl kein Deutsch", murrte der Zurufer befremdet. Unser Wagenältester, der den Fall vielleicht hätte klären können, war aber gerade im hinteren Wagenteil mit etwas beschäftigt und so nicht in der Lage zu vermitteln. In der nächsten ländlichen Bahnstation, die uns zu kurzem Halt nötigte, irritierte uns die rotweiße polnische Staatsflagge.

"Was soll diese denn hier?" fragten wir uns.
Zwei Jungen im Schulalter standen in der Nähe.

"Ihr seid doch sicher deutsche Jungs?" sprachen wir sie an.

"Ja, schon", antworteten sie, "aber jetzt haben hier die Polen das Sagen. Wir wissen nicht, ob wir noch länger dableiben können."

Dasselbe erfuhren wir wenig später an einem anderen Haltepunkt aus dem Munde von ein paar sehr ärmlich gekleideten deutschen Arbeitermädchen. Sie opferten uns sogar einen Teil ihrer Frühstücksschnitten. Auch wenn diese nur mit Marmelade bestrichen waren, die kaum nennenswerte Zuckerspuren aufwies, wurden sie dennoch von den ewig gierigen Plennys liebend gern entgegengenommen und verspachtelt.

Der bedrückende Eindruck, einesteils zwar wieder in Deutschland zu sein, andererseits aber doch noch nicht bzw. nicht mehr, verstärkte sich, als wir in den Oppelner Bahnhof einfuhren. Hatte er auf der Fahrt von Zwickau nach Mielec noch einen höchst belebten, schmucken Anblick dargeboten, lag jetzt alles brach und verödet da. Ausgebrannte Waggons und Lokomotiven standen herum, verrostete Gleise waren zum Teil halb, zum Teil ganz herausgerissen, die Bedachung abgefetzt, Pfeiler zerborsten. Kaum eine Menschenseele ließ sich blicken. Die ganze Stadt, soweit wir sie vom Bahngelände aus einsehen konnten, mutete wie ausgestorben an.

"Provisorisch, also vorläufig, sind Schlesien, Pommern, Ost- und Westpreußen von den Siegermächten der polnischen Verwaltungshoheit unterstellt worden", klärte uns ein Akademiker aus dem Nachbarwaggon auf. Er hatte sich inzwischen sachkundig gemacht. "Aber", so fügte er hinzu, "es sieht verdammt schlecht für uns aus. Die Polen, die selbst große Gebietsteile im Osten an die Russen haben abtreten müssen, werden nicht im Traum daran denken, die kostbaren deutschen Provinzen wieder herauszurücken."

Diese realistische Sichtweise erschien nur allzu berechtigt, als wir im Laufe der Weiterfahrt sowohl auf Wagenzüge mit ausgewiesenen Deutschen als auch auf solche mit polnischen Zuwanderern stießen. Letztere, meist aus Ostgalizien kommend, waren mit Sack und Pack, Kind und Kegel oft schwer beladen und führten sogar Kühe, Ziegen und Federvieh mit sich . Sie zeigten sich uns gegenüber sehr freundlich, reichten uns mit Milch gefüllte Gefäße herüber und beteuerten immer wieder, wie schmerzvoll es ihnen sei, die eigene Heimat verlassen und künftig in unbekannter Fremde siedeln zu müssen.

Am 12. August kamen wir in dem riesigen Verschiebebahnhof Brockau vor Schlesiens Hauptstadt Breslau an. Hatten wir schon auf der Transportfahrt nach Mielec hier längere Zeit verweilen müssen, so schien die diesmalige Aufenthaltsdauer kein Ende nehmen zu wollen. Tag für Tag verstrich in absoluter Untätigkeit, Unsere Stimmung verschlechterte sich zusehends und ließ angesichts der vielen Zerstörungen, die uns bislang begegnet waren, vor allem aber auch bei Anblick der mit Raubgut aller Art vollbeladenen Güterzüge, die die Sowjets aus dem deutschen Reichsgebiet in ihr eigenes Land dirigierten, wachsende Befürchtungen über die Zustände, die wir daheim zu gewärtigen haben werden, in uns aufkommen.

Am 15. August, einem warmen Sommertag, befahl uns der "Briefträger" in aller Frühe per Trillerpfeife, vor die Waggons zu treten und mit großer Gene-

ralreinigung zu beginnen. Selbige hatte sich auf alles zu erstrecken, auf Körper, Kleidung und Wageninneres. Jede Wagenbesatzung erhielt, woher es auch immer stammen mochte, einen mehr oder minder verbeulten Blechkanister ausgehändigt. In diesen sollten die Wäschestücke gestopft und dann, mit Wasser aufgefüllt, auf einer eigens zu errichtenden Feuerstelle zum Kochen gebracht werden. Da alte Holzbohlen in Mengen überall herumlagen, stellte die Beschaffung des Brennmaterials kein unlösbares Problem dar. Trotzdem gelang das Vorhaben nur mit Hängen und Würgen. Die zwar kaum gekochte, zumindest aber erhitzte Wäsche mussten wir nach der Prozedur gründlich auswringen und dann im Freien trocknen lassen. Die intensiven Sonnenstrahlen halfen nach Kräften mit. Mangels geeigneter Leinen glitt manches Stück jedoch in den Staub und unterschied sich danach kaum wesentlich vom vorangegangenen Zustand. Dem Waggon tat das Ausfegen mit Rutenbündeln nach gründlichem Einsprengen schon mal ganz gut. Hinsichtlich der Körperpflege entfiel auf den einzelnen Mann freilich nur eine recht bescheidene Flüssigkeitsmenge, so dass dem Erfolg auch hier Grenzen gesetzt blieben.

Am nächsten Morgen erfolgte wiederum ein Generalkommando: "Alles aussteigen und fertigmachen zum Umzug!" Hatten wir uns bis Breslau-Brockau auf Bahngleisen russischer Spurweite bewegt, konnte es auf dieser nun nicht weitergehen. Wir mussten auf die etwas schmälere europäische Normalspur mit den entsprechenden Wagen überwechseln. Bis hin zum neuen Zug war kein weiter Weg zurückzulegen. Trotzdem hatte ich alle Mühe, dies mit meinem noch immer arg lädierten Fuß zu schaffen. Bisherige Wagengemeinschaften sollten zusammenbleiben. So kam die unsrige auch geschlossen in einen neuen Wagen. Wesentlich mehr Zeit als der personelle Umzug nahmen der Umbau der Küche und die Verladung der Produkte in Anspruch. Der geschlagene Vormittag ging damit dahin. Die Frühsuppe entfiel denn auch an diesem Tag. Dafür entschädigte die mit viel Mehl, Nudeln und amerikanischem Büchsenfleisch zubereitete Mittagssuppe. Sie war von solcher Konsistenz, dass mein Holzlöffel regelrecht darin stecken blieb.

Einige Zeit nach der Essensausgabe erfolgten ein paar heftige Rangierstöße. Dann aber hatten wir unser Ausfahrtsgleis erreicht. Im Bogen umfuhr unser Zug den innerstädtischen Bereich Breslaus. Hatte ich vom Hintransport her noch den Anblick einer weiträumigen schönen Großstadt in Erinnerung, ließen sich jetzt fast nur noch Trümmer und ausgebrannte Häuserviertel wahrnehmen. Auf den einstmals prachtvollen breiten Straßen kaum ein Anzeichen von menschlichem Leben. Das drückte uns allen tief auf das Gemüt. Weiter rollten wir durch Niederschlesien. Vielerorts verlassene Felder und verödete Bauernhöfe. In etlichen Bahnstationen drängten sich verzweifelte deutsche Landsleute an unseren Zug und flehten uns an, sie doch in das deutsch gebliebene Gebiet mitzunehmen. Der auf sie hier ausgeübte Druck sei unerträglich geworden, und doch könnten sie nicht ohne weiteres von hier wegfahren, da keine regulären Züge mehr verkehrten. Wir mussten sie aber abschlägig bescheiden, hätten wir uns doch mit Sicherheit Zorn und Strafmaßnahmen unserer Transportleitung zugezogen. Noch am späten Nachmittags des 16. August trafen wir in Liegnitz ein. Über Nacht verweilten wir daselbst auf der Stelle.

In dieser Stadt sollten wir unserem soeben erläuterten Vorsatz freilich schon untreu werden. Ein seiner Aussage nach elternloser Junge, kaum über 12 Jahre alt, hatte auffallendes Interesse an unserem Wagen bekundet und besonders einem aus Berlin Stammenden sich anvertraut. Bei Abfahrt des Zuges am nächsten Vormittag sprang er unversehens mit auf und fuhr fortan als blinder Passagier mit. Wie er vorgab, wollte er bei seinen in Berlin lebenden Großeltern Zuflucht suchen. Für uns war diese Art der Mitbeförderung zweifellos eine recht heikle Angelegenheit, doch blieb sie zum Glück ohne Folgen. Ich weiß heute nicht mehr, ob der Junge uns tatsächlich noch bis Berlin begleitete oder vorher schon verließ. Dass wir von Liegnitz aus nicht auf der nach Görlitz führenden Strecke, sondern in nordwestliche Richtung über Cottbus nach Berlin fahren sollten, war aber ganz offensichtlich vorher schon bei uns durchgesickert. Sonst hätte sich der Junge auch nicht so an uns geheftet.

Zunächst glitt noch waldreiche niederschlesische Landschaft an uns vorüber, später Teile der Niederlausitz, jedoch noch immer der polnischen Gebietshoheit zugesprochen. Mittags pausierten wir in Sagan. Bei Forst überquerten wir ohne nennenswerte Verzögerung die Neiße und befanden uns fortan nun wirklich nicht mehr auf polnischem, sondern deutschem Territorium, dieses allerdings ohne jegliche Eigenbefugnisse mehr, sondern streng unterstellt dem Diktat der Siegermächte, als sowjetische Besatzungszone speziell dem Befehl der Sowjetischen Militär-Administration.

Hatte noch am Nachmittag eine ganz eigenartige Klarsicht geherrscht, so zogen doch bald dunkel-dräuende Wolken auf. Und als wir abends in Cottbus eintrafen, regnete es in Strömen. Am Morgen des 18. August aber, als sich die Düsternis wieder gelichtet hatte, konnten wir von unserem Bahngleis aus sogar ein Stück von der Stadt überblicken. Im Gegensatz zu den vorher durchfahrenen, nicht mehr deutschen Landesteilen herrschte hier etliche Bewegung. Da und dort ließen sich sogar besser gekleidete Menschen ausfindig machen, und einige hübsch frisierte und für damalige Verhältnisse adrett gekleidete junge Damen erregten sofort gespannte Aufmerksamkeit. Wie gern hätten wir uns mit ihnen ein wenig unterhalten, doch lagen mehrere nicht überschreitbare Gleise dazwischen. Auf den Bahnsteigen begegneten uns hingegen fast nur sorgenvoll dreinblickende Heimatvertriebene aus dem Osten, nicht wissend, wie es weitergehen soll und wohin das Schicksal sie noch verschlagen wird. Die Transportleitung hatte dem Küchenchef offensichtlich die Devise erteilt, hier in Deutschland besonders dicke Suppen zuzubereiten. Alle sollten sehen und staunen, wie gut deutsche Kriegsgefangene versorgt werden. Bei den armen, abgemagerten und herumgestoßenen Flüchtlingen verfehlte diese Art von Propaganda ihre Wirkung nicht. Fast entgeistert starrten sie auf unsere strammen Portionen, so dass uns gar nichts anderes übrig blieb, als ihnen etwas davon abzutreten.

Die Weiterfahrt verlief ausgesprochen zockelig. Bei Eintritt der Dunkelheit erreichten wir gerade mal Königswusterhausen, Standort des einst auf Langwelle sendenden Deutschlandsenders und schon von weitem gut erkennbar an dem Block hochragender Funkmasten. Am nächsten Morgen, einem Sonntag, standen wir auf dem Bahnsteig von Oberschöneweide. Uns gegenüber fuhr die Berliner S-Bahn aus und ein. Der regelmäßige Fahrverkehr, die Art, wie sich Fahrgäste Zeitungen am Kiosk kauften, sie in die Seitentasche steckten oder den Kopf hineinversenkten, dies alles suggerierte fast den Eindruck von geordnetem zivilen Normaldasein. Die Ein- und Aussteigenden allerdings musterten uns zunächst ziemlich misstrauisch, hielten sie uns unserer Jacken wegen doch für Russen. Doch hellten sich ihre Mienen rasch auf, als sie uns sprechen hörten. Bereitwillig informierten sie uns über den allgemeinen Stand der Dinge in Deutschland und besonders derjenigen in Berlin. Auch die eine oder andere Zeitung überließen sie uns. Jetzt sahen wir so manches ein wenig klarer als zuvor.

Erst mittags setzte sich unser Zug wieder in Bewegung und fuhr weiter Berlins Zentrum entgegen. Fast nur Ruinen säumten die Strecke. Da und dort war auch mal das Teilstück eines niedergebrannten Hauses notdürftig wieder geflickt und mit etwas Mörtel verschmiert worden, um Menschen als Notunterkunft dienen zu können. Im Gegensatz zu Breslau und anderen schlesischen Städten hinterließen die Straßen in Berlin einen verhältnismäßig sauberen und aufgeräumten Eindruck. Irgendwie schien das Leben hier doch weitergehen zu wollen. In der total ihrer Bedachung beraubten Halle des Görlitzer Bahnhofes, einst neben dem Anhalter Bahnhof Ankunftsstätte hoher Staatsbesuche, endete unsere Fahrt. Wenig später schob man uns auf ein totes Gleis. Sollten wir hier entlassen werden? Wir hofften es sehr, doch kam der Abend, und noch immer rührte sich kein Zeichen.

Der Montag brach an, aber weiterhin tat sich nicht das Geringste. Bei vielen von uns, auch bei mir, herrschte gereizte Stimmung. Etwas anders sah es bei

den Berliner Kameraden aus. In etlichenFällen hatten sie Fahrgäste der im Görlitzer Bahnhof haltenden S-Bahn-Züge bewegen können, ihre Angehörigen über den gegenwärtigen Aufenthaltsort unseres Transportzuges zu verständigen. So kam es im Laufe des Tages zu einigen ergreifenden Wiedersehensszenen. Auch unser Berliner Wagengenosse konnte seine Frau in die Arme schließen. Das Transportpersonal verfolgte solches Geschehen jedoch mit wachsendem Ingrimm und gebärdete sich immer nervöser. Besonders die beiden russischen Sanitäterinnen schienen beim Anblick deutscher Frauen und Mädchen vor Eifersucht schier zu bersten. Nachmittags ließ der Sergeant sogar für einige Zeit sämtliche Wagentüren verschließen. Zu allem Unglück war an diesem Tag auch noch unser Brotvorrat zu Ende gegangen. Nur noch ein Drittel der an sich zustehenden Ration konnte ausgegeben werden. Dafür erhielt der Küchenchef die Anweisung, die Suppen noch etwas dicker zu gestalten. Als Ergebnis gelangte ein fürchterlicher Mehlpamps in die Essbüchsen. Das Russenmehl hatte einen so dumpfen, muffigen Beigeschmack, dass kaum einer von dem Kleister sonderlich entzückt war. Abends, als die Ausgangssperre nicht mehr bestand, unternahm ich nach der scheußlichen Quetschung mit dem lappenumwickelten Fuß einen ersten längeren Gehversuch. Zwar verspürte ich noch immer gehörige Schmerzen, doch gelang es immerhin wieder, mit ganzer Sohle voll aufzutreten. Ich gab mir Mühe, ein wenig mehr von dem weiten Bahnhofsvorplatz ins Blickfeld zu bekommen als vom Wagen aus möglich war, doch musste ich alsbald erkennen, dass auch hier alles zerstört war. Selbst die Emmauskirche, deren Kuppel noch so markant hervorragte, erwies sich im Inneren als gänzlich ausgebrannt.

Am Dienstag morgen, dem 21. August, hielten uns unsere Bewacher ganz streng in Schach. Es hatte sich herumgesprochen, dass innerhalb Berlins unsere Entlassung nicht stattfinden könne. Meines Wissens war auch den dort Beheimateten nichts anderes übrig geblieben, als weiter in unserer Transportgemeinschaft auszuharren. Das Risiko, sich vom Görlitzer Bahnhof heimlich abzusetzen, dürfte kaum einer auf sich genommen haben. Kurz nachdem die Lokomotive vorgefahren und den Zug auf das Hauptgleis geschoben hatte, erfolgte die Ausfahrt. In ziemlichem Tempo nahmen wir Kurs auf Süden. Den ersten längeren Aufenthalt gab es bei Zossen. In Nähe des Haltepunktes Wohnende beäugten unseren Zug zunächst mit Misstrauen, dann aber erfassten sie, daß wir Kriegsheimkehrer waren, und brachten allerlei von dem herbeigeschleppt, was sie an Essbarem aufzubieten vermochten: Obst und Gemüse aus dem Garten, aber auch Brot und Tabakwaren. Unsere Bewacher ergriff die kalte Wut. Mit drohend geschwungenen Knüppeln vertrieben sie unsere Wohltäter. Andererseits bekam auch unser Küchenchef eine ordentliche Portion Schelte zu spüren. Nach einem Blick in den Kessel kläffte der Sergeant ihn wütend an:
"Koch, du Schwein, warum Supp' so dünn? Da, noch einen Sacken Mehl hinein!"
Das Zeugs war hernach kaum noch als genießbar zu bezeichnen.

In Elsterwerda, das wir am frühen Nachmittag erreichten, hielten wir keine allzu lange Zeit. Dann ging es nach Sachsen hinein. Heimatliche Gefühle überkamen mich. "Wird man uns hier entlassen?" so fragte ich mich. "Dann hätte ich es ja nicht mehr allzu weit bis zu meinem Heimatort." Von Großenhain aus wollte es stundenlang nicht weiterrücken. Erst am Abend setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Im Dämmerlicht vermochte ich gerade noch die Weinhänge der Lößnitz auszumachen. Von nun an näherten wir uns Dresden nur noch stoßweise. Erst nach Mitternacht, als die meisten längst schliefen, rollten wir in den Neustädter Bahnhof ein.

Nur wenig später in der Nacht mussten wir Sachsens Hauptstadt aber wieder verlassen haben. Als wir morgens erwacht waren und die Schiebetür unseres Wagens sich geöffnet hatte, sahen wir uns in einem Bahnhof stehen, der die Aufschrift Bischofswerda trug. Eine kleinere Industriestadt von etwa 11 000 Einwohnern in der westlichen Oberlausitz. Die Lokomotive hängte ab und dampfte davon. Sollten wir hier unseren Entlassungsort erreicht haben? Der Vormittag verstrich jedoch, ohne dass sich weiteres in dieser Richtung abzeichnete.

Für uns ein fast schon gewohnter Zustand. In Bischofswerda selbst musste es sich aber rasch herumgesprochen haben, dass auf dem Bahnhof ein Güterzug mit etlichen hundert deutschen Kriegsgefangenen wartend verweilte. Erst etwas zögernd, dann immer stürmischer eilten Menschen aller Altersklassen auf uns zu, um uns ein paar Gaben zuzustecken. Diesmal hatte sich der "Briefträger" eine ganz andere Art der Bestrafung ersonnen. Ganz unvermittelt ließ er seine Trillerpfeife gellen und uns trotz des gerade herniederplatzenden Regens vor den Waggons in geschlossener Formation antreten. "Jetzt geht es bestimmt ins Entlassungslager", dachte ein jeder im ersten Augenblick. Doch Pustekuchen. Vielmehr stellte der OLeutnant an uns das Ansinnen, vor unseren herbeigeströmten Landsleuten die Internationale anzustimmen. Keiner von uns brachte jedoch auch nur einen Ton heraus. Nach zwei oder drei weiteren vergeblichen Aufforderungsversuchen blieb ihm nichts anderes übrig, als das Vorhaben abzubrechen und uns wieder in die Wagen zu schicken. Die Bischofswerdaer wiederum hielten es für angezeigt, um die Situation nicht weiter aufzuheizen, sich erst mal wieder zurückzuziehen. Der Rest des Tages verstrich ohne weitere besonderen Vorkommnisse. Ich nahm die ereignislose Zeit zum Anlass, meine Gehversuche fortzusetzen, um zunehmend besser Tritt zu fassen.

So sehr uns am nächsten Morgen die Feststellung auch enttäuschte, inzwischen keinen Zoll weitergekommen zu sein, so erfüllte es uns andererseits doch mit Rührung und unbändiger Freude zugleich, als sich die Einwohner der kleinen Lausitzer Kreisstadt in ganzen Scharen unserem Zug näherten, um uns mit Liebesgaben aller Art zu überhäufen. Hatte das am Vortage Geschehene noch den Charakter spontaner Einzelaktionen getragen, so zeugte der sich nun abspielende Ansturm von einer geradezu planmäßigen Vorgehensweise. Unsere Bewacher reagierten denn auch sogleich mit heftigsten Gegenmaßnahmen und suchten die gebefreudigen Bischofswerdaer mit aller Macht zurückzudrängen. Schließlich traten diese den Rückzug an. Hinter der Absperrungslinie aber scharten sie sich erneut zusammen und hielten eine Art Kriegsrat ab. Was nun geschah, hätte der listenreiche Odysseus nicht trefflicher austüfteln können. Ein paar Frauen, beladen mit Obst, Tabak und einigen besonderen Leckereien, traten vor, steuerten aber nicht auf uns, sondern auf den Kommandanten, seine Begleiter und auch die Wachleute zu und überreichten ihnen die Gaben mit Knicksen und freundlichen Verbeugungen. Für einen Augenblick standen die so unverhofft Beschenkten wie verdattert da. Dann löste sich der Bann. Ihrem "Bol'šoe spasibo!" (Vielen Dank!) folgte eine weite offene Handbewegung, die signalisieren sollte, dass sie von nun an keine Einwände mehr gegen Zuwendungen an uns zu erheben gedächten. Bald konnten wir uns ihrer kaum noch erwehren. Welle um Welle an Wohltätigkeiten brandete an: Brotschnitten, Pellkartoffeln, Kartoffelsalat, Äpfel und Birnen, Tee, Bier und Limonade. Meiner Niederschrift von 1945 zufolge verleibte ich mir 8 verschiedene Kartoffelsuppen, dazu etliche belegte Brotschnitten ein. Das Küchenpersonal konnte an diesem Tag mal pausieren und tat es auch. Zwar erfuhren wir bald, dass der Ortspfarrer von Bischofswerda unter Zuhilfenahme ehemaliger Rote-Kreuz-Schwestern organisierend hinter der ganzen Aktion stand, doch die Art, wie die Leute auf uns zukamen, wie sie, obwohl bei der ihnen zugemessenen spärlichen Lebensmittelzuteilung selbst zum Darben gezwungen, das Letzte für uns aufboten, das bekundete weit mehr als nur Folgsamkeit einem ergangenen Aufruf gegenüber. Hier offenbarte sich ganz schlicht und einfach ein Strom echter mitmenschlicher Wärme und Hilfswilligkeit. Damals kam noch keinem in den Sinn, Soldaten pauschal als Mörder zu bezichtigen und ihnen die kalte Schulter zu zeigen. Vielmehr sah man in uns, den ersten Heimkehrern aus dem Russlandfeldzug, nichts anderes als vom Schicksal betroffene und gebeutelte, dennoch bewahrt gebliebene Menschenbrüder, in weiterem Sinne die Kameraden ihrer eigenen noch vermissten und noch nicht heimgekehrten Ehemänner, Söhne, Brüder und Anverwandten. Manche, mit denen wir sprachen, erhofften denn auch, in ganz konkreten Einzelfällen von uns Aufschlüsse oder weiterführende Hinweise zu erlangen. Abgesehen von dem gut gemeinten Ratschlag, die Hoffnung nicht aufzugeben, hatten wir ihnen allerdings kaum viel Mutmachendes und Bestärkendes zu bieten.

Gegen Mittag setzten die Bischofswerdaer ihrem Zuwendungsdrang die Krone auf. Frauen und Mädchen einer Tuchverarbeitungsfabrik schleppten mehrere hundert Leinenanzüge herbei und verteilten sie auf die einzelnen Wagen, um uns nach ihren Worten wieder zu etwas menschlicherem Aussehen zu verhelfen. Auch ich durfte mich einer passenden Hose und Jacke erfreuen. Dieser Hilfsakt ging unseren Transportleitern jedoch entschieden wider die Hutkrempe. In einem Wutanfall wiesen sie das Bewachungspersonal an, uns sämtliche Anzüge wieder abzunehmen. Insgeheim hatten sie sich wohl ausgerechnet, die konfiszierten Sachen mit nach Russland befördern und dort gegen gutes Geld verhökern zu können. Aus diesem Plan wurde jedoch nichts. Wenig später erschien der Fabrikdirektor in eigener Person und beteuerte, die Anzüge seien durch die Bank von den Arbeiterinnen entwendet worden, er aber habe bestimmte Lieferverpflichtungen zu erfüllen und benötige die Waren ganz dringend wieder zurück. Da blieb dem "Briefträger" und dem "Alten Fritz" nichts anderes übrig, als die beschlagnahmten Anzüge wieder herauszurücken. Dass die zwar einfach geschnittenen, aber sonst recht passablen Bekleidungsgegenstände, nachdem sie uns so rasch wieder verloren gegangen waren, den Klauen der Russen mit Erfolg wieder entrissen werden konnten, erfüllte uns mit ausgesprochener Genugtuung.

Am Nachmittag gelang es ein paar Frauen, die Aufmerksamkeit unserer Bewacher zu umgehen und etliche Paare fabrikneuer Kunstlederpantoffeln mit Holzsohlen, reine Kriegsware zwar, aber für Schuhlose wie mich hochwillkommen, an den Mann zu bringen. Als ich die mir zugedachten anprobieren wollte, entdeckte ich in ihnen auch noch ein paar schwarze Söckchen. Doch ehe ich dazu kam, der guten Fee ein herzliches Dankeschön zuzurufen, war sie bereits entfleucht.

Wenig später fuhr eine Lok an und beförderte unseren Zug zurück in Richtung Dresden. Ein gutes Stück vor dem Neustädter Bahnhof koppelte sie aber ab und ließ uns nicht weit von einer noch halb intakten Häuserkette stehen. Einige Bewohner kamen heraus und sprangen zu uns über die Gleise. Sie klagten über die miserablen Verhältnisse, die zur Zeit in der Sowjetischen Besatzungszone herrschten, und schätzten die Zukunft ziemlich düster ein. Eine Frau erbot sich, die Benachrichtigung von in Sachsen wohnenden Angehörigen zu übernehmen. Unverzüglich warf ich ein paar Zeilen auf das mir zugereichte Papier. Ich hoffte stark, meine Eltern würden diese Mitteilung noch vor meinem Eintreffen in Waldenburg erhalten und sich somit noch rechtzeitig darauf einstellen können. Erst, als die Dunkelheit bereits hereingebrochen war, setzte sich unsere Fahrt mit noch unbekanntem Ziel fort.

Auf einer von regulären Zügen sonst wohl noch nicht wieder befahrenen Strecke rollten wir am Freitag morgen, 24. August, auf Hoyerswerda zu und in dessen Bahnhof ein. Wieder mal hieß es, hier sei Endstation. Sollte es diesmal denn wirklich zutreffen? Noch zweifelten wir. Ganze Kolonnen ehemaliger, nun aber frisch entlassener Plennys bestätigten uns jedoch bald das tatsächliche Vorhandensein eines Entlassungslagers in unmittelbarer Nähe der Stadt. Offensichtlich war Hoyerswerda spätestens seit Berlin schon unser Bestimmungsziel gewesen, und nur ein Missverständnis zwischen Russen und deutschen Bahnbehörden musste uns für zwei Tage nach Bischofswerda fehlgeleitet haben. In aller Eile bekamen wir nun unsere Tagesrationen zugeworfen. Dann fuhr der Zug auf einem nach Petershain abzweigenden Nebengleis noch ein gutes Stück über den Bahnhofsbereich hinaus. Im Feldgelände auf freierStrecke erfolgte dann unversehens der Ausstieg. Die geräumten Wagen wurden sogleich verschlossen. Als Abschiedsgeschenk der Transportleitung erhielt ein jeder von uns am Produktenwagen noch eine Schütte Mehl in die Büchse. Der "Briefträger" und sein Begleitstab erwiesen sich als Freundlichkeit und Großherzigkeit in Person an diesem Tage. Die Erleichterung darüber, das Ziel der langen Fahrt nun endlich vor sich und alle Mannen noch so einigermaßen beisammen zu haben, war ihnen sichtlich abzuspüren. Noch einmal ertönte ihr Kommandopfiff zum Antreten, noch einmal wurde genau durchgezählt, doch dann ohne Tritt und ohne hastige Antreiberei auf unbefestigtem Weg abmarschiert, einem

schon sichtbaren, nicht allzu weit entfernt liegenden kasernenartigen Gebäudekomplex entgegen. Dieser entpuppte sich beim Näherkommen als eine weiträumige, streng gegliederte und aus etwa 40 Baracken bestehende, von Sport-, Gras- und Baumflächen umgebene Lageranlage. Ein Teil der Bauten bestand aus festem gelbbraunen Klinkermauerwerk. Kurz vor Kriegsbeginn war dieses nach der vorgelagerten Ortschaft Elsterhorst (heute wieder wie vor 1936: Nardt) genannte Stammlager nebst zwei Außenstellen errichtet worden und hatte bis jetzt immer nur der Gefangenen- und Internierungsunterbringung gedient, von 1940 bis Kriegsende als OFLAG IV D für gefangene französische Offiziere.

Als wir das Haupttor passiert hatten, unterstanden wir bereits nicht mehr der bisherigen Kommandogewalt. Als Ordnungskräfte, selbstverständlich unter sowjetischer Verwaltungshoheit, fungierten hier ausschließlich ehemalige deutsche Landser. Sie dirigierten uns zunächst in einen leerstehenden Flügel mit mehreren Zimmern, auf die wir uns nach Belieben verteilen konnten. Man hätte es sich hier relativ behaglich einrichten können. Ein paar Bäume standen vor den Fenstern. Zwischen ihnen wies der Blick hinaus auf weite sonnige Feldflächen. Allein wir kamen hier nicht einmal zu einem kürzeren Verweilen. Sogleich beorderte uns ein Ruf zur Waschbaracke. Dort sollten wir uns einem Brausebad unterziehen. Ich muss gestehen, während dieser Prozedur kaum nennenswert mit Wasser in Berührung gekommen zu sein. So schnell hetzte man uns hindurch. Danach warteten 4 Bedienstete schon in großer Ungeduld, um unsere Personalangaben für die Entlassungspapiere entgegenzunehmen. Obwohl vor jedem Schalter eine lange Warteschlange stand, wickelte sich alles in rasender Geschwindigkeit ab. Bald war auch ich an der Reihe. Ich hatte den Eindruck, der Schreiber hörte nur mit halbem Ohr auf meine Antworten. Am Küchenschalter gab es für jeden bereits Abgefertigten einen Schlag Graupensuppe zu fassen, anschließend 500 g Russenbrot. Das uns zugereichte Essen war von solider Beschaffenheit, doch musste die Durcheinanderfresserei und -trinkerei vom Vortag in Bischofswerda meinen noch immer labilen Darmtrakt gehörig überfordert haben, so dass mir nichts anderes übrig blieb, als immer wieder ein bestimmtes, in diesem grundsoliden deutschen Baukomplex, gemessen an russischen Zuständen, aber ungewohnt kultiviert anmutendes Örtchen aufzusuchen. Ansonsten verbrachte ich den Nachmittag mit meinen Schicksalsgenossen teils umherwandelnd im Innenbereich des Lagers, teils wartend auf der schon erwähnten Stube. Wie einigen anderen, war es auch mir gelungen, einen kleinen Sack aufzutreiben, um das empfangene Mehl, Brot sowie mögliche weitere Wegzehrung darin verstauen zu können.

Gegen 18 Uhr vernahmen wir den Befehl zum Antreten auf der in der Mitte des Lagers befindlichen platzartigen Erweiterung. Bei der folgenden Zählung ging es noch einmal recht energisch zu nach echt deutschem Kasernenhofgebaren. Eine gut dreiviertelstündige Wartezeit folgte, während derer sich aber entgegen der Ankündigung kein einziger sowjetischer Uniformträger blicken ließ. Dann hieß es ganz schlicht: "Abmarsch!" Streng ausgerichtet in Sechserreihen, schritten wir durch das Lagertor. Eine kleine, sich aus Angehörigen des deutschen Lagerpersonals zusammensetzende Musikkapelle intonierte dazu etwas unbeholfen, von uns aber gern entgegengenommen: "In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n." Draußen vor dem Tor vollführte ein Schausteller- oder Varietegehilfe zur zusätzlichen Stimmungsaufheiterung noch ein paar akrobatische Mätzchen. Zuerst imitierte er ein gackerndes und fortflatterndes Huhn, dann einen kollernden Puter.

Es war schon ein recht eigenartiger Zustand, in dem wir uns augenblicklich befanden: Das Entlassungslager entschwand mehr und mehr unseren Blicken, doch noch hatten wir kein Papier in der Hand, das uns die Entlassung zweifelsfrei bestätigte. Wir sollten es aber, so war uns vor dem Abmarsch verheißen worden, noch im Laufe dieses Abends in dem als Nachtquartier vorgesehenen Hoyerswerdaer Schützenhaus überreicht bekommen. Ein Lagerbediensteter führte unsere Kolonne an. Zunächst passierten wir das Dörfchen Elsterhorst (Nardt),

danach wandten wir uns in südöstlicher Richtung dem Stadtkern von Hoyerswerda entgegen. Die geschlossene Marschordnung galt nun als aufgehoben, sehr zu meiner Erleichterung; denn mein verstauchter und dies noch immer spüren lassender Fuß schaffte zügiges Durchmarschieren bei weitem noch nicht. Außerdem boten Pantoffeln mit hölzerner Sohle trotz ihrer Neuheit keinen Ersatz für Marschschuhe. Die bis zum Zielpunkt zu bewältigende Strecke betrug immerhin gut 4 Kilometer. Sanft strich der sommerliche Abendwind über die Feldregion, die wir durchschritten. Kleine Gehölze verliehen der weiten Fläche ein paar malerische dunkle Tupfer. Liebend gern hätte ich mich all dem, was mir begegnete, an die Brust werfen mögen, so heftig wogten entsprechende Gefühlsregungen in mir. Und doch blieb im Augenblick nichts anderes übrig, als alle Kraft zusammenzunehmen und zu versuchen, den Anschluss an das Gros nicht völlig zu verlieren.

Gegen Ende des Marsches war die Verbindung meiner Erinnerung nach zwar tatsächlich abgerissen, doch gab es noch eine ganze Reihe anderer, die gleich mir nicht so zügig voranzukommen vermocht hatten. In Hoyerswerda, das sich damals als ein sehr bescheidenes Landstädtchen darbot, fragten wir uns mit Erfolg durch. Ein zum Personal des Schützenhauses (später: Kastanienhof) Gehörender öffnete den Wartenden den geräumigen Ballsaal. Dessen gesamte Ausstattung, beginnend mit den stuckgekrönten Säulen über die braun getäfelten Seitenwände, den schon etwas abgenutzten Parkettfußboden in der Mitte bis hin zum erhöhten Podium für die zum Tanz aufspielende Musikkapelle, wehte dem Eintretenden einen Hauch verklungener kleinstädtischer Schwof- und Walzerseligkeit entgegen. Nun als Nachtquartier für abgerissene und zerlumpte Plennys zu dienen, stellte schon eine gehörige Portion Zweckentfremdung dar.

Einige Zeit später trafen zwei Lagerbedienstete ein. In ihrer Mappe steckten unsere ausgefertigten Entlassungspapiere. Sie begannen mit der Namensverlesung Jeder Aufgerufene musste sich melden, vortreten und seinen Schein entgegennehmen. Als auf den Namen "Fleimer, Ernst, geb. 1926" zweimal keiner sich gerührt hatte, deuchte mir, wohl der Gemeinte sein zu müssen.
"Na, wohl schon eingenickt, was?"
fuhr mich der Verlesende an. Es war der letzte mir zuteil gewordene militärische bzw. postmilitärische Anraunzer meines Lebens. Der Schreiber am Vormittag hatte die zweite Silbe meines Familiennamens in der Hektik ganz offensichtlich nicht mitbekommen und diesen ganz einfach in "Fleischer" abgewandelt, der Verlesnede das geschrieben russische "sch" zudem noch als "m" gedeutet. So war der völlig anders lautende Namensaufruf entstanden. An sich hätte ich auf Berichtigung dringen müssen, doch fürchtete ich, solch ein Einspruch könnte meine Entlassung nur noch unnötig hinauszögern. Wohlweislich hüllte ich mich deshalb in Schweigen. Insgeheim hoffte ich, auf dem Waldenburger Amt würde man bei der Anmeldung die Kyrillischen Buchstaben eh kaum deuten und mich als legitimen Sohn meiner Eltern schon wiedererkennen können.

Nun gab es nur noch eins: als entlassener vormaliger Soldat und bis jetziger Plenny dem nächsten Morgen entgegenzuschlummern. Allein an Schlaf war kaum zu denken. Die Seitenbeleuchtung blieb immer eingeschaltet, um nächtliche Toilettenbesucher nicht ins Stolpern geraten zu lassen. Außerdem wogte eine viel zu große Spannung in mir vor all dem, das nun folgen sollte und das ich, allein auf mich gestellt, noch zu besorgen haben würde.

13. Heimkehr

(Hoyerswerda, 25. Aug., - Waldenburg/Sachs., 26. Aug. 1945)

"Ich bin ja nun ein freier Mann." Das war wohl der erste Gedanke, der sich mir im Kopfe regte, als ich mich im Morgengrauen des 25. August mit den übrigen Schläfern von der knarrenden Tanzdiele des Hoyerswerdaer Schützenhauses erhob. "Zwar noch in armseliger und verwünschter Russenkluft steckend, aber frei, nicht mehr Soldat, nicht mehr Kriegsgefangener. Ein neuer Lebensabschnitt steht bevor."

Dann aber rief ich mir zu, jetzt all meinen Verstand und mein Durchhaltevermögen zusammenzunehmen, um trotz der im besiegten Deutschland herrschenden Verkehrsmisere so zügig wie möglich den heimatlichen Port zu erreichen. Würde dieser aber wirklich noch bestehen? Das fragte sich gleich mir wohl jeder der frisch Entlassenen nicht ohne inneres Bangen. Ich muss gestehen, mir eigentlich erst jetzt so richtig klar darüber geworden zu sein, dass Heimkehr ja auch mit herbesten Enttäuschungen und bittersten Verlusten verbunden sein kann.

Allzu besorgte Töne schlug ich aber mit der Devise nieder: "Erst mal an die nächsten notwendigen Schritte denken. Alles weitere wird sich finden." Und so begab ich mich, wie alle übrigen Gefährten auch, zunächst zur Verpflegungsstelle des Roten Kreuzes im inneren Stadtbereich und empfing dort ein Stück Brot im Gewicht von etwa 400 g und eine halbe Büchse Graupensuppe. Wegen der Darmverstimmung vom Vortag und um während der Bahnhfahrt keine weiteren diesbezüglichen Malaisen zu erleben, entschloss ich mich aber, vorerst nichts zu mir zu nehmen.

Von nun an klammerte ich mich nicht mehr an die anderen, sondern suchte mir meinen eigenen Weg zu bahnen. Da sich durch den Marsch am vorangegangenen Abend die Schwellungen am rechten Fuß eher verstärkt als vermindert hatten, schlenderte ich bewusst im Schontempo durch die Straßen Hoyerswerdas, allerdings nichts anderes als den Bahnhof im Visier. Die Tatsache, dass ich trotz des verhaltenen Schreitens vom Stadtbild dieser Ortschaft heute kaum noch eine konkrete Vorstellung habe, lässt darauf schließen, mit meinen Gedanken schon so zielgerichtet gewesen zu sein, dass dem am Wege Liegenden nicht mehr viel Aufmerksamkeit zuteil wurde.

In dem altersgrauen, auch von innen düster anmutenden Bahnhofsgebäude erfuhr ich, dass zur Zeit überhaupt keine regulären Züge hier verkehrten. Es bestünde nur die eine Möglichkeit, an der Peripherie des Güterbahnhofes, wo eine werkseigene Strecke einmünden sollte, den Braunkohlenlorenzug abzupassen und mit diesem bis zur nächsten Station zu fahren, die Anschluss nach Dresden böte. Über sämtliche Gleise stieg ich nun hinweg. An der beschriebenen Stelle angelangt, fand ich dort bereits eine stattliche Menschenansammlung vor, neben ehemaligen Plennys auch Zivilpersonen. Nach etwa einstündiger Wartezeit kam eine betagte Güterzug-Lokomotive mit etlichen oben offenen Kohlentransportwagen angedampft. Dann stürzte sich alles wie besessen auf den Zug. Zwar vermochte ich mich kurzentschlossen an einer günstig erscheinenden Stelle hochzuhangeln, doch streifte mir dabei ein Pantoffel vom Fuß und glitt zu Boden. Zurückzuspringen hätte mir unweigerlich den soeben eroberten Platz gekostet. Trotz des fürchterlichen Gedränges war ein Kamerad aber so hilfsbereit, mir auf mein verzweifeltes Rufen hin das herabgefallene Stück wieder hochzureichen. Ob und, wenn ja, inwieweit die Wagen mit Kohle oder anderen Materialien bereits beladen waren, kann ich heute nicht mehr sagen, nur dass man sich als lebender Insasse bei der Fahrt regelrecht festkrampfen musste, um nicht jeglichen Halt zu verlieren. Dabei zuckelte der Zug fast nur im Schritttempo dahin. Wie die Station hieß, in der wir ankommen und dann Anschluss nach Dresden

haben sollten, ist mir gänzlich entfallen. Möglicherweise handelte es sich um Hosena. Als wir dort einfuhren, stand der betreffende Zug jedenfalls schon da, übrigens auch nur aus Güterwagen, wenn auch mit Dach ausgestatteten und für den menschlichen Gebrauch vorgesehenen, bestehend. Obwohl ich zu den Letzten gehörte, die ihn erreichten, gelangte ich dank meiner schlanken Statur, doch nicht ohne entsprechend nachhelfende körperliche Schraubbewegungen gerade noch so mit auf die Fläche eines Wagens. Dies glückte wohl nicht allen in gleicher Weise. Besetzt waren übrigens sämtliche Dächer und Trittbretter. Selbst auf den Puffern hatten sich Mitfahrer niedergelassen. Das eingezwängte Stehen wurde mir, je länger die Fahrt sich hinzog, zur schieren Unmöglichkeit. So drückte ich mich einfach zu Boden nieder, um eine einigermaßen sitzende Haltung einnehmen zu können, bekam dabei allerdings - ob gewollt oder ungewollt - zahllose Püffe und Tritte versetzt. Dennoch verspürte ich nach diesem Positionswechsel eine gewisse Erleichterung. Sicht nach draußen bestand so freilich überhaupt keine mehr. Welche Strecke wir zurücklegten, blieb mir verborgen. Möglich ist, dass mal der Stationsname Königsbrück ausgerufen wurde. Ferner vernahm ich die Kunde, dieser Zug führe nur bis Klotzsche. Von dort aus sollte man zur Weiterfahrt bis Dresden die Straßenbahn benutzen.

Diese Andeutung bestätigte sich. "Alles aussteigen", hieß es in Klotzsche. Die große Bahnhofsuhr zeigte die fünfte Nachmittagsstunde an. Bis zur nächsten Straßenbahnhaltestelle war noch ein Stück zu laufen. Stattliche, fast villenartige und noch einigermaßen intakt gebliebene Bürgerhäuser säumten die Straße. Aus dem mit Gardinenspitzen behangenen Fenster einer Hochparterre-Wohnung musterte mich eine sehr gepflegt aussehende ältere Dame mit Blicken von oben bis unten und forderte mich dann mit einer freundlich einladenden Handbewegung auf, zu einer Tasse Kaffee zu ihr in die Wohnung zu kommen. Ich wehrte jedoch sogleich ab. Einmal genierte ich mich ganz einfach, in einem so fürchterlichen, von der Fahrt im Kohlentransportwagen noch zusätzlich verdreckten äußeren Aufzug eine so vornehme Wohnung zu betreten. Sodann wollte ich dem gefassten Vorsatz nicht untreu werden, mich auf dem bestimmt noch mit etlichen Mühseligkeiten verbundenen Weg nach Hause durch nichts und niemanden aufhalten zu lassen. "Na, ganz so spröde und unzugänglich hättest du dich ja nun doch nicht geben sollen", bedauerte ich nachfolgend zwar meine Entscheidung, doch kam ich in der Tat bereits in Klotzsche nicht ganz so zügig vom Fleck wie gewünscht. Die erste Straßenbahn fuhr vollbesetzt an der Haltestelle vorbei. Die zweite nahm mich dann mit. Eine Fahrkarte brauchte ich nicht zu lösen, hätte ich ja auch gar nicht können ohne einen Pfennig Geld in der Tasche. Das Vorzeigen meines russischen Entlassungspapiers genügte. Es berührte mich eigenartig, mit meinem kulturfernen Habitus mich in einem so schnittigen Straßenbahnwagen - Dresden besaß als besonderes Aushängeschild die damals vielgepriesenen, an den Vorder- und Hinterseiten zugespitzten sog. Hechtwagen - zu befinden und so relativ lautlos über die Strecke hinwegzugleiten. Etwas stockender ging es zu, als wir Dresden-Neustadt erreicht hatten. Auf den Straßen herrschte reges Leben. Das Ausmaß der Zerstörungen mutete hier nicht ganz so verheerend an, verglichen mit Breslau und Berlin.

In Nähe des Neustädter Bahnhofes stieg ich aus. An dessen Schalter erkundigte ich mich nach der nächsten Zugabfahrt in Richtung Chemnitz. Da müsse ich schon nach Altstadt hinüber zum Hauptbahnhof, beschied man mich. Kurz vor Mitternacht ginge von dort ein planmäßiger Zug nach Plauen ab. Bis dahin blieb demzufolge noch eine Menge Zeit. Etwas unschlüssig darüber, was nun am besten wohl zu tun sei, schritt ich die Straße entlang. Und erneut - diesmal aber nicht im Verband mit anderen, sondern als einzelne Person - wurde ich Gegenstand spürbarer Anteilnahme seitens der Bevölkerung. Obwohl es, zumal hier inmitten der Großstadt, mit der Lebensmittelversorgung denkbar schlecht bestellt war, steckte mir eine gutherzige Frau eine Käseschnitte zu. Ein Mann drückte mir ein paar Groschen, ein anderer sogar einen Markschein in die Hand, ein dritter meinte es gut mit ein paar Zigaretten. Aber auch das

bloße Angesprochenwerden, die Anteilnahme an dem hinter einem liegenden Schicksal, ergriff mich. Ich spürte deutlich, hier nicht abweisend reagieren zu dürfen, sondern Antwort geben zu sollen, so gut das von meiner Seite aus eben möglich war.

In einem dieser Gespräche erfuhr ich von der Existenz einer Stelle des Roten Kreuzes, gar nicht weit vom Neustädter Bahnhof entfernt. Dort werde, so hieß es, den aus der Kriegsgefangenschaft Entlassenen auch Essen ausgeteilt. Als ich an besagtem Ort eintraf, war man gerade dabei, für diesen Tag die Schotten dichtzumachen. Doch hatte ich noch das Glück, als Fünftletzter einen schönen Schlag Erbsensuppe verabreicht zu bekommen. Nachdem ich seit dem vorangegangenen Abend gefastet hatte und hinsichtlich der Verdauung von unliebsamen Scherereien ganz verschont geblieben war, trug ich nun keine Bedenken mehr, mir diese Labung voll zuzuführen, desgleichen die auf der Straße geschenkt bekommene Käseschnitte. Nach dieser leiblichen Stärkung fühlte ich mich auch gleich wesentlich wohler und zu neuen Taten gerüstet.

Mit einer Straßenbahn suchte ich sodann die Altstadt zu erreichen. Zunächst musste die Elbe überquert werden. Das war zum damaligen Zeitpunkt in Dresden aber mit erheblichen Umständlichkeiten verbunden. Sämtliche Elbbrücken wiesen nach den verheerenden Luftangriffen im Februar 1945 schwerste Zerstörungen auf. Nur eine einzige hatte man seither provisorisch wieder instandsetzen und für den Straßenbahnverkehr freigeben können. Die gesamte Altstadt bot ein Bild des Jammers dar. Buchstäblich jedes Bauwerk, ob groß oder klein, war bis auf die Grundmauern niedergebrannt und stand als Ruine da. Die Straßenbahn schlug allerlei Umwege ein. Alle vom einstigen Stadtbild her vertrauten herausragenden Markierungspunkte - wie die Kuppel der Frauenkirche - fehlten. Ich wusste einfach nicht, durch welches Viertel sich die Bahn im Augenblick gerade bewegte. Im Wagen war ich auf einen mir von Koltubanka her bekannten Kameraden gestoßen, der auch zum Hauptbahnhof und zum gleichen Zug wie ich sich begeben wollte. Nachdem sich herausgestellt hatte, dass direkte Anfahrt des Hauptbahnhofes nicht möglich sei, nahmen wir nach dem Ausstieg gemeinsam Kurs auf dieses Ziel. Inmitten der Ruinenfelder mussten wir allerdings noch ein- oder zweimal bei Passanten uns darüber vergewissern, auch wirklich die richtige Strecke unter den Füßen zu haben.

Wie alles übrige, lag auch der Hauptbahnhof in Schutt und Asche. Die Halle nur noch ein zerborstenes Gerippe.Einige Bahnsteige standen - behelfsmäßig zwar - wieder im Dienst des Zugverkehrs. Noch weit vor Mitternacht wurden auf Bahnsteig 13 die Wagen des Zuges eingelassen, der über Chemnitz und Glauchau nach Plauen fahren sollte. Auch hier fast alles nur Güterwagen, wenn auch mit aus rohen Brettern gezimmerten Sitzbänken für die Personenbeförderung ausgestattet. Zufälligerweise kam vor meinem Begleiter und mir sogar ein echter Personenwagen der ehemaligen 4. Wagenklasse, später "Reisenden mit Traglasten" vorbehalten, zum Stehen. Auf zwei Plätzen, die noch frei zu sein schienen, ließen wir uns nieder. Dann aber erhoben zwei jüngere Zivilreisende Anspruch auf sie. Sie seien eher hier gewesen, beteuerten sie. Daraufhin empörten sich jedoch alle übrigen Wagengenossen ziemlich einhellig gegen die Anmaßung der jungen Leute und veranlassten uns, die eingenommenen Plätze zu behalten. Mitten unter den Protestierenden auch Hans Meier, den ich in Hoyerswerda ganz aus den Augen verloren hatte. Was für eine Freude! Hans beabsichtigte, wie ich auch, bis Glauchau mit diesem Zug zu fahren, um von dort aus dann weiter durch Thüringen nach Hessen und zu seiner Heimatstadt Mainz zu gelangen, während ich ab Glauchau ja nur noch zwei Stationen bis Waldenburg benötigte.

Einen großen Schrecken versetzten uns etwas später ein paar sowjetische Offiziere. Sie legten das Nebenabteil für sich in Beschlag. Alle, die sich dort bereits eingerichtet hatten, mussten wieder aussteigen und sich anderenorts etwas suchen. Dabei hatten sich die Wagen schon sehr stark gefüllt, so dass sich die Suche nach einem neuen Unterkommen schwierig gestaltete. Zum Glück blieb unser Abteil von solch einem Räumungsbefehl verschont.

23.45 Uhr, wie angezeigt, setzte sich der Zug in Bewegung. Durch das Fenster konnte ich nach draußen blicken, doch ließ sich mitten in der Nacht trotz Mondenschein nicht allzu viel erkennen. In den Bahnstationen, die wir durchfuhren, gab es kaum Beleuchtung. Selbst die Öllampe, die der Zugbegleiter nach jedem Halt schwenkte, um der Lokomotive die Abfahrt zu signalisieren, warf nur einen äußerst matten Lichtschein von sich. Immerhin war mir die Strecke von früheren Reisen her bekannt: Hainsberg, Freital, dann Tharandt mit längerem Aufenthalt. Beim Öffnen des Fensters strömte frische würzige Waldluft ins Wageninnere. Alles war still draußen. Nur ein nahes Gebirgsflüsschen, wohl die Wilde Weißeritz, plätscherte dahin. Wie fühlte ich mich in diesen Augenblicken schon heimatlich berührt! Ich befand mich nun ja auch schon mitten in Sachsen. Die nächsten größeren Stationen - Freiberg, Oederan und Flöha - nahm ich nur mit halbem Bewusstsein wahr. Das Schlafbedürfnis musste mich zeitweilig übermannt haben. Auch während des Aufenthaltes auf dem Chemnitzer Bahnhof döste ich noch etwas benommen vor mich hin. Jedenfalls sank der Kopf immer wieder bis zur Kniehöhe hinab. Als aber die Abfahrt erfolgte, richtete ich mich energisch auf und schaute gespannt nach draußen auf die mir von früheren Ausflügen und Wanderungen vertrauten Stätten, den Totenstein bei Wüstenbrand, den Flurbereich von Oberlungwitz im Frühnebelgrau, Hohenstein-Ernstthal, St.Egidien mit den Ausläufern des Rümpfwaldes. Und dann kam Glauchau, meine Umsteigestation. Ich verabschiedete mich von meinem weiterreisenden Platznachbarn, auf dem Bahnsteig dann auch von Hans Meier, dies allerdings in ziemlicher Eile, wollte er den bereits wartenden Geraer Zug doch unbedingt noch erreichen.

Wie ich ersah, ging der nächste Zug auf der Muldentalstrecke 9.30 Uhr, also erst in zwei Stunden ab. So begab ich mich durch die damals noch von einem Beamten besetzte Sperre in die Wartehalle und suchte hier zunächst, um mich ein wenig frisch zu machen und von den Klamotten die ärgsten Schmutzpartikel zu entfernen, die Toilette auf. Später in der Halle sprachen mich wieder etliche Menschen an. Ein älterer Mann, der eine dicke Tüte mit Kartoffelplinsen bei sich trug, reichte mir ein paar davon in die Hand. Eine Frau tatgleiches mit zwei Stückchen Apfelkuchen. Köstlich mundete das Langentbehrte. Natürlich forschten sie auch danach, in welchem Lager ich gewesen sei und wohin ich nun fahren wolle. Ich konnte ihnen meinen Zielort nicht gut verheimlichen. Es beruhigte mich aber nicht eben wenig, als ich bei dieser Gelegenheit vernahm, Waldenburg sei von kriegerischen Kampfhandlungen kaum nennenswert betroffen worden.

Eine halbe Stunde vor Abfahrt ging ich zum Bahnsteig 6. Der Zug nach Großbothen, von den Anliegern dieser Nebenstrecke wegen seines gemächlichen Tempos und seines begleitenden Bimmeltones immer gern als "Muldentalexpress" verspottet, stand schon bereit. Nur ganz wenige Fahrgäste strebten an diesem Sonntag morgen auf ihn zu. Zum ersten Mal erlebte ich wieder einen nicht überfüllten Zug. Zudem bestand er ganz aus Personenwaggons, nämlich den etwas moderneren, seit Ende der dreißiger Jahre auf dieser Linie verkehrenden. Lediglich die kunstledernen Sitzbezüge hatten räuberische Hände überall herausgetrennt, so dass nichts anderes übrig blieb, als auf dem aus Sackleinewand bestehenden Unterfutter Platz zu nehmen.

Ich empfand es als angenehm, Im Wagen von niemandem in ein Gespräch verwickelt zu werden, sondern mich ganz auf das Bevorstehende sammeln und zurüsten zu können. Nach der Abfahrt steigerte sich meine innere Spannung schier ins Unermessliche. Dasselbe schrille Schrammen der Räder beim Einschwenken in die große Linkskurve hinter dem Glauchauer Bahnhofsgelände wie eh und je. In Remse kaum Aus- und Einsteigende. Dann der Gersdorfer Wald. Als der Zug dessen Schatten entwich, traten mir auch schon die ersten Umrisse vom geliebten Waldenburg entgegen: der Grünfelder Park, im Hintergrund das markante Profil der Oberstadt mit dem Schloss, noch davor, zwischen den Bäumen des Parks hervorlugend, die kupfergrüne Turmhaube der Altstädter Kirche. Heimat, sei gegrüßt! Nicht mehr aus weiter Ferne, sondern ganz unmittelbar vor mir liegend.

Vom Bahnhof aus klapperte ich los mit meinen Holzpantoffeln, was sie nur herzugeben vermochten. Obwohl der Tag sommerlich warm zu werden versprach, ließ sich zum Zeitpunkt der Ankunft - 9.45 Uhr - noch eine morgendlich frische Luftströmung verspüren. Kein Wunder, hatte man hierzulande ja die Uhren um zwei Stunden auf Moskauer Zeit vorstellen müssen. Ich wollte die gut 1 km lange Strecke bis zu meinem Elternhaus möglichst ohne Aufmerksamkeit zu erregen zurücklegen und ohne die Blicke nach rechts und links groß schweifen zu lassen. Dennoch gewahrte ich, dass hinter den Gardinen mancher Fenster Köpfe zusammengesteckt wurden. Vor der Einbiegung in die Bahnhofstraße verstellte mir eine jüngere weibliche Person den Weg und begann, mich auszuhorchen. Zwei Frauen vorgerückteren Semesters, die wohl den gleichen Zug wie ich benutzt hatten, gesellten sich hinzu. Nun sah ich mich von drei hartnäckigen Fragestellerinnen regelrecht eingekreist. Meine anfänglichen Ausweichversuche halfen mir wenig. Schließlich blieb mir nichts anderes übrig, als meine Identität preiszugeben. Als Gegenleistung konnte ich nun aber auch die so befreiende Kunde entgegennehmen, meine Eltern seien noch wohlauf. Die jüngere Gesprächspartnerin verschwand sofort nach der Namensaufdeckung. Die Weiterverbreitung der Nachricht, Pastors Ernst sei aus Russland zurück, duldete offensichtlich keinen weiteren Aufschub.

Die beiden älteren, die mir, wie die jüngere, von früher her nicht bekannt waren - bei der sich betont damenhaft gebenden handelte es sich, wie ich später erfuhr, um eine nicht gerade auf die Linie meiner Eltern eingeschworene Kartenlegerin -, begleiteten mich noch ein Stück und wünschten mir dann alles Gute. Die letzten Schritte konnte ich wieder ganz allein gehen. Niemand begegnete mir auf der Straße. Da grüßten auch schon Kirche und Pfarrhaus mir entgegen. Im Anzeigekästchen an der Ziegelmauer vor unserer Ecklinde hingen die Kirchennachrichten aus. Die Unterschrift "Fleischhack, Pf." bestätigte die Richtigkeit der vor wenigen Minuten erfahrenen Aussage zu meiner zusätzlichen Beruhigung. Vermerkt war, dass 10 Uhr Gottesdienst in der Friedhofskapelle stattfinden solle. Im gleichen Augenblick begann die kleine Glocke im Turm zu läuten, die einzige, die nach Hergabe der beiden größeren bronzenen für Kriegszwecke der Gemeinde noch belassen worden war. Was für ein unvorhersehbarer Zufall, aus Krieg und Gefangenschaft nach über einjähriger Abwesenheit unter Glockenklang das Elternhaus wieder betreten zu dürfen!

Als ich unmittelbar vor dem Haus stand, erschrak ich freilich nicht wenig. Die meisten Fenster waren teils mit sog. Kabak-Platten verschlagen, teils trugen sie mattierte Ersatzscheiben aus Kunststoff. An der Kirche gegenüber bestand gar kein heiles Fenster mehr. Sie konnte ganz offenkundig zur Zeit nicht mehr benutzt werden. Nach kurzem Zögern trat ich durch die tagsüber immer offen gehaltene Haustür vor die zwei Stufen höher gelegene innere Tür, an der, um eingelassen zu werden, die schwere Schellenklingel betätigt werden musste. Die mattierten, zudem ziemlich welligen Kunststofffenster der Korridor tür gestatteten keinen Durchblick nach Innen. "Dom Zerkovnyj" oder ein ähnlich lautendes violett beschriftetes Namensschild, das auf Deutsch so viel wie "Haus der Kirchengemeinde" bedeuten und evtl. hier vorsprechende Personen der Besatzungsmacht entsprechend vorinformieren sollte, befand sich an der Tür. Ich legte mein Ohr an den sich pappig anfühlenden Türscheibenersatz, vernahm aber keine Geräusche aus dem Haus. "Werden die Eltern meine in Dresden aufgegebene Benachrichtigung erhalten haben oder noch völlig ahnungslos sein?" fragte ich mich und sagte mir dann weiter: "Da Vater augenblicklich gerade Gottesdienst in der Friedhofskapelle abhält, könnte Mutter mit dort sein." Schließlich hielt ich längeres Zaudern aber für unsinnig und drückte nach einem beherzten Ruck den dicken Klingelknopf ein.

Von der Treppe vernahm ich Schritte, und ich erkannte sofort, dass es diejenigen meiner Mutter waren. Um sie nicht gar so frontal zu erschrecken, trat ich die beiden Stufen wieder zurück bis zur äußeren Tür und kehrte mein Gesicht der Straßenseite zu. Dann öffnete sich die Flurtür. Mit etwas befremdeten Unterton fragte Mutter, wer denn da sei. Offensichtlich befürchtete sie,

ein russischer Soldat habe mal wieder etwas zu reklamieren. Nun aber wandte ich meinen Blick ihr zu. Alles weitere entzieht sich einer genauen Beschreibung. Große Worte brachte keiner von uns in diesen ersten Momenten des Wiedersehens über die Lippen.

Wenig später kam meine Großmutter mit einem oder zwei Pöttchen in der Hand aus dem Keller emporgestiegen, auch sie voll freudiger Fassungslosigkeit. Mutter und Großmutter trugen aber schwarze Kleidung. Auf meine Frage nach dem Grund konnten sie mir die traurige Kunde nicht ersparen, dass mein Großvater erst vor wenigen Wochen zu einem Zeitpunkt, währenddessen ich mich bereits auf dem Heimtransport befunden hatte, verstorben war. Nun ruhe er bestattet auf dem Friedhof. Natürlich betrübte diese Nachricht mich sehr. Da der über Achtzigjährige aber bereits bei meinem Abschied von Waldenburg ein recht hinfälliges Erscheinungsbild dargeboten hatte, war mit solch einem Ereignis schon zu rechnen gewesen. Dass jetzt erst einmal die Wiedersehensfreude alle sonstigen Gefühlsbewegungen überstrahlte, durfte nicht verwundern.

Nach und nach mussten im Laufe dieses Vormittages alle Betroffenen erst mal wieder zu sich kommen. Und jeder tat dies auf seine Weise. Hinter all meiner unbezweifelbaren Freude gab ich mich betont nüchtern, ja spröde, so, als sei es die naheliegendste Sache der Welt, dass ich jetzt wieder hier bin. Und Mutter drang auch nicht gleich mit gar zu vielen Fragen auf mich ein, sondern bereitete mir erst einmal ein paar Bratkartoffeln zu, die ich mir mit größtem Wohlbehagen zum Munde führte. In ganz groben Zügen ließ ich sie dann schon wissen, wie und wohin es mich verschlagen hatte. Ich nannte dabei auch diesen und jenen geographischen Namen. Aber Mutter antwortete immer wieder:

"Ach, das kann ich alles noch gar nicht so richtig fassen."

Jetzt erfuhr ich auch, dass keiner der in den Kriegsgefangenenlagern in Polen geschriebenen Briefe die Eltern erreicht hatte. Auch die Dresdener Karte war, wenn überhaupt abgesendet, auf der Strecke geblieben.

Kurz vor der Mittagsstunde kam ordentlich Leben ins Haus. Elsbeth kehrte vom Gottesdienst zurück. Schon unten in der Tür rief sie laut jubelnd meinen Namen aus. Die Nachricht von meiner Rückkehr musste sich bereits wie ein Lauffeuer durch die ganze Altstadt verbreitet haben. Wenig später erschien dann auch mein Vater. Unmittelbar nach Gottesdienstschluss sei, so sagte er, eine jüngere Frau auf ihn zugeschritten und habe ihm die frohe Botschaft zugerufen:

"Herr Pfarrer, ihr Sohn ist wieder da."

Ob das die gleiche Person gewesen war, die mich vor dem Erreichen der Bahnhofsstraße als erste angesprochen hatte, oder eine andere, hat sich leider nie mehr aufklären lassen.

Nun wurde es aber endlich Zeit, mich meiner Russenlumpen zu entledigen und einer körperlichen Totalreinigung zu unterziehen. Ich streifte über, was ich zuletzt als Schüler getragen hatte. Wahrscheinlich auch, mangels etwas Besserem, die mittlerweile längst unmodern gewordene Knickerbockerhose aus den dreißiger Jahren. Dennoch fühlte ich mich von nun an als gleichsam neugeborener Zivilmensch. Als wir in gemeinsamer Runde am Mittagstisch zusammensaßen, umleuchteten Freude und Erleichterung die Gesichter aller.

Obwohl, wie schon erwähnt, die Nachricht von meiner Heimkehr sich sehr rasch innerhalb der Gemeinde verbreitet hatte, blieben an diesem ersten Tag Besuche noch weitgehend aus. Tags darauf, am Montag, klingelte es dafür um so lebhafter an der Haustür. Schon in aller Frühe erschien das schmuck gekleidete Töchterchen eines angesehenen Bauern und Mitgliedes im Kirchenvorstand in Begleitung seiner Großmutter mit einem für damalige Zeitverhältnisse üppigen Präsentkorb voll köstlicher Feld- und Gartenprodukte. Danach folgte noch so manche andere liebe Zuwendung. Gewiss galten solche Bekundungen der Mitfreude in erster Linie meinen Eltern, die, was viele in der Gemeinde mitbewegt

hatte, über ein Jahr lang ohne jegliche Nachricht von mir geblieben waren, während ich selbst mich ja innerhalb meines Heimatortes zuvor kaum als sonderlich kontaktfreudig erwiesen hatte, ja gewiss im Ansehen eines etwas menschenscheuen und eigenbrödlerischen jungen Mannes gestanden haben mochte. Dennoch wendete jeder Herbeigekommene auch mir seine spürbare Aufmerksamkeit zu und bestürmte mich mit Fragen, die sowohl Anteilnahme an meinem persönlichen Schicksalsweg als auch generelles Interesse darüber bezeugten, wie es im Inneren Russlands aussieht und zugeht. Ich gab mir Mühe, so gut und ausführlich darauf zu antworten, wie dies aus meiner persönlichen Erlebnissphäre heraus möglich war.

Doch kehren wir wieder zum Sonntag zurück. Das sommerlich schöne Wetter verlockte sehr, ein wenig durch den Garten zu streifen. Dies taten wir dann auch. Die meiste Zeit verbrachten wir aber damit, uns über die Erlebnisse der hinter uns liegenden Monate gründlich auszutauschen. In den Abendstunden saßen wir noch immer beisammen. Was ich hierbei aus dem Munde der Eltern, teils unter Rückgriff auf eine von Vater angelegte Sammelmappe, über die ergangenen Nachforschungen nach mir und all jene Geschehnisse erfuhr, die sich in Waldenburg insgesamt und im Altstädter Pfarrhaus insbesondere nach meiner Abstellung an die Front ereignet hatten, bewegte mich natürlich stark. In seinen Hauptzügen lasse ich das mir Mitgeteilte im Nachspann zu diesem Bericht folgen.

Als der Tag zur Neige ging, drängte es meinen Vater im Gedenken an meine zwar immer ersehnte, zu diesem Zeitpunkt aber völlig unerwartet erfolgte glückliche Heimkehr eine schlichte Dank-Andacht zu halten. Zum abschließenden Gebet erwählte er einen Choral von Ludwig Andreas Gotter, der heute kaum noch gesungen wird, aber wie kein zweites Danklied der Tatsache Ausdruck zu verleihen weiß, dass angesichts der ihm zuteil gewordenen wunderbaren Hilfe und Barmherzigkeit der Mensch sich schlechthin außer Stande sieht, Gott, dem Herrn, auch nur in annährend angemessener Weise dafür zu danken:

"Womit soll ich dich wohl loben,
Mächtiger Herr Zebaoth?
Sende mir dazu von oben
Deines Geistes Kraft, mein Gott!
Denn ich kann mit nichts erreichen
Deine Gnad und Liebeszeichen.
Tausend-, tausendmal sei dir,
Großer König, Dank dafür!
.....

Ach ja, wenn ich überlege,
Wie mit Lieb und Gütigkeit
Du durch so viel Wunderwege
Mich geführt die Lebenszeit,
So weiß ich kein Ziel zu finden,
Noch den Grund hier zu ergründen.
Tausend-, tausendmal sei dir,
Großer König, Dank dafür!
.....

Mich hast du auf Adlersflügeln
Oft getragen väterlich
In den Tälern, auf den Hügeln
Wunderbar errettet mich;
Wenn schien alles zu zerrinnen,
Ward doch deiner Hilf ich innen.
Tausend-, tausendmal sei dir,
Großer König, Dank dafür!

Vater, du hast mir erzeiget
Lauter Gnad und Gütigkeit,
Und du hast zu mir geneiget,
Jesu, deine Freundlichkeit,
Und durch dich, o Geist der Gnaden,
Werd ich stets noch eingeladen.
Tausend-, tausendmal sei dir,
Großer König, Dank dafür!

Tausendmal sei dir gesungen,
Herr, mein Gott, Preis, Lob und Dank,
Dass es mir bisher gelungen.
Ach lass meines Lebens Gang
Ferner doch durch Jesu Leiten
Nur gehn in die Ewigkeiten;
Da will ich, Herr, für und für
Ewig, ewig danken dir."

Anhang

1. Waldenburger Geschehnisse

Es ist mir ein Anliegen, die Schilderung der Endphase des 2. Weltkrieges und dessen, was darauf folgte, nicht völlig auf das persönlich Gesehene und Erfahrene zu beschränken, sondern sie mit einem Bericht darüber zu ergänzen, wie meine Eltern und diejenigen anderer Kameraden Kenntnis über das Schicksal ihrer vermissten Söhne erhalten hatten und was ganz generell die Daheimgebliebenen in jener Zeit an Not und Drangsal noch hatten erleben und durchleiden müssen.

Als nach meinem Brief vom 20. Juli 1944, der über den ergangenen Einsatzbefehl kurz berichtete, jede weitere Nachricht ausgeblieben war und meine Eltern ihre am 18., 19., 21. und 25./26. Juli an mich gerichteten Briefe mit den Vermerken "Zurück an Absender" und "z.Z. nicht zustellbar" wieder zurückerhalten hatten, herrschte daheim naheliegenderweise große Sorge. Am 4. August erhielt mein Vater - Mutter hatte gerade Dienst im Lazarett zu verrichten - Besuch von dem in gleicher Weise betroffenen Vater des Günter Hertsch aus Glauchau. Dieser war ja, wie schon erwähnt, dem Ersuchen seines Vaters, im Falle eines Einsatzes die Heimadresse einiger in der Nähe wohnender Kameraden mitzuteilen, nachgekommen und hatte neben 2 oder 3 anderen Anschriften auch die meinige aufgeführt. Herr Hertsch, von Beruf Justizinspektor, nahm nach diesem ersten Gespräch, dem weitere Begegnungen folgen sollten, Nachforschungen beim Gren.Ers.Btl. 455 auf. Von dessen Stab aus Löbau in Sachsen erhielt er dann am 29.8. ein Paket mit den in Mielec zurückgelassenen Privatsachen seines Sohnes und zugleich die Empfehlung, weitere Auskünfte beim Abwicklungsstab Rgt. Grossmann der 154. Res.Div. Krakau einzuholen. Von dieser Stelle empfing Anfang September mein Vater folgende Zuschrift, die die ganze Zerfahrenheit der damaligen Situation widerspiegelt:

> Sehr geehrter Herr Fleischhack! Ihr Sohn, der Gren. Ernst Fleischhack, gehörte seit dem 22.7. 1944 obiger Einheit (4.M.G.Komp.Res.Gren.Btl.455) an. Nach hier eingegangener Mitteilung wurde Ihr Sohn zu einem anderen Truppenteil versetzt, jedoch konnte bisher seine genaue Anschrift noch nicht ermittelt werden. Sie werden deshalb gebeten, diese baldmöglichst nach hier mitzuteilen. Heil Hitler! i.A.(gez.)Stein, Gefr. u. Rechnungsführer.

Das von gleicher Stelle an Herrn Hertsch gerichtete Schreiben war von einem Oberleutnant unterzeichnet und enthielt konkretere Angaben:

> Zu meinem grössten Bedauern muss ich Ihnen mitteilen, dass Ihr Sohn, der Grenadier Günter Hertsch, seit dem 26.7.44 vermisst wird.
> Am 26.7.44 wurde das Kommando, dem Ihr Sohn zugeteilt war, durch einen starken feindlichen Panzerverband nordwestlich Jaroslau (Gen.Gouv.) von der Truppe getrennt. Es ist damit zu rechnen, dass er dabei mit dem ganzen Kommando in Gefangenschaft geraten ist. ...

Tatsächlich blieb die Gruppe Pichel, der Günter Hertsch angehörte, ja schon vor Ausbruch aus dem Jaroslauer Kessel wie vom Erdboden verschwunden.

Unter dem Datum 16. Sept. und mit Bezug auf Vaters Antwortschreiben vom 5. Sept. 1944 gab der Abwicklungsstab Rgt. Grossmann, 4.Kp.Uhlemann über 154.Res.Div. aus Krakau folgende Mitteilung an meinen Vater:

> ... Ihr Sohn, der Grenadier Ernst Fleischhack, wurde bei den im Raum von Jaroslau - Reichshof - Debica stattgefundenen schweren Kämpfen von der Truppe versprengt. Die von hier angestellten Nachforschungen, insbesondere die Befragung von Kameraden Ihres Sohnes, haben nichts davon ergeben, dass er gefallen, verwundet oder in Gefangenschaft geraten ist. Da es infolge des damaligen starken Nachdrängen des Russen den einzelnen Einheiten nicht möglich war, ihre versprengten Einheitsangehörigen wieder aufzunehmen, ist dies zum Teil von anderen in der Nähe eingesetzt gewesenen Truppenteilen erfolgt. Der Abw.-Stab hat daher u.a. an die infrage kommenden Einheiten entsprechende Anfragen gerichtet. Nach Eingang der Antwort werden Sie sofort von hier aus über das Ergebnis der Nachforschungen benachrichtigt werden. Sollten Sie inzwischen von anderer Seite etwas über den Verbleib Ihres Sohnes erfahren, bitte ich, dies uns sofort mitteilen zu wollen. ...

Fast ein Vierteljahr später kam dann endlich der am 3. Dezember ausgefertigte Vermissten-Bescheid:

> Sehr geehrter Herr Pfarrer! Zu meinem grössten Bedauern erfülle ich die traurige Pflicht, Ihnen mitzuteilen, dass Ihr Sohn, der Grenadier Ernst Fleischhack, nunmehr als vermisst erklärt werden muss.
> Bei den schweren in der Zeit vom 21.7. - 7.8.44 im Raum von Jaroslau - Reichshof - Debica stattgefundenen Abwehrkämpfen wurde Ihr Sohn von der Truppe getrennt. Alle bisher von hier betriebenen umfangreichen Nachforschungen nach seinem Verbleib sind leider ergebnislos geblieben. Es ist daher nunmehr doch damit zu rechnen, dass er dabei in russische Gefangenschaft geraten ist. ...

Die Bemühungen der Väter der Vermissten, von anderen Kameraden noch etwas über das Schicksal der eigenen Söhne in Erfahrung zu bringen, hatten nicht allzu viel ergeben. Der von meinem Vater angeschriebene Reinhard Brüstel aus Meerane, ein Stubengenosse von mir, war zunächst noch in Mielec zurückgeblieben und hatte über die Geschehnisse in und um Jaroslau auch nur aus zweiter Hand etwas vernommen. Die meisten Aufschlüsse gingen noch aus den Briefen des Christoph Fischer an die Familie Feige in Quesitz vom 8. Sept., an die Familie Hertsch vom 3. Okt. und an die Familie Hösel in Chemnitz vom 25. Okt. hervor. Nach Fischers Angaben hatten sich von den 56 Soldaten, die aus Mielec abgestellt worden waren, Anfang August nur noch ein Unteroffizier und 5 Mann bei ihrer Einheit befunden. Er erwähnte, dass die am weitesten vorgeschobene Granatwerfergruppe Pichel von den Russen umgangen und dann von hinten attackiert worden sei, irrte aber in der Annahme, ich habe ihr mit angehört. Zutreffend hingegen die an die Familie Hösel übermittelte Schilderung des Kampfeinsatzes am Bahndamm vom 27./28. Juli. Dort sei ihm ihr Sohn Günter zum letzten Mal zu Gesicht gekommen. Er selbst habe am Abend des 27. Juli mit einem Unteroffizier und 5 Kameraden in der hinteren Stellung zurückbleiben müssen und erst auf dem weiteren Rückzug eine Verwundung erlitten.

Soweit der Rückblick über die in die Heimat gelangten Nachrichten vom Kampfeinsatz bei Jaroslau und dessen Folgen. Das Leben musste indessen weitergehen und stellte nicht nur die Menschen an der Front, sondern auch die Daheimgebliebenen vor immer härtere Anforderungen.

Hatte im Spätsommer die aus der Krankenanstalt von Großschweidnitz eingegangene Mitteilung über den möglicherweise nach damaligen Praktiken mitbeförderten Tod meines im Anschluss an die Ausbombardierung seiner Leipziger Wohnung und einem Zwischenaufenthalt in Dösen dorthin eingelieferten, schwer nervenkranken und pflegebedürftigen Groß- und Patenonkels Willi bei Großeltern und Eltern ziemliche Bestürzung ausgelöst, so gab es auch innerhalb Waldenburgs allerlei tragische Geschehnisse. U.a. musste Vater eine in der Schlossgärtnerei durch einen feindlichen Bombenabwurf ums Leben gekommene Mitkonfirmantin von mir und auch meinen mit seinem Flugzeug abgestürzten, ein Jahr älteren vormaligen Schulkameraden und Hitlerjugend-Scharführer Helmut Erler, einen sehr begabten Altstädter Bauernsohn, zu Grabe geleiten.

Eine im Herbst 1944 erfolgte Musterung zum Volkssturm zog zwar im Gegensatz zu anderen Fällen keinen Stellungsbefehl nach sich, schwebte aber bis zuletzt weiter wie ein Damoklesschwert über meines Vaters Haupt. Als im Ort plötzlich Evakuierte aus Ostpreußen auftauchten und eine junge Mutter mit einem 8 Monate alten Töchterchen, dazu zwei ältere Damen dem Pfarrhaus zur Unterbringung zugewiesen wurden, hieß es für die bisherigen Insassen, rigoros zusammenzurücken. Frau Kaszemek erhielt mit ihrer erstaunlich geduldigen kleinen Angelika, von allen zärtlich "Gelchen" genannt, zunächst meine Stube im Obergeschoss. Später räumte Vater sein Amtszimmer im Untergeschoss nebst angrenzendes Kirchenarchiv zugunsten der beiden Personen und rüstete meinen Raum für die kirchgemeindlichen Zwecke um. Die beiden älteren Frauen mussten sich im Untergeschoss in das bisherige Gastzimmer teilen, ehe die eine von ihnen

im Ort eine andere Unterkunft fand. Die Küche stand allen Hausbewohnern zu gemeinsamer Benutzung zur Verfügung. Die Umräumaktion war zwar mit einiger Unruhe verbunden gewesen, doch hatte ein jeder versucht, sich in die neue Situation, so gut es eben ging, zu schicken.

Am Heiligen Abend saßen Alt- und Neubewohner vereint unter dem aus dem Kirchenwald herbeigeholten und von Mutter geschmückten Christbaum beisammen. Nach Schriftverlesung und gemeinsamem Liedgesang gedachte Vater in einer kurzen freien Ansprache früherer Weihnachtsfeste und der zurückliegenden Ereignisse des nun zu Ende gehenden Jahres, aber auch all derer, die augenblicklich in der Ferne weilen mussten. Dazu gehörte der als Stabsfeldwebel im Einsatz befindliche Ehemann der Frau Kaszemek, aber auch ich, der Vermisste und möglicherweise gar nicht mehr am Leben Befindliche.

Trotz meiner postalischen Unerreichbarkeit und unbestätigten Existenz hatte sich Vater nicht davon abhalten lassen, mir auch ohne Absendemöglichkeit weiterhin Briefe zu schreiben und in ihnen über den Weitergang der Dinge in Haus und Gemeinde zu berichten. Nicht ohne Bewegung liest man, was er über eine Begegnung am folgenden 1. Weihnachtsfeiertag festgehalten hat:

> Am 1. Feiertag in Niederwinkel waren fünf junge Männer aus Holland in der Kirche. Man hat(te) sie in Rotterdam aufgegriffen und nach Deutschland zum Arbeiten gebracht. In einer hölzernen Baracke wohnten sie in schrecklicher Kälte und hatten sich verlangend aufgemacht, einer Weihnachtsfeier beizuwohnen. Es waren bessere Leute, die gut Deutsch konnten und natürlich nicht sehr von ihrem Los erfreut waren, fern von der Heimat und ohne jede Verbindung. Ich holte sie nach dem Gottesdienst an den Ofen, damit sie sich ihre kalten Hände (ohne Mantel und wärmende Kleidung) ein wenig wärmen konnten. Ich dachte deiner, und wie du vielleicht es kalt haben wirst in diesen Tagen. Ach, daß du doch auch wenigstens innerlich etwas von Weihnachten spürtest, wie es der eine junge Holländer sagte, als wir über den Frieden auf Erden sprachen: 'Ich habe den Frieden!' Gott lasse auch dir ihn zuteil werden mitten in Krieg und Winter und aller sonstigen äußeren Beschwer! Gott erhalte dich stark und getrost in dem, der zu Weihnacht unser Heiland wurde!

In einen ausgesprochen unwohnlichen Zustand wurde das Altstadt-Waldenburger Pfarrhaus am Abend des 13. Februar schlagartig versetzt. Auf dem Rückflug vom verheerenden Bombardement Dresdens hatte eine Feindmaschine eine an Bord gebliebene Luftmine offensichtlich noch los werden wollen. Die Muldenbrücke in Waldenburg schien dafür den geeigneten Zielpunkt zu bieten. Nur knapp verfehlte die mörderischeBombe sie. Die gewaltigen Druckwellen zogen aber die Schieflage eines Pfeilers nach sich und zersplitterten sämtliche Fensterscheiben im Umkreis von 200-300 Metern, wozu auch Kirche und Pfarrhaus gehörten. In den Folgetagen gab es manche Hilfeleistungen durch Nachbarn und abkommandierte Soldaten, doch konnten nur einige wenige Fenster wieder voll verglast werden. Die meisten mussten sich entweder mit einem Holzlatten- bzw. Presspappenverschlag oder den schon erwähnten milchtrüben Kunststoffeinlagen begnügen.

Waren in den Tagen und Nächten nach dem Bombenabwurf bei den noch offenen oder nur ganz notdürftig abgedichteten Fenstern die Hausbewohner kaum aus den Kleidern gekommen, heulten auch in den folgenden Wochen die Luftschutzsirenen immer wieder von neuem, ja mit zunehmender Häufigkeit auf. Es konnte nicht verborgen bleiben, dass sich amerikanische Streitkräfte vom Westen her keilförmig auf Thüringen und Sachsen zubewegten und nirgendwo mehr auf härteren Widerstand stießen. Trotzdem hantierten Volkssturmtrupps und vom Reservelazarett abgestellte kleinere Einheiten mit sog. Panzerfäusten und anderem Hilfsgerät herum und errichteten Schanzanlagen in der wahnwitzigen Annahme, dem hereinbrechenden Verhängnis auf diese Weise doch noch Paroli bieten zu können.

Als sich meine Mutter am späten Vormittag des 13. April, einem Freitag, zu ihrer Einsatzstelle im Lazarett begab und dabei den Markt überqueren wollte,

stieß sie dort auf eine unheimlich anmutende Menschenansammlung. In Sträflingskluft Bekleidete standen dicht beisammen, von uniformierten Bewachern in Schach gehalten. Wie es sich herausstellte, handelte es sich bei diesen Personen um in dem großen Rüstungskombinat Hasag bei Böhlen-Espenhain tätig gewesene, zuvor in Konzentrationslagern eingesessene Zwangsarbeiter, die man wegen des drohenden Einmarsches der alliierten Truppen weiter zurück ins Hinterland zu verlegen suchte. Offensichtlich wartete die Transportleitung jetzt erst mal auf Order, wohin sie sich nun wenden sollte.

Kurz nach Mittag ergingen die Sirenen im Dauerheulton. Dies bedeutete: Feindalarm. Dass feindliche Spitzenverbände in der Tat immer näher rückten, gab ein heftiger Schusswechsel aus der Glauchauer Richtung alsbald mehr als deutlich zu erkennen. Während meine Mutter nach Ausruf des Feindalarms sich aus der Lazarettschreibstube nach Hause beurlauben ließ, hatte mein Vater, der an diesem Tag gerade seinen 51. Geburtstag beging, 15 Uhr auf dem Friedhof in der Oberstadt zwei Beisetzungen zu verrichten. Bei dem einen Toten handelte es sich um einen Volkssturmmann, der bei einer Übung mit der Panzerfaust ums Leben gekommen war. Wegen des Feindalarms musste die Feier verschoben werden. Als gegen 17 Uhr eine Ruhepause eingetreten zu sein schien, gestattete die Ortsleitung die Durchführung. Alles vollzog sich jedoch in höchster Unruhe. Mitten während der Einsenkung brach erneut Beschuss los, nun aber schon ganz in der Nähe. Vater sah zu, nach dem Vater-unser-Gebet so rasch als möglich noch über die Muldenbrücke und wieder nach Hause zu gelangen. Als er die Mittelstadt passierte, wurde er Zeuge, wie vor dem Parteiheim der NSDAP die politische Prominenz Waldenburgs gerade ein Fahrzeug bestieg, um zu türmen und den Ort seinem Schicksal zu überlassen.

Nachdem die links der Mulde gelegenen Teile Waldenburgs von den Feindpanzern überrollt waren, stellte die von schwachen deutschen Verbänden bewachte Brücke noch ein gewisses Hindernis dar. Die Amis wollten ihretwegen kein Risiko eingehen. Sie eröffneten ein heftiges Feuer, das die Bewohner des Altstädter Pfarrhauses in den Kellerraum zwang. Zwei oder drei Geschossgarben schlugen in die der Mulde zugekehrte Hausseite ein. Dann schwiegen die Waffen. Die deutschen Soldaten kapitulierten, und die Amerikaner drangen in die Häuser ein, in das unsrige von vorn und hinten zugleich. Unter der befehlhaften Ankündigung, "Soldaten hier schlafen", mussten bis auf die junge ostpreußische Mutter mit dem Kleinkind alle Bewohner des Pfarrhauses - auch meine betagten Großeltern - dieses verlassen. Sie wurden in den im Hinterhaus befindlichen Kohlenschuppen verwiesen. Dort verbrachten sie eine qualvolle Nacht. Als mein Vater am nächsten Morgen erstmals wieder in die Wohnung vorzudringen versuchte, um ein paar Bekleidungssachen herbeizuholen, trieb ihn ein kaugummikauender Lulatsch mit Schelten und unter Nachhilfe eines Fußtrittes wieder zurück. Im Laufe des Tages räumten die Amerikaner unter Mitnahme einiger technischer Gebrauchsgegenstände, wie die kleine Reise-Schreibmaschine, Fotoapparat und Fernglas, zwar wieder das Haus, überließen es aber zur weiteren Nutzung den befreiten Sträflingen von der Hasag, überwiegend Ausländern. Immerhin erlaubte später ein gut Deutsch sprechender Tscheche, der sich als Kommandant bezeichnen ließ, das Obergeschoss wieder zu bewohnen. Die freigegebenen Zimmer befanden sich allerdings in einem verheerenden Zustand: Schränke aufgebrochen und durchwühlt, ringsum zertrümmerte Flaschen und halbgeleerte Einweckgläser, dazu Erbrochenes und kübelweise Schmutz. Eine in der Korrespondenzmappe aufgefundene Postkarte mit Konterfei Adolf Hitlers hatten die wie Wandalen Hausenden an eine Tür unter einen aufgemalten Galgen gezweckt.

Die folgenden Tage brachten noch viele Turbulenzen und immer wieder neue Einquartierung ins Haus, mal nachziehende amerikanische Soldaten, mal weitere Ausländer. Unter letzteren entwickelten sich zwischen Russen und Tschechen bald etliche Spannungen, doch verschwanden am 30. April die sich rabiat und diebisch aufführenden russischen Fremdarbeiter. Eine Woche später verließen auch die Tschechen das Haus. Am 5. Mai durfte Mutter ihren Lazarettdienst quittieren. Drei Tage später hatte der Krieg in ganz Deutschland sein Ende gefunden.

Neue Aufregung entstand, als am 13. Juni eine sowjetische Quartiermacherabteilung in Waldenburg erschien und am Tage danach im Einklang mit dem von den Siegermächten geschlossenen Abkommen russische Truppen in die Altstadt einrückten. Die Oberstadt blieb vorerst noch in amerikanischer Hand, die Mulde bildete die Grenze. Auf ihrer Brücke wurden Schlagbäume errichtet und Zivilpersonen nicht mehr durchgelassen. Veranlasst durch eine Proklamation des Nationalkomitees Freies Deutschland hatten fast alle Häuser der Altstadt eine rote Fahne aufgezogen. In den meisten Fällen verwendeten die Bewohner dabei das bisherige Fahnentuch. Das weiße Rundfeld mit dem schwarzen Hakenkreuz in der Mitte hatten sie mehr oder minder dezent herausgetrennt und durch ein Stück rotes Inlett ersetzt. Das Pfarrhaus gehörte zu den wenigen Gebäuden, die auf jegliches Flaggezeigen verzichtet hatten.

Da, von dem kleinen Hamannschen Nachbarhaus abgesehen, unser Haus das der Muldenbrücke nächstgelegene war, erkor es der russische Kommandant am Abend des 14. Juni zum Treffort für eine Begegnung mit dem amerikanischen Befehlshaber von der anderen Muldenseite, um sich mit ihm und seinem Stab über die künftige Verkehrsregelung und sonstige anstehende Fragen zu besprechen. Die Zusammenkunft fand im damals als Konfirmandenzimmer bezeichneten Kirchgemeindesaal statt. Die Russen bewirteten ihre amerikanischen Gäste mit Brot und Speck sowie einem Teegetränk, zu dessen Zubereitung sie sich aus unserer Küche aber erst Töpfe und sonstiges Gerät ausborgen mussten. Ihre Kommandantur richteten sie hingegen nicht in unserem Haus, sondern nebenan im größeren Schulgebäude ein. Das schon erwähnte Schild mit der violetten russischen Aufschrift "Dom Zerkovnyj" (Haus der Kirchgemeinde) schützte fortan vor fremden Zudringlichkeiten. Als dennoch einmal ein russischer Soldat über die Schwelle getreten und dann in das "Konfirmandenzimmer" eingedrungen war, machte er dort bei Anblick des großen Bildes vom Brot und Wein segnenden Christus unverzüglich auf den Hacken kehrt und verließ, ohne ein Wort zu sagen, das Haus.

Die zwischenzeitlich vereinbarte und streng überwachte Demarkationslinie verunsicherte nicht wenige Durchreisewillige in ihrem Vorhaben. Etliche von ihnen hielten vor unserem Hause an, um sich Rat einzuholen. Einige baten auch um Nachtquartier. Einer größeren Gruppe sudentendeutscher Flüchtlinge konnte wegen ihrer Zahlenstärke allerdings nur die Scheune angewiesen werden. Ende Juli zogen sich die Amerikaner, nachdem sie mit den Briten und Franzosen Besatzungssektoren in Westberlin von den Sowjets überlassen bekommen hatten, vereinbarunsggemäß bis zur danach fast 45 Jahre lang bestehenden Zonen-, später immer undurchdringlicher werdenden innerdeutschen Staatsgrenze zurück. Nun war ganz Waldenburg russisch bzw. sowjetisch, die Mulde keine Grenzlinie mehr, und die Kommandantur wurde von der Altstädter Schule in das wesentlich repräsentativere fürstliche Schloss verlegt.

Äußerlich mehr als bescheiden, ja geradezu armselig waren die Russen mit Pferdchen und Panjewägelchen angekommen. Nach Vaters Ansicht, der den empfangenen Ami-Fußtritt wohl noch nicht so ganz verwunden hatte, führten sie sich längst nicht so "großprotzig und arrogant" wie die Amerikaner auf. Auch kam es in Waldenburg gegenüber der weiblichen Bevölkerung nicht zu Exzessen jener schlimmen Art wie in den östlicher gelegenen Regionen, die die Truppen im Kampf erobert hatten. In der Tat sorgten die neuen Machthaber ziemlich bald nach ihrem Eintreffen für die Wiederherstellung einigermaßen geordneter Verhältnisse. So litten sie nicht länger, dass die noch im Ort verbliebenen vormaligen ausländischen Zwangsarbeiter sich weiter innerhalb des Stadtgebietes durchschmarotzten, sondern veranlassten ihren sofortigen Rücktransport. Der örtliche Telefonverkehr wurde wieder in Gang gesetzt, die ersten Zeitungen erschienen, die Lebensmittelzuteilung erfolgte wieder nach geregelten, freilich denkbar niedrigen Sätzen. Einige ehemalige Mitglieder und Smpathisanten der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD), die sich während der Nazizeit in Waldenburg sehr still verhalten hatten, bekamen nun bestimmte Vertrauensposten zugewiesen und fühlten sich dementsprechend gehoben.

Ende Juli verschlimmerte sich der gesundheitliche Zustand meines Großvaters zusehends. Er konnte kaum noch Nahrung zu sich nehmen und musste vor Schwäche das Bett hüten, wobei er unter großer Unruhe litt. Wegen der zu diesem Zeitpunkt noch bestehenden Brückensperre ließ sich kein Arzt hinzuziehen. Die Diakonieschwester, die am 27. Juli erstmals erschien, vermochte nichts mehr gegen den Kräfteverfall auszurichten. Am Morgen des 28. Juli war der Todkranke bereits entschlafen. Das Begräbnis fand am 31. Juli auf dem Altstädter Friedhof statt.

Längst nicht alles, was sich in Waldenburg und im häuslichen Bereich während der Zeit meines Vermisstendaseins ereignet hatte, konnte hier erwähnt, geschweige in aller Ausführlichkeit geschildert werden. In Summa festgehalten aber sei, dass - wie bei mir im Felde und in der Gefangenschaft - auch am heimatlichen Ort trotz staatlichen und militärischen Zusammenbruches, trotz manches unwiederbringlichen Abschiedes bewahrende und erhaltende Kräfte am Werke geblieben sind und neuer Hoffnung Bahn gewiesen haben.

2. Neubesinnung, Neubeginn

Das gnädige Geschick, persönlich mit einigermaßen heiler Haut dem Inferno des Krieges und der Leidenszeit der Gefangenschaft entronnen zu sein und ein noch intaktes Zuhause angetroffen zu haben, versetzte mich selbstredend in einen Zustand innerer und äußerer Beseligung. Nicht richtig wäre jedoch, daraus den Schluss abzuleiten, als sei für mich fortan die Welt rundum wieder in Ordnung gewesen und als hätte der Wiedereintritt in das zivile Dasein keine sonderlichen Probleme mehr bereitgehalten. Dazu fiel der Tatbestand, dass unser deutsches Land mit dem Ausgang des Zweiten Weltkrieges unter Gottes Zulassung eine der furchtbarsten Heimsuchungen seiner Geschichte erlitten hatte und dass unzählige seiner Menschen, gleich ob schuldig, minder schuldig oder unschuldig, um ihr Leben gekommen waren oder Heimat, Haus und Hof für immer hatten dahingeben müssen, viel zu schwer ins Gewicht. Nicht ohne Grund steht das Wort "Untergang" am Titelbeginn dieses Buches.

Gleich nach meiner Rückkehr erfuhr ich, dass etliche meiner Klassenkameraden aus der Volks- und aus der Oberschule, darüber hinaus erschreckend viele Menschen des näheren und weiteren Bekanntenkreises gefallen, durch Bomben umgekommen waren oder noch vermisst wurden. Ich selbst fühlte mich verpflichtet, alsbald die Angehörigen der während der Kriegsgefangenschaft gestorbenen Kameraden, mit denen ich in engerem Kontakt gestanden hatten, über deren bitteres Ende zu informieren. Wahrlich keine leichte Aufgabe. Die Einsicht schmerzte, als persönlich bewahrt Gebliebener sich nicht in der Lage zu sehen, denen geeignete Worte des Trostes zuzusprechen, deren Lieben ein gleiches gütiges Los nicht beschieden war.

Als besonders tragisch musste ich empfinden, was ich aus den Antwortschreiben der Familien Kümmel und Hösel erfuhr. Danach war der von Günter Hösel am 25.8.1944 im Lager Rudnik geschriebene Brief, abgestempelt am 11.10. von der deutschen Post in Oppeln, tatsächlich in die Hand seiner Eltern gelangt. In ihm hatte Günter auch Namen und Heimatadressen von Werner Kümmel und Günter Clauß erwähnt. Beider Eltern wurden daraufhin von Hösels entsprechend in Kenntnis gesetzt und wussten von da an immerhin so viel, dass ihre Söhne die Kampfhandlungen unversehrt überstanden hatten und sich nun in sowjetischer Kriegsgefangenschaft befanden, während von mir jegliche Spur fehlte. Um so härter musste nach solch einem Hoffnungszeichen die Eltern nun die Nachricht vom Tod ihrer Söhne im fernen Gefangenenlager Koltubanka treffen. Hösels waren allerdings schon vor Eintreffen meines Briefes von den im gleichen Chemnitzer Ortsteil Reichenhain ansässigen und mit mir entlassenen Kameraden Bergelt und Gruner in persönlicher Vorsprache benachrichtigt worden. Dabei hatte sie jedoch nach ihrem Bekunden der Schreck so gelähmt, dass weitere Fragen ganz unterblieben waren. So erhofften sie nun von mir, noch einige nähere Aufschlüsse zu erhalten. In meinem zweiten Schreiben teilte ich alles mit, was ich noch wusste. Es bedrückte mich aber stark, entgegen der Erwartung der Eltern über die Art der Beisetzung keinerlei Angaben liefern zu können. Die Leichen der Verstorbenen wurden ja in aller Frühe von einem Arbeitskommando aus dem Lagerbereich befördert und an unzugänglichen Stellen im umliegenden Waldgebiet mehr als schlicht und ohne jegliches Zerimonell vergraben. Den überdies auch noch total ausgebombten Eltern Hösel kam Günters Tod insofern ganz besonders schmerzlich an, als 1942 bereits dessen älterer Bruder im Osten gefallen war und sie keine weiteren Kinder besaßen. Die Eltern Kümmel in Hof bei Oschatz hatten, so sehr sie nun auch Trauer um ihren lieben Werner trugen, kurz vor Eintreffen meines Briefes wenigstens die Freude erleben können, dass Werners ein Jahr jüngerer Bruder heil aus der Gefangenschaft zurückgekommen war.

Die Mutter von Günter Clauß suchte ich am 17. September mit dem Fahrrad in Meerane auf. Er hatte ja von Rudnik aus in einem höchst bedenklichen gesund-

heitlichen Zustand einem Hospital überstellt werden müssen. Nach der indirekten Nachrichtenvermittlung über Hösels vom 25. August hatten die Eltern kein weiteres Lebenszeichen von ihrem Sohn erhalten. Ich konnte bei diesem Besuch nicht verhehlen, dass es Günter im Rudniker Lager bös erwischt hatte, wollte aber - wie seine Eltern auch - noch nicht jegliche Hoffnung aufgeben. Als ich nach Jahresfrist in Meerane noch einmal nachfragte, war noch immer weder ein Existenzbeweis noch eine Todesnachricht von Günter eingetroffen.

Am 14. November sprach ich im Verlauf einer Radausfahrt in Niederlungwitz bei den Eltern von Hans Weber vor, dem so begeisterten Jünger des Böttcherhandwerks, der in Przemysl mein Pritschennachbar gewesen war, dann aber im Lazarett II von Koltubanka Februar 1945 den Tod gefunden hatte. Obwohl ich zu diesem Zeitpunkt im gleichen Lazarett geweilt hatte, war ich persönlich nicht Zeuge seines Ablebens gewesen, sondern nur von anderen darüber in Kenntnis gesetzt worden. Nach Lage der Dinge gab es indessen keinen Grund, diese Mitteilung zu bezweifeln. Die Eltern des so sympathischen und liebenswerten Jungen klammerten sich jedoch mit allen Fasern an die eigentlich nur theoretisch noch bestehende Möglichkeit, dass ihr Sohn doch noch am Leben sein könnte, und wollten von mir deshalb auch gar nichts Weitere mehr hören. So schied ich von ihnen ziemlich ratlos und unglücklich.

Die erste Begegnung mit den Eltern eines Kameraden ereignete sich bereits wenige Tage nach meiner Rückkehr. Herr und Frau Hertsch aus Glauchau, die, wie schon erwähnt, mit meinen Eltern kurz nach unserem Einsatzbefehl Verbindung aufgenommen und seitdem einen freundschaftlichen Kontakt unterhalten hatten, waren naturgemäß brennend daran interessiert, von mir Näheres über das Jaroslauer Kampfgeschehen und mein und Günters Ergehen zu erfahren. Leider sah ich mich außerstande, ihnen wesentlich mehr als das, was sie aus dem Brief von Christoph Fischer erfahren hatten, noch mitzuteilen. Das Schicksal der Gruppe Pichel, die noch vor dem Ausbruch aus dem Jaroslauer Kessel völlig von der Bildfläche verschwunden war und aus der wir auch später in den verschiedenen Gefangenenlagern keinen einzigen Angehörigen je zu Gesicht bekommen hatten, blieb von Anbeginn an ein großes Rätsel. Es hat sich auch später nie mehr erhellen lassen.

Ein erfreuliches Lebenszeichen ging unserem Hause Ende September 1945 zu. In wenigen Zeilen teilte der stud.theol. Paul Just aus Bautzen meinem Vater seine Rückkehr aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft mit und dass er von Anfang August bis zum 10. Oktober 1944 mit mir zusammen gewesen sei. Während er selbst danach noch für einige Zeit wegen Krankheit im Lager Przemysl habe verweilen müssen, sei ich in ein Stammlager nach Russland verbracht worden, vermutlich in den Kiewer Raum. Er habe sich mit mir immer ausgezeichnet verstanden und hoffe stark, dass auch mir eine baldige Heimkehr beschieden sei. Dieser Brief hatte sich übrigens mit meinem zum gleichen Zeitpunkt abgesendeten Benachrichtigungsschreiben gekreuzt. Wenig später teilte mir Paul Just dann einiges über seinen weiteren Schicksalsweg mit. Danach war er bei Arbeitseinsätzen vom Przemysler Lager aus mehrfach zusammengebrochen und erneut ins Revier eingeliefert worden. Anfang Januar 1945 kam er dann in ein Stammlager bei Charkow, wo er den Revierbereich aber nie mehr verlassen konnte. Rücktransport nach Deutschland und Entlassung am 1. September in Frankfurt an der Oder. Auch sein im Rudniker Lager geschriebener Brief war übrigens wie derjenige Günter Hösels dank der Vermittlung des Nationalkomitees Freies Deutschland an die Heimatadresse gelangt. Paul Just hatte schon bald nach Rückkehr die Möglichkeit, sein Studium fortzusetzen, und zwar ab Mitte Oktober 1945 in der nach Bad Driburg verlegten Erzbischöflichen Akademie Paderborn. Bis 1947 wechselten wir noch einige Briefe, dann verlor sich der Kontakt. Kein Zweifel konnte daran bestehen, dass er seinem künftigen Beruf als katholischer Geistlicher mit starkem Überzeugungseifer entgegenstrebte.

Hans Meier berichtete mir am 23. November 1945 ziemlich ausführlich, wie er am 26. August noch bis Eisenach gelangt, dass es danach aber etwas kritisch

geworden sei, ohne Schaden die "grüne Grenze" zu überwinden. In Mainz habe er alle Angehörigen gesund und wohlbehalten angetroffen, nur sein Einfamilienhäuschen sei total niedergebrannt. Den Schuldienst habe er inzwischen wieder aufgenommen. Leider erhielt ich danach auf mehrere Schreiben keine Bestätigung. Erst viele Jahre später, Ende November 1954, traf von ihm ein schlichter Kartengruß aus Zornheim (Krs. Mainz) ein mit dem Bedauern, meinen Brief (Einzahl!) verlegt zu haben. Danach tat sich nichts mehr.

Über die zufällige Wiederbegegnung mit dem als Organist in meiner von 1948-1952 für mich zuständigen Kirchengemeinde Leipzig-Stötteritz tätigen vormaligen Mielecer Stubenkameraden Günter Göpelt habe ich vorgreifend bereits im 3. Kapitel berichtet. Während meines Leipziger Aufenthaltes suchte ich auch mal den mit mir in Gefangenschaft geratenen Obergefreiten Schrappel auf. Wir tauschten dabei etliche Erinnerungen aus. Hatte er schon während der ersten Vernehmung zu Protokoll gegeben, einst dem Kommunistischen Jugendverband angehört zu haben, so war nun erst recht nicht zu überhören, dass ihn mit dem unter sowjetischer Oberherrschaft regierenden SED-System zumindest etliche Sympathien verbanden. Dies wiederum veranlasste mich, den Kontakt nicht weiter fortzusetzen.

Ein recht trauriger Briefaustausch sollte hier aber noch Erwähnung finden. Paul Just hatte nach seiner Rückkehr nicht nur mein Elternhaus benachrichtigt, sondern zugleich die Angehörigen all derer, die sich dem Rudniker Bibelkreis zugesellt hatten. Im Brief an Frau Weißflog in Aue musste er auch meinen Namen mit erwähnt haben und dass ich im gleichen Transportzug wie ihr Mann von Przemysl ins Landesinnere von Russland verbracht worden sei und demzufolge sicher mehr über sein weiteres Ergehen mitteilen könne als er selbst. Recht bedrückt schrieb sie mir am 12.Oktober, in ihrem Ort kursiere zur Zeit das Gerücht, ihr Mann sei in einem russischen Kriegslazarett verstorben, ob ich diesen Sachverhalt bestätigen könne oder ob mir Gegenteiliges bekannt sei. Da Kurt Weißflog, in welchem Lager auch immer, infolge seiner charismatischen Ausstrahlung stets von einem größeren Personenkreis umgeben gewesen war, hatte ich fest angenommen, einer daraus würde die Familie über sein tragisches Ende in Kenntnis gesetzt haben. Nun musste ich ihr eröffnen, in welch elendem Zustand er ins Koltubankaer Lazarett II eingeliefert worden und bald darauf dort verstorben war. Das genaue Todesdatum hatte ich allerdings nicht im Gedächtnis behalten. Darum schien Frau Weißflog wohl immer noch etwas Hoffnung zurückgelassen haben, meine Angaben könnten auf einem Irrtum basieren. Jedenfalls antwortete sie mir am 19. Oktober nur kurz und seltsam verhalten. Erst am 4. März 1946 schrieb sie mir wieder, und zwar voller Niedergeschlagenheit und innerer Verbitterung:

> Tieferschüttert habe ich nach langem Forschen endlich die Gewißheit, daß mein lieber, mir unvergeßlicher, edler Mann schon am 9. Febr. 1945 gestorben ist. Dieser Kamerad hat, wie er mir schrieb, meinem Manne selbst die gebrochenen Augen zugedrückt. Seine letzten Worte galten seiner Familie. ... Was für harte Stunden müssen das gewesen sein in Gefangenschaft. ... Die Sehnsucht (gemeint: Trauer) meiner Kinder ist übergroß, meine Kleine hing mit Leib und Seele an ihm. Wenn er auf Urlaub war, ließ sie ihn nie allein zur Stadt gehen. Wir alle hatten uns auf sein Kommen vorbereitet. Und nun dieser Schicksalsschlag. Ich selbst habe den Glauben verloren. Und nun komme ich auf Ihren Brief zurück: Sie schreiben, daß mein Mann bei Gott ist. 1. Glaube ich an nichts mehr, 2. ist das nicht ein grausames Spiel, was Gott mit uns getrieben hat, warum läßt er Familienväter nicht heimkehren? ... Wie kann Gerechtigkeit auf Erden sein, wenn Gott selbst ungerecht handelt? Ich bereue, daß ich bisher immer gebetet habe, nun kann ich nicht mehr. Wenn es wirklich einen Gott gibt, so mußte er doch wissen, wie er überall gebraucht wird, mein Mann.
> Aus allen Teilen Deutschlands bekomme ich Post, hauptsächlich an meinen Mann gerichtet, nach Berlin soll er, eine höhere Stelle der christl. Union übernehmen. Nach Duisburg die christl. Gewerkschaften übernehmen, die Kirche wartete auch auf ihn und hatte große Hoffnung auf ihn gesetzt. ... Mein Mann war überall sehr bekannt u. beliebt. Nun liegt er in fremder Erde, und hier wird er so dringend gebraucht.

... Nach Tage u. Nächte langem Ringen bin ich nun zum Entschluß gekommen, meinem Leben ein Ende zu machen. Einmal bin ich schon gerettet worden, das 2. Mal wird es mir bestimmt gelingen. ... Dieses Alleinsein für immer halte ich nicht aus, überall, wo ich hinsehe, fehlt mir mein Mann. ...

Solche und manche anderen Dokumente des Schmerzes, der Klage, ja Anklage schnitten tief ein in die Seele und ließen in mir pure Hurra-Gefühle über die mir geschenkte Rückkehr nicht aufkommen. Viel sann ich in jenen Tagen nach über Fragen des Schicksals, aber auch über schuldhafte Verstrickungen der Menschen und Völker und die Wege Gottes. Trost und Zuspruch in mancherlei Hinsicht vermittelte mir ein kleines in Schwarz gebundenes Büchlein mit der goldenen Aufschrift "Perlen der Bibel" (Stuttgart 1931), das mir meine Mutter zum Weihnachtsfest 1945 auf den Gabentisch gelegt hatte. Daneben beeindruckte mich ein schlichtes, Hermann Claudius zugeschriebenes Gedicht, das damals meines Wissens noch nicht gedruckt war, sondern nur in brieflicher Form Verbreitung fand, aber in sehr markanter Weise auf den eingetretenen Wandel der Zeitverhältnisse und seine tiefere Verankerung Bezug nahm:

"Es wandeln sich die Reiche,
Es wandelt sich die Welt,
Doch Gott bleibt stets der gleiche,
Der sie in Händen hält.

Er wird sie weiter halten,
Was auch geschehen mag,
Ist alles nur sein Walten
Bis an den jüngsten Tag.

Und die er sich erkoren
Zu seiner stillen Schar,
Sind nimmermehr verloren,
Noch seiner Gnade bar."

Dem Menschen sind große Machtmittel in die Hand gegeben, die Welt zu verändern, zu ihrem Vorteil, aber auch zu ihrem Schaden. Gott lässt vieles geschehen, auch den zeitweiligen Triumph finsterer Mächte und den Tod zahlloser Unschuldiger. Letztendlich und global gesehen aber gibt er das Steuer nicht aus der Hand. Wie eh und je sorgt er dafür, dass dem Auswuchs des Bösen Grenzen gesetzt bleiben, und ganz gewiss greift er da und dort auch mal unmittelbar in die Speichen. Bewahrende Hilfe, die Gott seinen Getreuen zugesagt hat, kann ihnen sehr wohl ganz konkret im irdischen Bereich zuteil werden, muss es aber nicht zwingend. Im letzten Sinne bezieht sich der Begriff der Gnade auf den Zustand des zeitlosen Aufgehobenseins bei ihm. So gesehen, ist durchaus vorstellbar, dass einem vorzeitig Abberufenen solch ein Platz zugewiesen, einem in diesem Leben stets Begünstigten, sofern er es an der gebotenen Demut hat fehlen lassen, hingegen aberkannt wird. Das war in Umrissen der Denkansatz, der sich damals in mir heranbildete.

So notwendig und hilfreich es ist, sich zeit- und raumüberbrückend zu orientieren, sollte der Blick aber nicht von den irdischen Aufgaben und Verpflichtungen abgewendet bleiben, sondern vielmehr gefestigt und gestärkt auf sie zurückgelenkt werden. Das unermessliche Trümmerfeld, das sich im Jahr 1945 vor unseren Augen ausbreitete, forderte zu tatkräftigen Zupacken geradezu heraus.

Ich gestehe: Zwei völlig unterschiedliche, ja entgegengerichtete Strömungen pulsierten damals in meinem Inneren. Auf der einen Seite empfand ich, der ich mich dank des elterlichen Einflusses nie von der im Volk entfachten nationalsozialistischen Hysterie hatte mitreissen lassen, schon so etwas wie Genugtuung darüber, dass die hochfahrenden Visionen vom "tausendjährigen Reich" sich in Nichts aufgelöst hatten und das Götzenbild des "geliebten Führers" zerstoben war. Auf der anderen Seite regte sich in mir nun aber auch ein

nicht zu ignorierendes Gefühl der Solidarität mit der eigenen, so fürchterlich geschlagenen, entmachteten, ringsum verachteten, ja geächteten deutschen Nation, zu deren guten Traditionen in Geschichte, Wirtschaft, Kunst, Kultur und Wissenschaft ich stets aufgeschaut hatte und deren vorbildlicher Charakter mir auch jetzt unstrittig blieb. Dabei erinnerte ich mich lebhaft des Aufrufes, den kein Geringerer als der bedeutende deutsche Philosoph Johann Gottlieb Fichte zu einem Zeitpunkt, als das eigene Vaterland tief darniederlag und unter napoleonischer Fremdherrschaft schmachtete, an die Nation gerichtet hatte:

"Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben,
An deines Volkes Auferstehn.
Lass diesen Glauben dir nicht rauben,
Trotz allem, was da ist geschehn.

Und handeln sollst du so, als hinge
Von dir und deinem Tun allein
Das Schicksal ab der deutschen Dinge
Und die Verantwortung wär' dein."

So sehr ich diese Verse als wegweisende Direktive nicht nur für das Deutschland von 1806-1813, sondern gerade auch für die unmittelbare Gegenwart empfand, so wenig nehme ich für meine nächsten Lebensschritte - Nachholung des Abiturs im Frühjahr 1946, Mithilfe beim Aufbau der Ortsgruppe Waldenburg der Christlich Demokratischen Union um die gleiche Zeit, Beginn des Praktikums im gehobenen Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken ab Juni 1947 -, wie auch für meinen späteren beruflichen Werdegang und mein sonstiges Verhalten in Anspruch, der in der zweiten Strophe geäußerten hohen Erwartung in vollem Umfang gerecht geworden zu sein. Doch haben auch andere Neubeginner nur mit Wasser gekocht. Schließlich sei nicht verschwiegen, dass es im Wirrsal der ersten Nachkriegszeit auch zu manchen ausgesprochen negativen Erscheinungsbildern (Schieberunwesen u.a.) gekommen ist. Gleichwohl bleibt, auch aus heutiger Sicht noch, hoch anzuerkennen, ja zu bewundern, wie der Großteil der Menschen in Deutschland nach Überwindung der schlimmsten Nackenschläge darangegangen ist, die Dinge wieder ins Lot zu rücken und schon nach wenigen Jahren in den westlichen Besatzungszonen und der nachfolgenden Bundesrepublik unter vernünftiger Weichenstellung durch die damals Regierenden einen wirtschaftlichen Aufstieg zu vollbringen, der in der Welt nahezu ohne Beispiel dasteht.

Bedeutsamer Anteil an diesem Wiedererwachen - das sollte man zu würdigen nicht unterlassen - kommt dabei den Frauen zu. Schon während der Kriegsjahre, als ihre Lebensgefährten an die Front berufen wurden, hatten sie an ihrer Statt daheim auf vielfältige Weise "ihren Mann" stehen müssen. Keinesfalls geringfügigere Lasten warteten ihrer nach dem Zusammenbruch, doch oft überzeugender als den mitunter arg aus der Bahn geworfenen Vertretern des männlichen Geschlechts war es ihnen gegeben, innere Lebensenergien zu mobilisieren und diese ohne laute Sprüche, doch mit aller Entschlossenheit dem Neubeginn zuzuführen. Wer, wie der Schreiber dieses Berichtes, über ein Jahr lang in ausschließlicher und auf die Dauer doch ziemlich zermürbender Männergesellschaft hat zubringen müssen, entwickelte für diesen so ganz anders gearteten Kraftzustrom schon ein Gespür und begrüßte ihn ohne Vorbehalt. Die Tatsache, dass Jahre nach dem Krieg als Symbolfigur für die Revitalisierung Deutschlands keine andere als die "Trümmerfrau" auf den Denkmalsockel erhoben worden ist, belegt die in dieser Hinsicht bestehende Übereinstimmung meines persönlichen Empfindens mit demjenigen weiter Kreise unseres Volkes.

In späterer Zeit, insbesondere im Zuge der sog. 68er-Bewegung sahen sich die Deutschen der Wiederaufbauphase und des Wirtschaftswunders allerdings heftiger Kritik ausgesetzt. Sie hätten nur im Auge gehabt, so rasch als möglich zu Wohlstand zu gelangen, das im Namen des deutschen Volkes anderen

Völkern zugefügte Leid aber aus ihrer Erinnerung verdrängt und nicht in erforderlichem Maße dafür gesühnt. Solche und ähnlich lautende Anklagen wurden und werden ihnen zum Teil noch immer hart um die Ohren geschlagen. Zu Unrecht, wie ich meine, zumindest in solcher Ausschließlichkeit; denn mit dem Verlust ihrer an der Front gefallenen oder durch Bomben umgekommenen Angehörigen, mit der Vertreibung aus ihrer angestammten Heimat, der Zertrümmerung ihrer Häuser und Wohnungen und aller sonstigen erlittenen Drangsal empfanden sich die den Kriegsauswirkungen selbst nur mit knapper Not Entronnenen doch schon hart genug bestraft, um noch große Bekenntnisse von sich zu geben. Zudem saß der Schock oder auch die Scham über das klägliche Ende dessen, auf das sie Jahre zuvor all ihr Vertrauen und all ihre Hoffnungen gesetzt hatten, nicht wenigen von ihnen so tief in den Gliedern, dass sie nicht auf Anhieb die geeigneten Worte zu finden vermochten. Als entscheidend sollte jedoch nicht gewertet werden, ob und wie die Menschen sich damals sprachlich artikuliert, sondern inwieweit sie neue Einsichten gewonnen und ihr Verhalten geändert haben. Und da kommt man um die Feststellung nicht herum, dass sich die allermeisten sehr bald und sehr deutlich des Unheils bewusst waren, das die nationalsozialistische Führung anderen Völkern, nicht zuletzt aber auch dem eigenen, angetan hatte. Mit Entschlosenheit schlugen sie deshalb den Weg zu Demokratie und Völkerverständigung ein und beschritten diesen ganz konsequent weiter.

Nach allem Vorgefallenen sollte es unsererseits nicht an Einsicht dafür mangeln, dass Juden und andere Schwerstbetroffene ein natürliches Interesse daran haben, die von den Hitler-Schergen begangenen Grausamkeiten im Gedächtnis der Nachwelt wachzuhalten. Als intransigent zu empfinden und nicht zu billigen ist jedoch das von bestimmten einflussreichen Kreisen im Gang gehaltene Betreiben, ein ganzes Volk für Zeit und Ewigkeit auf der Anklagebank festzunageln. Die generelle Erkenntnis, dass jedes Volk neben guten und tüchtigen Menschen auch Verbrechertypen hervorbringt, es aber keine durchgängig rechtschaffenen und keine durchgängig bösen Völker gibt, beansprucht Gültigkeit auch für das unsrige. Mangelhaften politischen Durchblick, Vertrauensseligkeit, hemmungslosen Begeisterungstaumel - all dies und noch manches mehr kann man vielen, obwohl längst nicht sämtlichen Deutschen während der Nazizeit und auch schon davor anlasten, Massendeportationen und -hinrichtungen von Juden und anderen "unerwünschten" Personen aber haben, wie schon an anderer Stelle dieses Berichtes deutlich gemacht worden ist, keinesfalls dem erklärten Willen des Volkes entsprochen. Durchgehend bekannt geworden sind sie überdies erst nach Kriegsende.

Erforderliche Schlüsse aus der Vergangenheit zu ziehen, sich zu bemühen, diese, um ein geläufiges Schlagwort aufzugreifen, zu "bewältigen", kann nicht heißen, den Blick ständig wie hypnotisiert auf sie zurückzulenken, sondern geläutert und geschärft der unmittelbaren Gegenwart zuzuwenden und in die Zukunft zu richten. Grundordnung, Freiheit, Menschenrecht und -würde sind auch in unseren Tagen bedroht, und dies keineswegs nur von rechtsextremistischen Gruppierungen und dem, was man als Neofaschismus bezeichnet. Den zerstörerischen Kräften in der Welt fehlt es nicht an Findigkeit, sich immer wieder neue Ausgangsbasen zu verschaffen und mit Intelligenz, List und betörender Gewalt Menschen für ihre Zwecke gefügig zu machen. Gerade unsere vielgepriesene pluralistisch-multikulturelle Gesellschaftsordnung bietet eine denkbar geeignete Plattform für Eroberungsabsichten solcher Art.

Ein Vergleich der Lebensverhältnisse und -bedingungen der heutigen Zeit mit denjenigen von damals fällt bei äußerer Betrachtungsweise ganz eindeutig zugunsten der Gegenwart aus. Wir stehen heute nicht mehr unter der Fuchtel einer totalitären Herrschaft oder eines Besatzungsstatuts, sondern haben eine im Wesentlichen bewährte demokratische Staatsverfassung. Trotz mannigfacher Gefährdungen können wir uns generell weiterhin wirtschaftlicher Stabilität erfreuen. Die jetzt im Leben stehenden Menschen haben in technologischer

Hinsicht Entfaltungsmöglichkeiten erreicht, an die noch vor wenigen Jahrzehnten kaum zu denken war. Dennoch gibt es auch eine ganze Reihe wunder Punkte: Beängstigend steigende Schwerkriminalität, oft international raffiniert verflochten, aber keine durchgreifenden Maßnahmen dagegen, abnehmendes Zugehörigkeits- und Verantwortungsgefühl Volk und Staat gegenüber, Abwertung von Ehe und Familie als Kernzellen eines gesunden gesellschaftlichen Lebensgefüges. So ausgeprägt bei Vertretern der heutigen Generation der Hang auch ist, alle Dinge kritisch und vollerBedenken zu "hinterfragen", so sehr mangelt es oft an der Fähigkeit, zu wirklich sachgerechten und pragmatischen Einsichten zu gelangen. Doktrinäre Überheblichkeit und ideologisch-bornierte Einseitigkeit beherrschen die Parteien- und Medienlandschaft. Dazu wächst die Bereitschaft, demokratisch gewählte und legitimierte Gremien durch Druck von der Straße bis hin zu gezielten Gewaltaktionen daran zu hindern, die politisch notwendigen Entscheidungen zu treffen und durchzuführen. Selbstverwirklichung - so heißt die Zauberformel des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Dabei hat man weniger die durchaus anzustrebende Ausformung persönlicher Anlagen und Fähigkeiten im Auge als das hemmungslose selbstbezogene Sich-Ausleben des Individuums. Drogenkonsum wird zwar nicht als erstrebenswertes Ziel proklamiert, doch in zunehmendem Maße hingenommen, die Vernichtung unwillkommenen vorgeburtlichen Lebens auf eine mehr oder minder legalisierte Basis gestellt und nicht selten ohne jedes Schuldgefühl praktiziert. Weiterungen in dieser Richtung erscheinen heute kaum noch aufhaltbar.

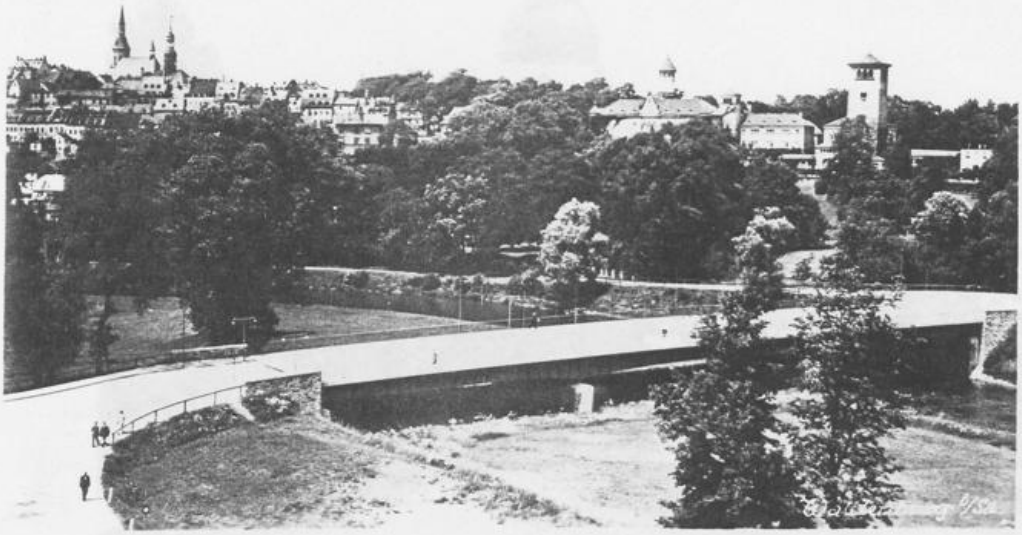
Diese abträglichen Entwicklungstendenzen gehen in ursächlichem Wechselverhältnis einher mit einem empfindlichen Verlust an christlicher Wertesubstanz. Bis tief in die innerkirchlichen Bereiche hinein erstreckt er sich. Statt sich zu bemühen, in den Menschen das seit den Tagen der Aufklärung schwindende Bewusstsein "schlechthinniger Abhängigkeit von Gott" (Friedrich D. Schleiermacher) wieder zu heben und neu zu befestigen, lassen sich nicht wenige Amtswalter der Kirchen von rein diesseitigen Vorstellungen, oft genug gar von parteipolitischen Tageslosungen leiten. Mit hechelnder Zunge suchen sie dem Zeitgeist hinterherzujagen. Das, was sich zur Nazizeit in beschämender Weise ereignete, Unterwanderung der Kirchen mit bibelfernem ideologischen Gedankengut und massive Einschnürung des christlichen Lebensverständnisses in der Öffentlichkeit, wiederholt sich, wenn auch unter ausgetauschten Symbolen, in unseren Tagen. Gewiss mangelt es gegenwärtig nicht an sozialen und humanitären Aktivitäten, die als solche unser aller Unterstützung verdienen, wohl aber an einer Orientierung, die über das Zeitbedingte und mit zeitlichen Mitteln allein nicht zu Lösende hinausführt. Die bedrückende Leere, die uns in dieser Hinsicht umgibt, lässt sich vergleichen mit der durch fortwährende Schadstoffbelastung entstandenen Ausdünnung unserer Naturwelt. Hier wie dort sind künftige Katastrophen bereits vorprogrammiert.

Der Blick in die Zukunft berechtigt also wahrlich nicht zu hochfliegendem Optimismus. Er sollte allerdings auch nicht das völlige Gegenteil als Konsequenz nach sich ziehen, gibt es doch inmitten des uns umbrandenden Geschehens einen Fels, der nicht weicht und wankt, an den wir uns wie eh und je festklammern und auf den wir trotz erlahmender Kräfte und erlittener Schrammen neuen Grund fassen können. Die alttestamentliche Verheißung aus Jeremia 54 hat mir als Taufspruch bei allem Wissen um innewohnende Schwächen und persönliches Versagen im Leben immer wieder Trost, Hoffnung und Halt gegeben. Mit ihr möchte ich denn auch meinen durch schmerzliche Dunkelzonen führenden und mit "Untergang und Bewahrung" überschriebenen Erlebnis- und Erfahrungsbericht sowohl rück- als auch vorwärtsschauend beschließen:

"Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen;
aber meine Gnade soll nicht von dir weichen
und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen,
spricht der Herr, dein Erbarmer."

Abbildungen

Waldenburg in Sachsen



Muldenbrücke mit Oberstadt und Schloss



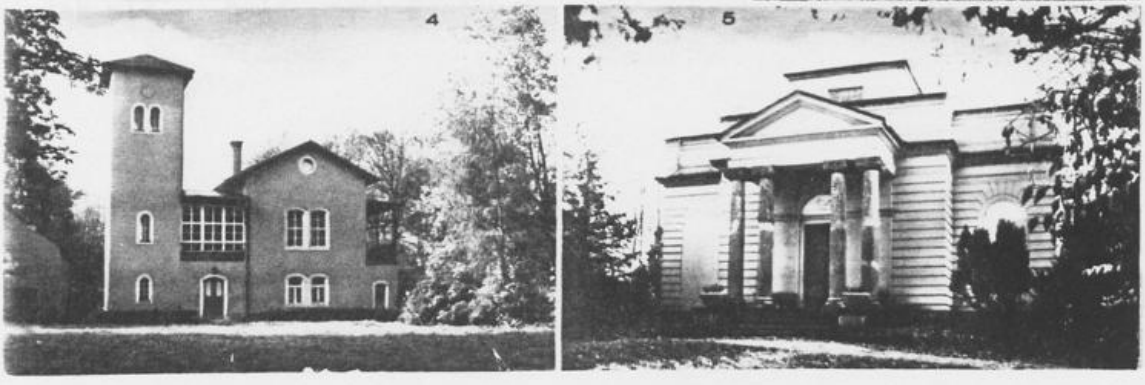
Bahnhofstraße mit Altstädter Kirche
Im Hintergrund links das Pfarrhaus



Altstädter Kirche. Blick von der Muldenbrücke



Waldenburg · Kr. Glauchau
Grünfelder Park



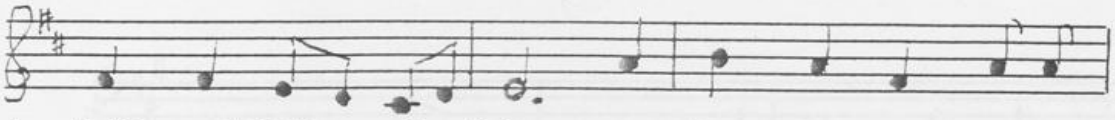
Der Gärtner

Von Joseph Freiherr von Eichendorff

Mel. Ernst Fleischhack
(Waldenburg, Mai 1944)



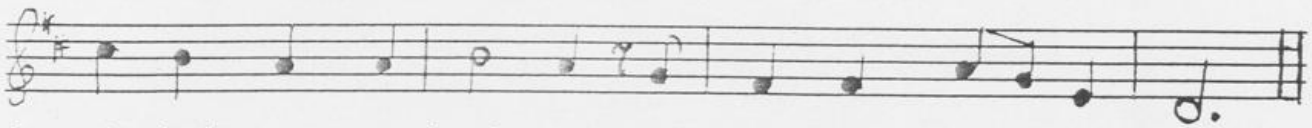
1. Wo = hin ich geh' und schau - e, in
2. In mei = nem Gar = ten find - ich viel
3. Ihr darf ich kei = nen rei - chen, sie
4. Ich schein wohl fro = her Din - ge und



1. Feld und Wald - und- Tal, vom Berg hin= ab in die
2. Blu = men schön- und- fein. Viel Krän= ze wohl draus
3. ist zu hoch - und- schön, die müs = sen al= le ver=
4. schaf= fe auf - und- ab, und ob das Herz zer =



1. Au - e: Viel schö=ne ho = he Frau - e, grüß
2. wind - ich und tau= send Ge=dan= ken bind - ich und
3. blei - chen, die Lie= be nur oh= ne glei - chen bleibt
4. sprin- ge, ich gra= be fort und sing - e und



1. ich dich tau = send=mal - , grüß ich dich tau - send = mal.
2. Grü= ße mit da = rein - und Grü= ße mit - da = rein.
3. e = wig im Her = zen stehn - bleibt e = wig im Her - zen stehn.
4. grab mir bald mein Grab - und grab mir bald - mein Grab.

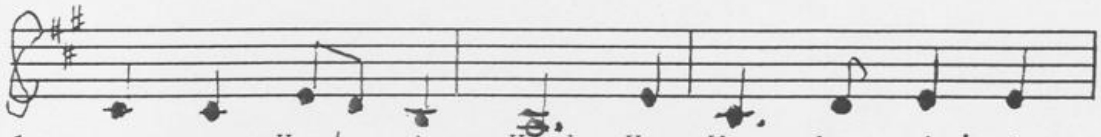
Im Abendrot

Von Joseph Freiherr von Eichendorff
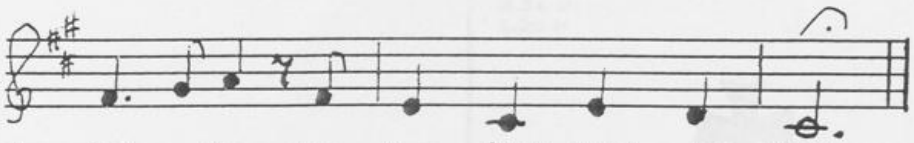
Mel. Ernst Fleischhack
(Waldenburg, Mai 1944)



1. Wir sind durch Not und Freu = de, ge =
2. Rings sich die Tä = ler nei = gen, es
3. Tritt her und laß sie schwir = ren, bald
4. O wei= ter stil= ler Frie = de! So



1. gan = gen Hand - in Hand. Vom Wan = dern ruhn' wir
2. dun = kelt schon - die Luft. Zwei Ler = chen nur noch
3. ist es Schla - fens= zeit, daß wir uns nicht ver =
4. tief im A - bend= rot. Wie sind wir wan = der =



1. bei - de nun ü = berm stil = len Land.
2. stei - gen nach= träu= mend in den Duft.
3. ir - ren in die = ser Ein = sam= keit.
4. mü - de, ist das et = wa der Tod?



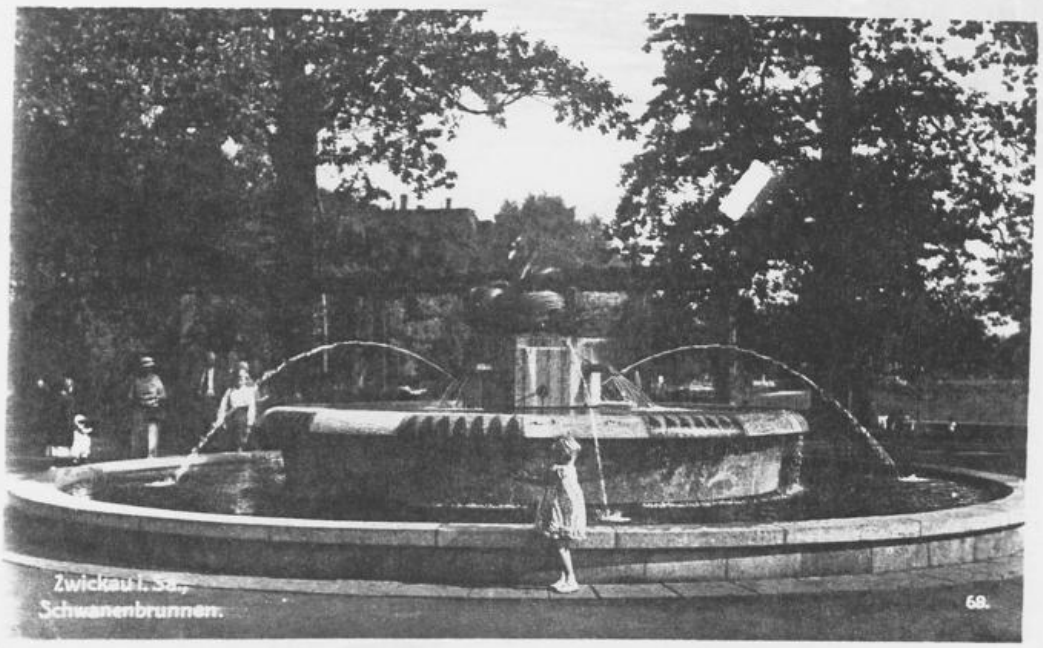
Passbild für das Soldbuch
Aufn. Zwickau 1.6.1944



Das Feldgesangbuch,
ein treuer Begleiter



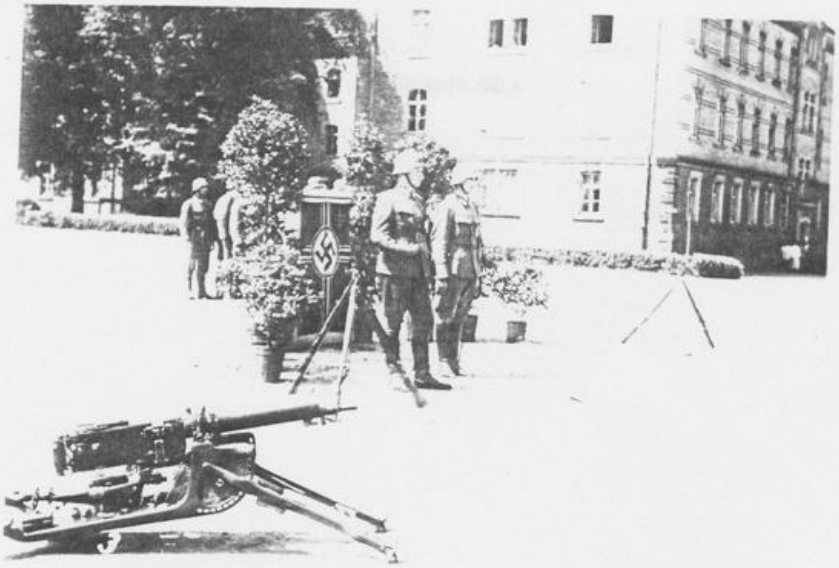
Zwickau mit dem Schwanenteich

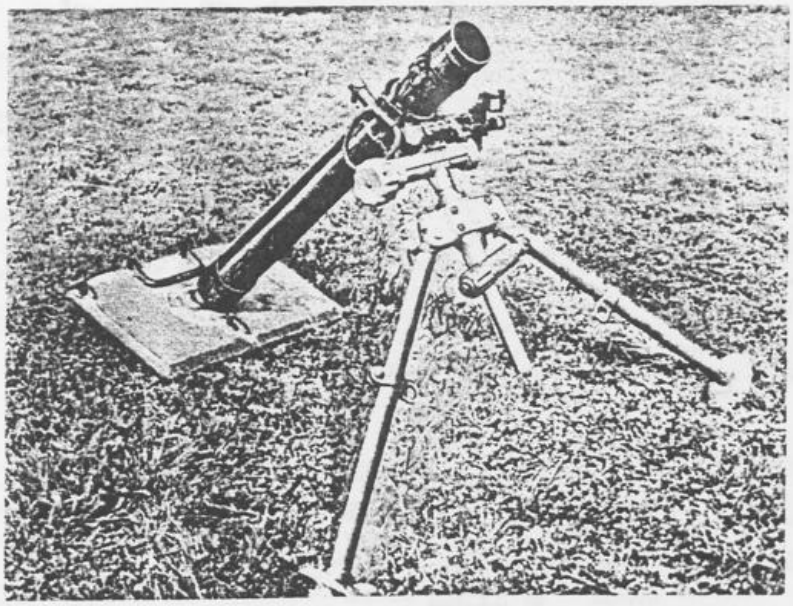




Vereidigungsfeier
in Zwickau
am 30. Mai 1944

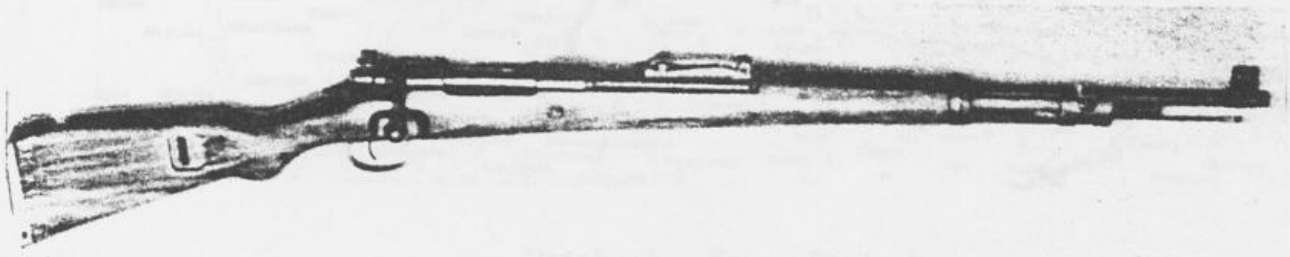






Schwerer Granatwerfer
(sGr.W.) 34

Standardwaffen der deutschen Infanterie



Gewehr 98 k

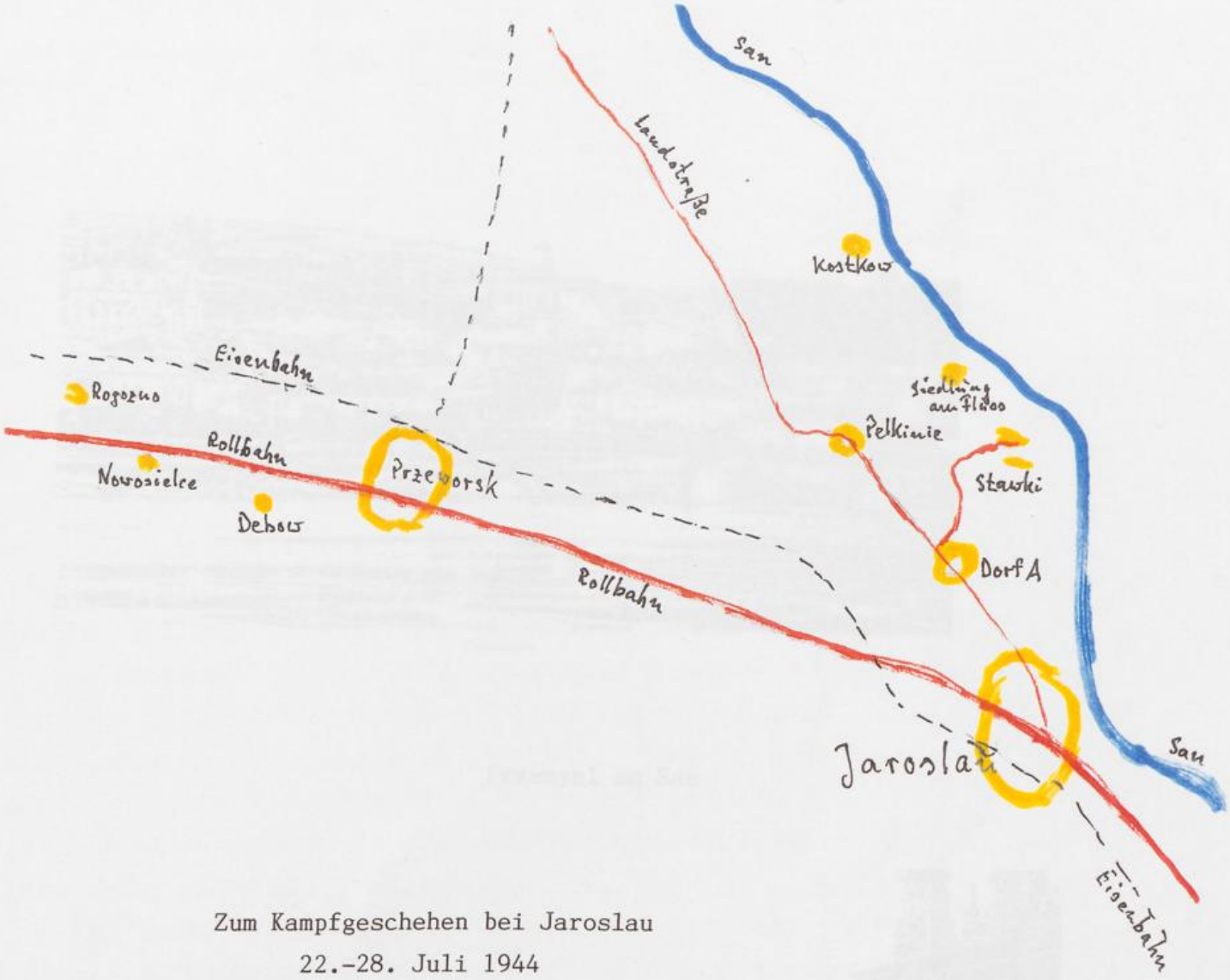


Weichsel - San - Dreieck

in Westgalizien

Ausschnitt aus Shell Euro Karte 1:750 000

Im Bericht erwähnte Orte sind hier gelb markiert



Zum Kampfgeschehen bei Jaroslau
22.-28. Juli 1944

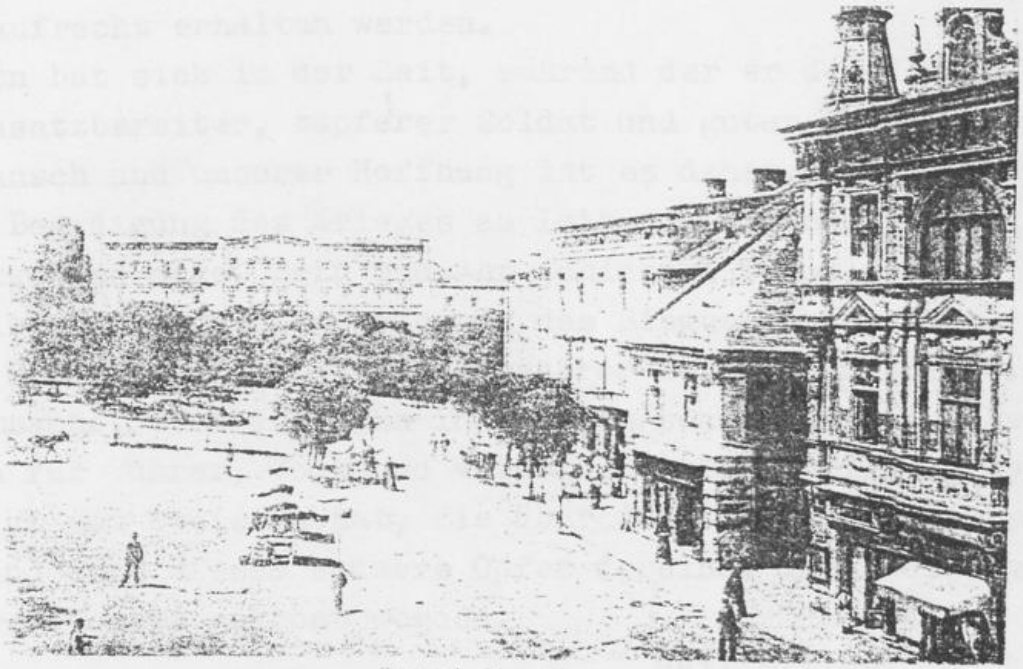


Jaroslaw. Rathaus.



Przemysl.

Przemysl am San



Przemysl. Ringplatz.

Abw.-Stab Rgt.Grossmann,
4.Kp.Uhlemann, über Dienststelle F.P.-Nr. 44 809.
(Auf Briefumschlag nur "Dienststelle F.P.-Nr.44 809" angeben!).

O.U., den 3.Dezember 1944.

Vermissten-Meldung

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Zu meinem grössten Bedauern erfülle ich die traurige Pflicht, Ihnen mitzuteilen, dass Ihr Sohn, der Grenadier Ernst Fleischhack, nunmehr als vermisst erklärt werden muss.

Bei den schweren in der Zeit vom 21.7. - 7.8.44 im Raum von Jarosla - Reichshof - Debica stattgefundenen Abwehrkämpfen wurde Ihr Sohn von der Truppe getrennt. Alle bisher von hier betriebenen umfangreichen Nachforschungen nach seinem Verbleib sind leider ergebnislos geblieben. Es ist daher nunmehr doch damit zu rechnen, dass er dabei in russische Gefangenschaft geraten ist. Die bisher von uns gehegte Hoffnung, dass er sich zu einer anderen deutschen Einheit durchgeschlagen haben könnte, kann jetzt nicht mehr aufrecht erhalten werden.

Ihr Sohn hat sich in der Zeit, während der er der Kompanie angehört hat, als einsatzbereiter, tapferer Soldat und guter Kamerad gezeigt, Unser aller Wunsch und unsere Hoffnung ist es daher, dass er einst nach siegreicher Beendigung des Krieges an Leib und Seele gesund wieder zu Ihnen zurückkehren möge. Sein und Ihr Schicksal verpflichtet nunmehr Sie und uns, alle Kraft für die Erringung des Sieges einzusetzen, da nur ein solcher die Gewähr für die Rückkehr unserer Gefangenen bietet. Bis dahin möge die Tatsache, dass Ihr Sohn in unserem schwersten Schicksalskampf aller Zeiten für Führer, Volk und Vaterland stets vollste Einsatzbereitschaft gezeigt und bweiesen hat, Sie über die Zeit der Ungewissheit hinwegtrösten und möge dieses schwere Opfer dereinst durch eine glückliche Heimkehr Ihres Sohnes gekrönt werden.

Heil Hitler!

Oberleutnant und Führer des Abw.-Staber

Hinter Stacheldraht

Lagerszenen







Verhör



Filzung



"Fleischbeschau"

Sämtliche Zeichnungen aus:
Hans-Helmut Barkenthin: Morgen dürft ihr nach Hause.
Aufzeichn. u. Skizzen e. Plennies.
Gütersloh: Bertelsmann 1957.

Zum Rücktransport nach Deutschland
(Berührte Orte sind gelb markiert)





ВОИНСКАЯ ЧАСТЬ
Полевая почта
№ 28930—Э
194 г.
№

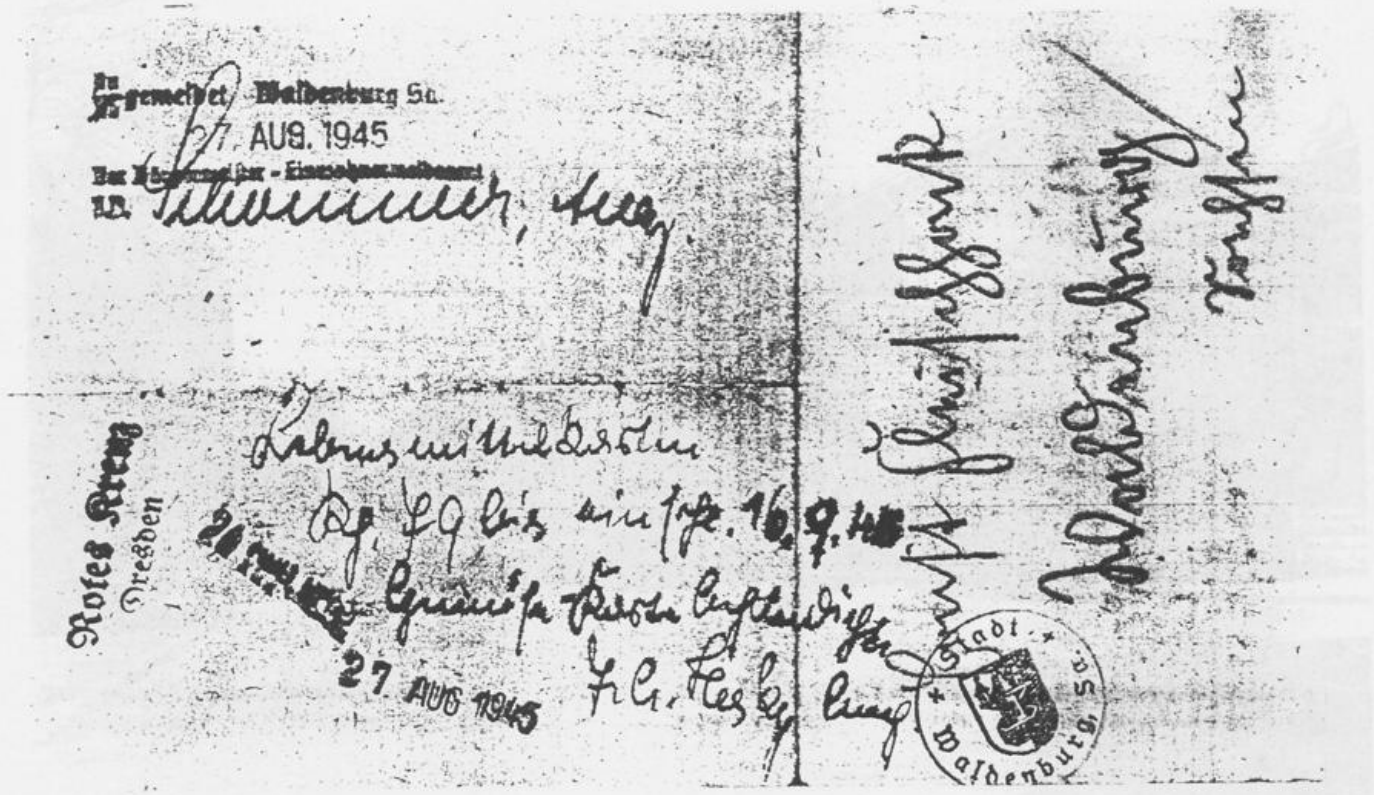
СПРАВКА

Бывший военнопленный Флейшер Ernst, Вальтер
год рожд. 1926 освобождается
из лагеря для военнопленных и следует по месту
своего постоянного жительства в гор. Вальденбург (Зап.)

Командир в/ч №
Полевая почта № 28930 - Э

Entlassungsschein aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft

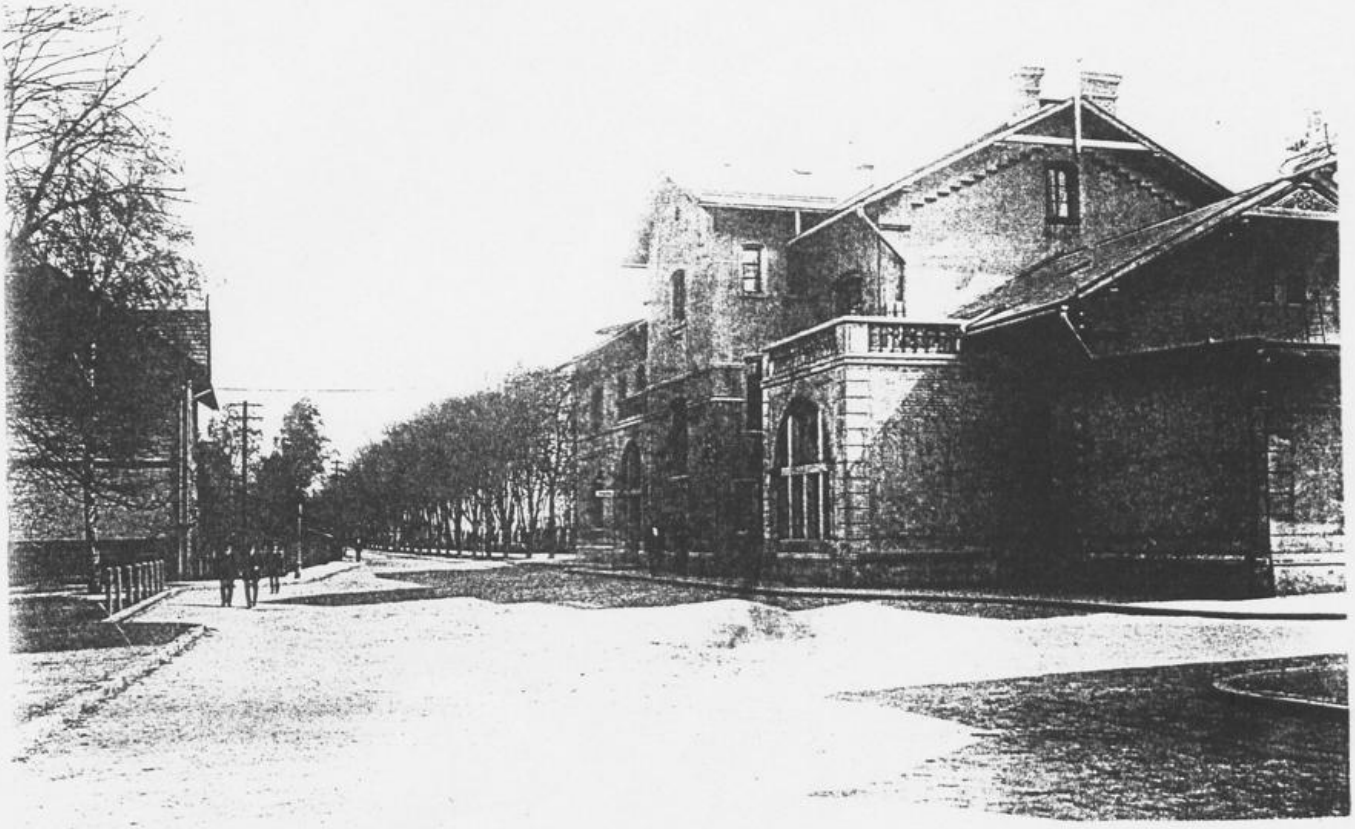
Ausgestellt in Hoyerswerda am 24. Aug. 1945





[97] Das Schützenhaus Hoyerswerda mit der Brücke über dem Elsterfließ. Postkarte von 1911.

Hoyerswerda. Erste Stationen in der wiedererlangten Freiheit



Bahnhof

urn 11126832
hmm 11126801